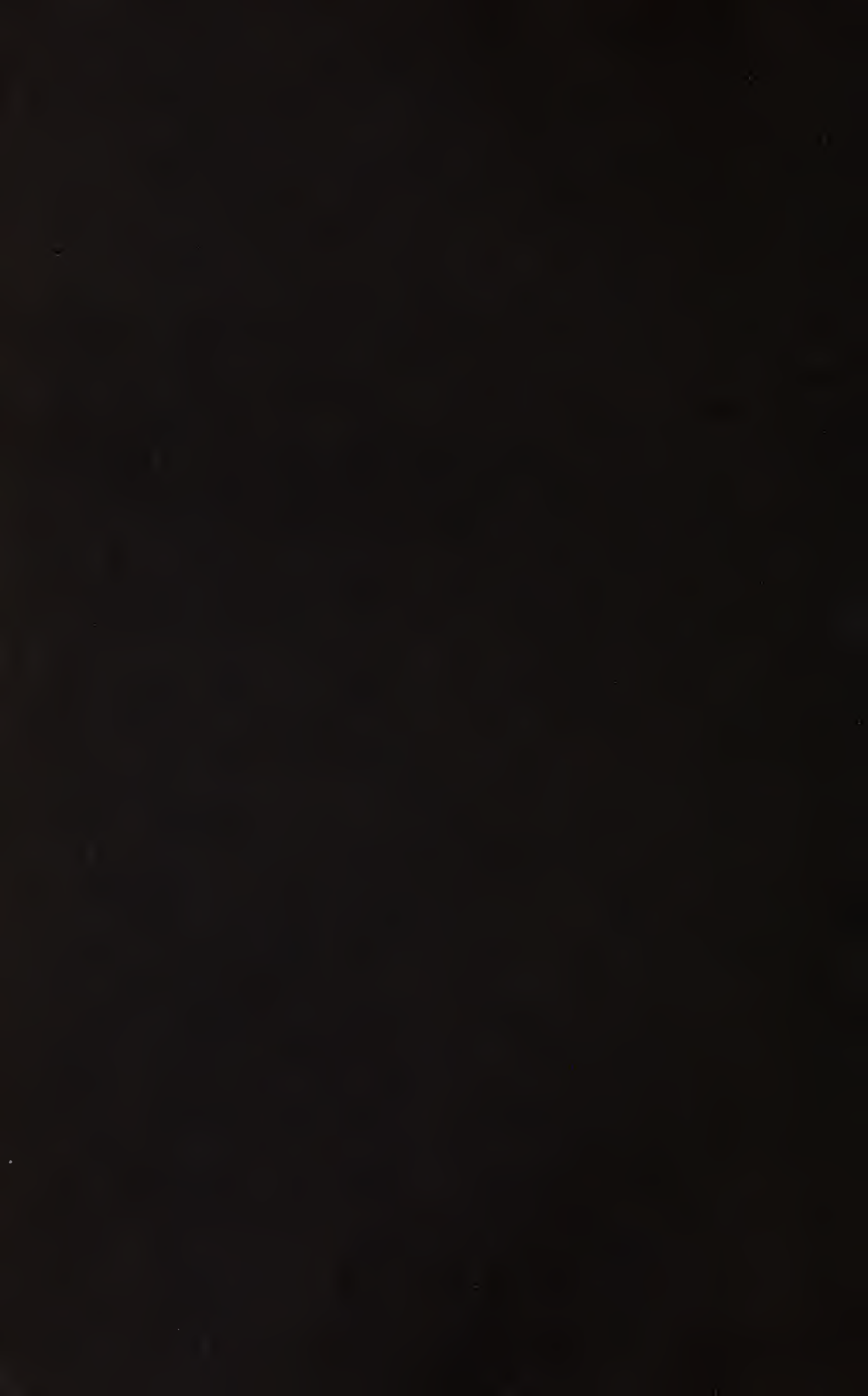




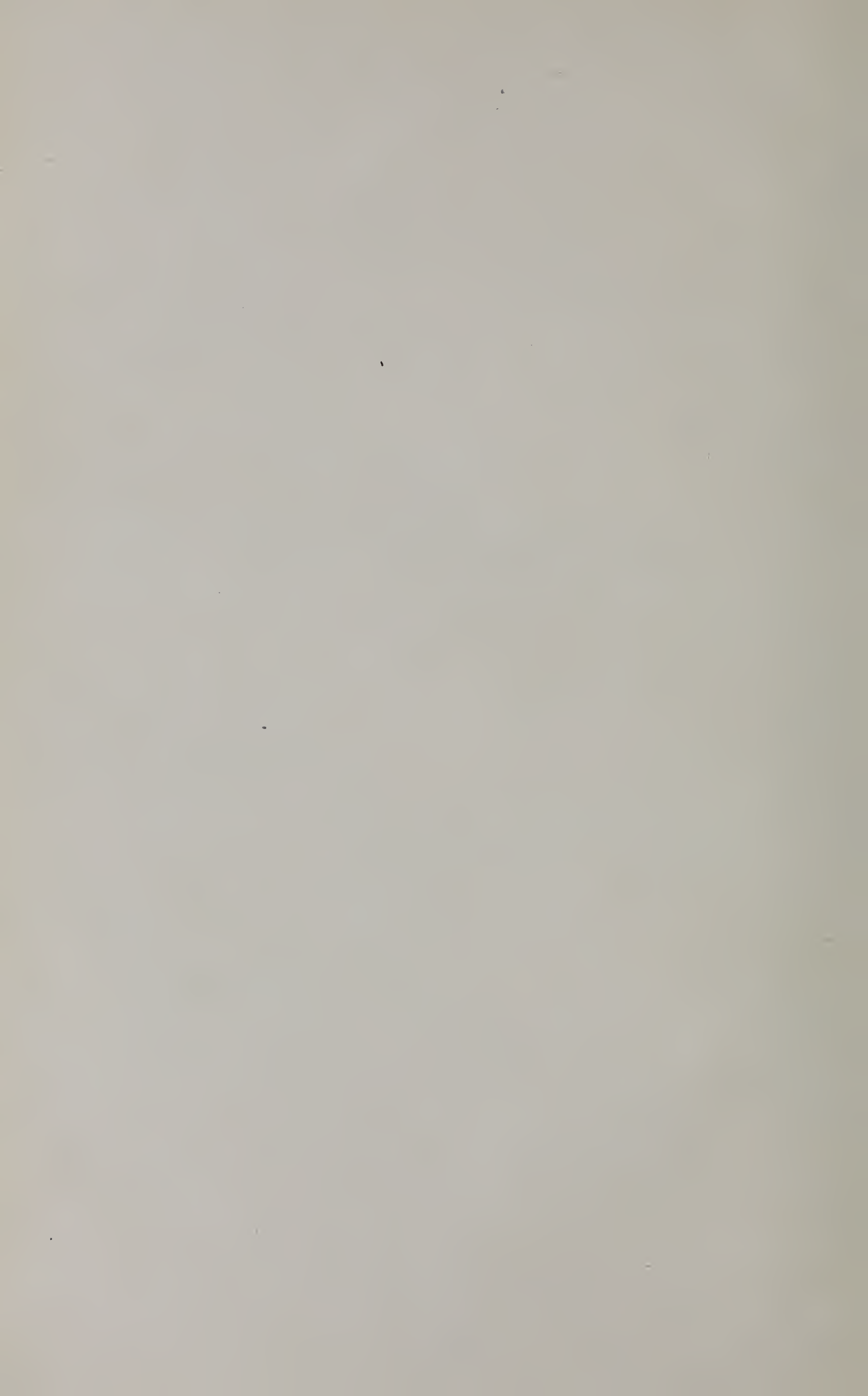




SOPHUS MÜLLER

NORDISCHE ALTERTUMSKUNDE

ZWEITER BAND







SCHMUCKSACHEN AUS DER VIKINGERZEIT.

NORDISCHE
ALTERTUMSKUNDE

NACH FUNDEN UND DENKMÄLERN AUS DÄNEMARK UND SCHLESWIG

GEMEINFASSLICH DARGESTELLT

VON

DR. SOPHUS MÜLLER

DIREKTOR AM NATIONALMUSEUM ZU KOPENHAGEN.

DEUTSCHE AUSGABE

UNTER MITWIRKUNG DES VERFASSERS BESORGT

VON

DR. OTTO LUITPOLD JIRICZEK

PRIVATDOZENTEN DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE AN DER UNIVERSITÄT BRESLAU.



ZWEITER BAND:

EISENZEIT.

MIT 189 ABBILDUNGEN IM TEXT UND 2 TAFELN.

STRASSBURG.

KARL J. TRÜBNER.

1898.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

INHALTSVERZEICHNIS.

Dritte Periode. DIE EISENZEIT.

Die ältere Eisenzeit.

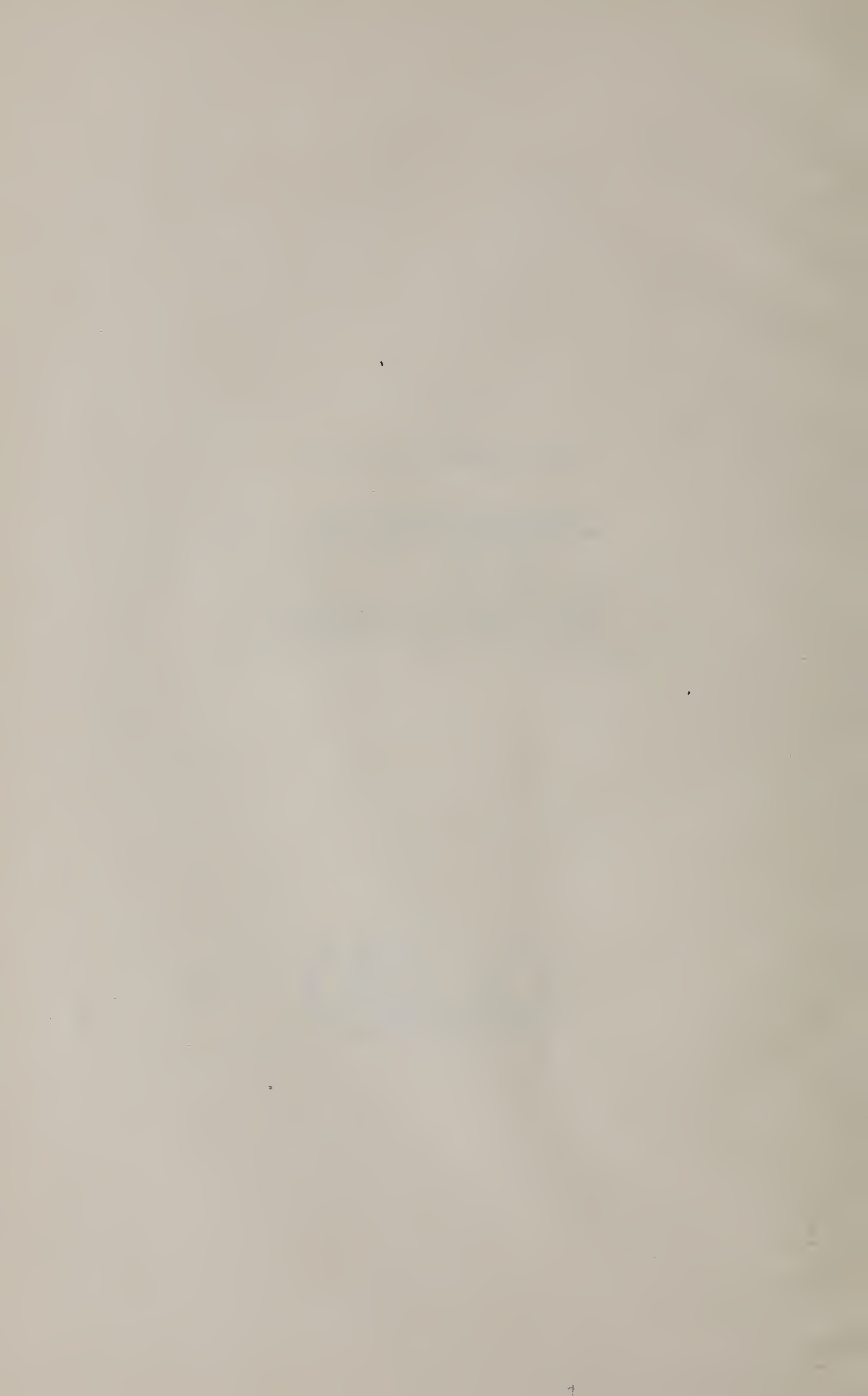
KUNST-BEILAGEN:

Bemerkte Druckfehler.

Band I S. 21, Z. 4 v. u. lies *Hauptnahrung*.
» I S. 204, Z. 18 v. o. lies *Blöcke*.
» I S. 450, Z. 2 v. o. lies *mit dem Spinnwirtel*.
» II S. 3, Z. 1 v. u. lies *Perioden*.
» II S. 80, oben und
» II S. 94, Z. 10 und 13 v. u. lies *Thorsbjerg*.

DRITTE PERIODE.

DIE EISENZEIT.



DIE ÄLTERE EISENZEIT.



Abb. 1. Henkelbeschlag eines etrurischen Bronzekessels mit Silenkopf. (S. 23.)

I. BEGINN DER EISENZEIT IN EUROPA.

Die Bezeichnung »Eisenzeit«. — Das Eisen in Mesopotamien, in Ägypten, in Griechenland und Italien. — Die Hallstätter Eisenzeit. — Die Eisenzeit im Norden. — Das Eisen in anderen Weltteilen. — Spätes und unvermitteltes Auftreten des Eisens im Norden.

Der Ausdruck »Eisenzeit« ist, wie nicht ohne einige Berechtigung eingewendet worden ist, keine so gute Bezeichnung wie »Steinzeit« und »Bronzezeit«, und muss jedenfalls anders aufgefasst werden. Die beiden ersten Perioden des Altertums haben, jede für sich, als ganzes betrachtet, ein einheitliches Gepräge; sie sind besondere, abgeschlossene Kulturperioden, die thatsächlich durch die zu ihrer Bezeichnung verwendeten Stoffnamen »Stein« und »Bronze« charakterisiert sind; wohin immer man sich innerhalb dieser Periden wenden mag, sind die Wörter

»Stein« bezw. »Bronze« das Alpha und das Omega jeder archäologischen Darstellung. Das Eisen dagegen ist nicht in gleichem Umfang die Basis der ganzen Kultur der letzten Periode des Altertums, und der Inhalt der Eisenzeit ändert sich in ihrem Verlaufe sehr wesentlich. Die Eisenzeit umfasst im Norden eine Reihe von verschiedenen Kulturabschnitten, die vorrömische und die römische Eisenzeit, die Zeit der Völkerwanderung, die nachrömische und die Vikingerzeit, und reicht demnach von fernen vorhistorischen Zuständen bis in die historische Zeit hinein. Man könnte auch sagen, dass sowohl die Kunst Griechenlands als die Barbarei Afrikas unter den Begriff Eisenzeit fallen, ja dass noch unser Jahrhundert mit seinen Bauten, Schiffen und Wegen von Eisen erst recht eine Eisenzeit zu nennen sei. Und die Eisenzeit wird fortdauern bis zum letzten Tag, wenn nicht ein neues Metall einmal das Eisen verdrängen und einer neuen Periode seinen Namen aufdrücken wird.

Dennoch wird man die Bezeichnung »Eisenzeit« nicht unpraktisch und unpassend finden, wenn man nur daran festhält, dass sie bloss von vorgeschichtlichen Zeiten und ausschliesslich für Gebiete, die vorher eine Bronze- und Steinzeit gehabt haben, gebraucht wird. In diesem Sinne lässt sie sich daher zunächst für die letzte Periode des nordischen Altertums anwenden, in welcher das Eisen das wesentlichste Nutzmetall war, wie vorher die Bronze und noch früher Stein, und sodann namentlich für grosse Teile Europas, wo wie im Norden eine vorhistorische Eisenzeit auf eine Bronzezeit gefolgt ist. Würde man sich nur überall klar darüber, dass von einer Eisenzeit eigentlich nur dort die Rede ist, wo die historische Zeitrechnung aufhört, so würde bereits ein bedeutender Teil des Widerstandes gegen das nordische Dreiteilungssystem schwinden (I, S. 235.).

Ein anderer Grund zum Widerspruch würde fallen, wenn man daran festhielte, dass nur diejenige Kulturform als Eisenzeit bezeichnet wird, in der die wichtigsten Objekte, Waffen und schneidende Werkzeuge, aus Eisen verfertigt worden sind. Man muss den Begriff so verstehen wie die Bezeichnungen Stein- und Bronzezeit. Erweitert man dagegen seine Geltung auf alle Zeiten, in denen das Eisen bekannt war, aber nicht in nennenswertem Umfang benutzt wurde, so büsst die Bezeichnung Eisenzeit freilich ihre Brauchbarkeit fast vollkommen ein, das Dreiteilungssystem verliert seinen Wert, und damit geht das Verständnis für die

Hauptglieder der Kulturentwicklung, welche die erste Grundlage der modernen Civilisation bildet, verloren. Gerade hierbei spielt die Verwendung der Bronze und des Eisens als Nutzmetall eine sehr wichtige Rolle. Eine Übersicht über das chronologische Verhältnis von Bronze und Eisen, namentlich über die älteste Verwendung des Eisens, muss daher hier eingeflochten werden, nicht um eine Partie der allgemeinen Kulturgeschichte darzustellen, die hier nicht am Platze wäre, sondern um ein richtiges Verständnis der Frage, weshalb die Eisenzeit im Norden so spät begonnen hat, anzubahnen. Nur die notwendigsten Einzelheiten, namentlich solche, die schon früher berührt worden sind, sollen hier besprochen werden.

Als das Eisen im Norden in Verwendung kam, wahrscheinlich im 4. Jhd. v. Chr., war es dem Menschen bereits ein paar Jahrtausende bekannt. Wenden wir uns gleich zu der chronologisch und geographisch entlegensten Quelle des Kulturstromes, dessen fernster Ausläufer sich schliesslich in das nordische Gebiet ergoss, nach den alten Reichen am Euphrat und Tigris, so sehen wir, dass das Eisen dort schon im 3. Jahrtausend in Verwendung stand.* Die ungeheueren Grabhügel bei Warka und Ur am untersten Laufe des Euphrat haben Beweise dafür erbracht. Doch hat man Eisen hier nur in geringen Mengen getroffen, und zwar nur zu Ringen und Armbändern verarbeitet, nicht aber in Form von Waffen oder von anderen grösseren Objekten. Daneben war auch Stein, Kupfer und Bronze benutzt worden. Wie die Verhältnisse in den zunächst darauf folgenden Zeiten lagen, ist unsicher. Noch im 14. Jhd. wurde die Bronze zu Waffen verwendet: wir besitzen ein assyrisches Bronzeschwert mit Inschrift aus dieser Zeit. Im 12. Jhd. muss das Eisen bereits eine gewisse Bedeutung gehabt haben, da es in einer Inschrift als Kriegsbeute genannt wird. Bald nach dem Jahre 1000 war es allgemein, in Masse und zu grossen Objekten verarbeitet, während die Bronze nunmehr zu einem Luxusmetall geworden war. Dies geht aus Place's Fund in Khorsabad hervor, der ein ganzes Eisendepot aus dem 9. oder 8. Jhd. an einer Wand des Palastes entdeckte, wo Hacken, Pflugscharen, Ketten, Schiffsanker, Barren u. ä. m. wie eine dicke Mauer aufgehäuft waren.

* Perrot et Chipiez, Histoire de l'art dans l'Antiquité, Paris 1884, II. 718. — Oscar Montelius: Die Bronzezeit im Orient und in Griechenland, Arch. f. Anthrop., Brschw., XXI., 8. — L'Anthropologie, Paris 1892, 453.

Der Vorrat war so gross, dass man 3 Tage brauchte um ihn fortzuschaffen. Dieser Fund bezeugt eine früh entwickelte Eisenindustrie, wahrscheinlich in den Gebirgsländern zwischen dem schwarzen Meere und dem mesopotamischen Hochland, Gebieten, die man mehr und mehr für den Ausgangspunkt der ältesten Metallindustrie anzusehen geneigt ist.

Nach den bis jetzt vorliegenden Zeugnissen muss somit angenommen werden, dass das Eisen zuerst in Mesopotamien während der letzten Hälfte des 2. Jahrtausends allgemein in Gebrauch war, dass aber die Bronze damals noch eine wichtige Rolle spielte. Vorher war das Eisen zwar nicht ganz unbekannt, aber doch wenig benutzt, indem man Kupfer und eine gute Zinnbronze von ähnlicher Zusammensetzung wie die Bronze der europäischen Bronzezeit vorzog. Mit diesen Verhältnissen stimmen auch im grossen ganzen die vorläufig noch spärlichen Beobachtungen und Wahrnehmungen über die älteste Verwendung von Bronze und Eisen in den Nachbargebieten, einerseits in Persien und den Kaukasusgegenden, anderseits in Syrien.

Für Ägypten hat Flinders Petrie durch seine umfassenden Ausgrabungen im Laufe des letzten Decenniums wichtige und, wie man wohl sagen darf, beinahe entscheidende Beiträge zur Lösung dieser Frage beigebracht. Da er nirgends Eisen gefunden hat, so darf man wohl schliessen, dass es nicht gebraucht worden ist.

Darnach wird wohl der alte Streit, ob die Farben der Werkzeuge in den ägyptischen Wandgemälden für oder gegen Benutzung des Eisens in den ältesten Zeiten sprechen, nicht mehr fortgesetzt werden; man scheint übrigens endlich darüber einig geworden zu sein, dass die verschiedenen Farben nicht konstant angewendet sind. Man wird nun nicht mehr, wie früher, sprachliche Studien über die Stoffnamen zum Ausgangspunkt für die archäologische Untersuchung des Gebrauches der Metalle nehmen; hat sich doch auch gezeigt, dass es keineswegs ausgeschlossen ist, dass ein Wort, das später Eisen bedeutete, früher Kupfer bezeichnen konnte; auf diesem Wege sind also keine Aufklärungen zu erwarten. Man wird ferner nicht mehr behaupten, zur Bearbeitung der harten Steinarten, Granit und Basalt, die zu figürlichen Darstellungen und bei Bauten in Ägypten verwendet wurden, sei Stahl notwendig gewesen; schon vor Flinders Petrie's Untersuchungen war übrigens diese Annahme genügend widerlegt worden durch Versuche, welche bewiesen, dass sich die

Arbeit durch Hämmern mit Stein- und mit Bronzewerkzeugen ausführen liess. Die vereinzelten früher vorliegenden Funde von Eisenstücken, meist unbestimmbarer Form, in oder bei alten Monumenten, doch nie in den eigentlichen Grabkammern, haben nun ihre Bedeutung verloren; sie spielten bis jetzt die wichtigste Rolle in dem Streite über die älteste Anwendung des Eisens. Endlich muss die Behauptung, der Mangel von Eisen in den Gräbern erkläre sich aus religiösen Rücksichten, indem das Eisen als unrein gegolten habe, aufgegeben werden; denn auch in den grossen von Flinders Petrie untersuchten Stadtfundamenten und auf den freigelegten Arbeitsplätzen ist kein Eisen zu finden gewesen.

Erst in den Kulturschichten aus der Zeit der XXIII. Dynastie sind Objekte aus Eisen getroffen worden, während auf den älteren Plätzen Feuerstein, Kupfer und Bronze massenhaft vorkommen. Petrie fasst seine Erfahrungen (in der Publikation vom Jahre 1891) folgendermassen zusammen: Kupfer und Feuerstein wurden nebeneinander bis zum Schlusse des mittleren Reiches verwendet; mit der XVIII. Dynastie hört der Gebrauch von Feuerstein auf, und Bronze tritt an die Stelle des Kupfers.* Der Übergang von einer Feuerstein und Kupfer gebrauchenden zu einer Bronze benutzenden Zeit fällt also gegen die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. Geburt.

Man ist ferner einig darüber, dass der Gebrauch von Kupfer bis zum 4. Jahrtausend v. Chr. zurückreicht. Kommen auch in diesen ältesten Zeiten Beimischungen von Zinn oder anderen härtenden Stoffen vor, entweder absichtliche oder zufällige, von der Zusammensetzung der Erze herrührende, so spielen dieselben doch keine wesentliche Rolle; ein regelmässiger Zinnzusatz in dem zur Bronzezeit üblichen Verhältnis kommt erst seit der XVIII. Dynastie vor.

Seit derselben Zeit, um 1500, ist das Eisen, wie bestimmt bewiesen zu sein scheint, in Gebrauch. Doch wurde die Bronze zu dieser Zeit noch zur Waffenerzeugung verwendet, wie eine Reihe prachtvoller Stücke beweist, die den Namen des Königs oder der Königin tragen,** und ihre Verwendung währte gewiss

* W. M. Flinders Petrie, Illahun, Kahun and Gurob, London 1891, S. 12; Tell and Amarna, London 1894, S. 31.

** Society of Antiquaries of London, Archæologia, LIII, 83.

noch bis zum Schlusse des Jahrtausends fort. Auch später, bis zur römischen Zeit, trat die Bronze in Ägypten gegenüber dem Eisen noch bedeutsam hervor.

Alle diese Verhältnisse sind jüngst durch eine Diskussion, die Montelius mit seinen Arbeiten über den ältesten Gebrauch des Eisens in Ägypten und anderwärts hervorrief, klar gestellt worden.* Der einzige Umstand, der auf den ersten Blick dagegen zu sprechen scheint, ist von Maspero hervorgehoben worden. In der Unas-Pyramide bei Sakkara (c. 3500 v. Chr.), die im Jahre 1881 geöffnet wurde, fand man, nicht im dekorierten Grabraum des Königs, sondern in einer Seitenkammer, 5—6 Eisenmeissel zur Bearbeitung von Stein neben Farbentöpfen und Abfällen von Kalkstein und Alabaster, wie es scheint, unmittelbar nach der Bestattung dorthin gebracht, indem man in Eile die letzten Spuren der Arbeit im Grabe hat beseitigen wollen. Unter ähnlichen sicheren Fundverhältnissen hat Maspero Eisen im Mauerwerk einer anderen Pyramide getroffen.

Sind diese Beobachtungen zuverlässig, was nicht in Zweifel gezogen werden darf, so war Eisen im alten Reiche nicht ganz unbekannt, so wenig als dies gleichzeitig in Mesopotamien der Fall war. Doch wie schon bemerkt, darauf kommt es gar nicht an. Es handelt sich um den allgemeinen Gebrauch des Eisens, und dass mindestens bis zur Mitte des 2. Jahrtausends davon nicht die Rede sein kann, dass im Gegenteil das Eisen im Vergleiche zum Feuerstein und Kupfer, namentlich als Material für Waffen und schneidende Werkzeuge, ganz ohne Bedeutung war, darüber kann nach Flinders Petries Untersuchungen kaum mehr Zweifel herrschen.

Wesentlich gleich steht es damit in den anderen östlichen Mittelmeerländern. Wo grössere Untersuchungen stattgefunden haben, durch welche Funde aufgedeckt worden sind, die bis zum 2. Jahrtausend v. Chr. zurückreichen, auf den Kyprischen Gräberfeldern, auf den ältesten Wohnplätzen von Santorin, auf den griechischen Inseln, in den tiefsten Schichten der von Schliemann ausgegrabenen Stadtfundamente in Troas und im Peloponnes, hat man nie Eisen angetroffen, dagegen massenhaft Waffen und Geräte aus Bronze. Die ältesten Gegenstände bestehen meist ent-

* L'Anthropologie, Paris 1890, S. 27, 383; 1891, S. 104; 1892, S. 450. — Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, Bonn 1890, 89, S. 197. — Archiv f. Anthrop., Brschw., XXI, S. 1.

weder aus schwach zinnhaltigem Metall oder aus Kupfer, und gleichzeitig findet man Stein in grösserem oder geringerem Umfange angewendet. Die Verhältnisse liegen also im wesentlichen wie im Orient, nur dass alles etwas später ist.

Wann das Eisen in Griechenland zuerst in allgemeinen Gebrauch kam, lässt sich nicht bestimmt angeben, doch war dies wahrscheinlich vor dem Jahre 1000 der Fall. Die Ilias schildert eine Zeit, wo das Eisen bereits allgemein benutzt wurde (I. S. 228). Bauer und Hirte hatten nun eiserne Geräte, und Zimmermann und Holzhacker bedienten sich einer Axt aus Eisen. Dieses war das gewöhnliche und allgemein verwendete Metall; Waffen dagegen wurden vorzugsweise aus Bronze verfertigt. Die ältere Bronzezeit lag somit noch nicht sehr weit zurück.* Übrigens fuhr man im Banne der Tradition noch bis zur Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. fort, Pfeil- und Speerspitzen oft aus dem alten schönen Metall zu verfertigen. Es wich also dem Eisen in der Waffenausstattung nur langsam, und zu vielerlei anderen Sachen, Schlössern und Schlüsseln, allerhand kleinen Instrumenten, Thür- und Möbelbeschlägen, Gefässen zum Hausgebrauch u. ä. m. wurde im ganzen Verlaufe des Altertums überwiegend Bronze verwendet. In den Funden tritt die Eisenzeit erst im 8. bis 7. Jhd. deutlich hervor, in der Dipylon-Gruppe, wie man die Altertümer nennt, die mit dem zuerst bekannt gewordenen Funde dieser Art vor dem Dipylon-Thore von Athen (s. Bd. I, S. 386) in Zusammenhang stehen. Die Schwerter mit Griffzunge und die Speere sind hier aus Eisen, haben aber Formen, die auch in Bronze vorkommen (I, 247, 404.). Auch in dem grossen Olympiafunde tritt deutlich hervor, wie langsam in der Zeit vom 8. bis 5. Jhd. die Bronze bei der Waffenfabrikation vom Eisen abgelöst wurde.

Später als in Griechenland kam das Eisen in Italien in Gebrauch. Der erste grosse Fund aus dem Beginn der Eisenzeit, auf einem Gräberfelde bei Villanova südöstlich von Bologna im Jahre 1853 aufgedeckt, wird einstimmig in das 9. oder 10. Jhd. v. Chr. gesetzt.** Das Beil besteht hier bald aus Bronze, bald aus Eisen, die Rasiermesser dagegen sind noch alle aus Bronze. Nicht viel jünger, wahrscheinlich in das 8. Jhd. zurückreichend, sind die Begräbnisplätze im eigentlichen Etrurien südlich vom

* Sophus Müller, Ursprung der europäischen Bronzekultur, Archiv f. Anthropologie, Brschw. 1884, XV, 323.

** Gozzadini, La Nécropole de Villanova, Bologne, 1870.

Apennin, z. B. bei Corneto-Tarquinii, mit Funden von Schwertern und Speeren, die bald aus Bronze, bald aus Eisen, ohne Unterschied der Form, bestehen.* Auch in diesen Gegenden folgt das Eisen auf die Bronze, breitet sich aber auch hier wie in Griechenland nur langsam mit einer Übergangszeit aus.

Einen Schritt weiter nördlich in Oberitalien ist die älteste Eisenzeit namentlich auf den Begräbnisplätzen bei Este,** südwestlich von Padua, und bei St. Lucia*** nördlich der Grenze zwischen Italien und Österreich zutage getreten. Diese Funde haben einen sichtlich jüngeren Ckarakter als die etwas südlicheren. Zugleich ist dies das erste Gebiet, wo der Gegensatz zwischen Funden der Eisen- und der Bronzezeit augenfälliger hervortritt. Funde der Bronzezeit liegen in Norditalien vor in den Terramaren, diesen merkwürdigen Abfallshaufen auf den tiefliegenden Wohnplätzen, deren Düngerstoff *(terra marna)* den Funden ihren Namen verliehen hat.

Noch später erscheint die älteste Eisenzeit in den östlichen Alpenländern, unter denen namentlich Krain sehr reich an Funden ist. Nach einem oberösterreichischen Orte hat diese chronologische Gruppe ihren Namen erhalten, der auch auf alle gleichartigen mitteleuropäischen Funde angewendet wird. Der erste Fund dieser Art wurde nämlich bei Hallstatt, einem kleinen Gebirgsort in Salzkammergut, im Jahre 1846 gemacht; doch währte es noch 20 Jahre, ehe er seinen Weg in die Literatur fand.**** Der Inhalt von mehr als 1000 Gräbern, die an dieser Stelle untersucht worden sind (die Gesamtzahl der hier befindlichen Gräber betrug das doppelte), gibt ein deutliches Bild der ersten Eisenzeit. Waffen und Gerätschaften, Schwerter, Dolche, Speere, Beile und Messer bestehen überwiegend aus Eisen; doch der Gebrauch der Bronze ist nicht ganz aufgegeben, und die Formen der Objekte sind in beiden Fällen ganz gleich. Nach und nach erkannte man, dass entsprechende Funde aus einer frühen Eisenzeitkultur, die auf italienischen Einflüssen beruhte, sowohl östlich wie westlich in Mitteleuropa vorkommen. In diesen

* Jules Martha, L'art étrusque, Paris 1889.

** Notizie degli scavi di Antichità, Roma 1882.

*** Carlo Marchesetti, Scavi nella necropoli di S. Lucia, Triest 1893.

**** v. Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt, Wien 1868. — M. Hörnes, Die Urgeschichte des Menschen, Wien 1892.

Gegenden kann der Beginn der Hallstätter Zeit mit dem 7. Jhd. v. Chr. angesetzt werden.

Noch etwas später sind unzweifelhaft die weiteren Verzweigungen der Hallstattgruppe einerseits in den Rheinlanden und im östlichen Frankreich, anderseits über Ostdeutschland gegen Norden bis zur Weichsel. Nur schwach und spät haben sich dann die Einflüsse der Hallstätter Eisenzeit in der norddeutschen Tiefebene geltend gemacht; im südlichen Skandinavien endlich scheinen sie keine merkbare und spezielle chronologische Schicht abgelagert zu haben. Die aus Mitteleuropa eingeführten Hallstatt-Altertümer sind in den Funden aus der dänischen Bronzezeit enthalten. Hier im Norden sind auch Bronze und Eisen durch sehr deutliche Grenzen von einander gesondert. Auf der südlichen Linie nach Italien zu wird der Gegensatz der älteren und jüngeren Kultur immer schwächer; auf griechischem Gebiete ist die Grenzlinie breit und schwankend, und im Orient lässt sie sich nirgends markieren. Nördlich der Ostsee tritt die Eisenzeit jäh und spät ein, erst in dem auf die Hallstattzeit folgenden Kulturabschnitt nach der Mitte des Jahrtausends, in der s. g. La Tène-Zeit, die weiter unten besprochen werden soll.

Von Mesopotamien ausgehend haben wir den Norden erreicht, vom 3. Jahrtausend bis zur Mitte des 1. Jahrtausends herabsteigend. Ohne diesen Gesamtüberblick über das erste Auftreten des Eisens auf seinem langen Wege aus dem Orient nach Skandinavien kann der späte Beginn der Eisenzeit in den westlichen Ostseeländern nicht richtig aufgefasst werden, und ebenso notwendig ist er überhaupt für das Verständnis des gegenseitigen Verhältnisses der Bronze- und Eisenzeit in Europa. Die Kenntnis des Eisens und seiner Bearbeitung ist von fernher in den Norden gekommen, wie es früher ebenso mit der Bronze der Fall war. Darum beginnt die Eisenzeit immer später, je mehr man sich von ihrem ersten Ausgangspunkt im Orient entfernt. Um die Mitte des 2. Jahrtausends wurde das Eisen in Ägypten angewendet; zu Beginn des Jahrtausends v. Chr. tritt es in Italien auf, und erst im 4. Jahrhundert v. Chr. wird es in Dänemark eingeführt.

Diese langen chronologischen Intervalle haben nichts auffallendes, denn das Eisen breitete sich langsam, durch Kulturmitteilung von Volk zu Volk (I, 398) aus. In Ländern, wohin es frühzeitig drang, wie Griechenland und Italien, war die Bronze-

zeit von kurzer Dauer; die Hinterlassenschaften dieses ältesten Stadiums konnten daher so lange der Aufmerksamkeit entgehen. Auch wo die Hallstattkultur ihren vollen Einfluss geltend machte, in Süddeutschland und Frankreich, sind die Denkmäler der Bronzezeit spärlich im Vergleiche mit der Fülle dieser Funde im Norden; aus diesem Grunde konnten bedeutende Forscher des Auslandes so lange die Existenz einer solchen Periode läugnen. Wo dagegen die Hallstattzeit fehlt oder nur schwächere Spuren hinterlassen hat, dort ist die Bronzekultur von langer Dauer gewesen und hat sich in einer auf anderen Gebieten unbekannten Fülle entwickelt. Dies war der Fall in den westlichen Ostseegebieten, auf den britischen Inseln und in der Bretagne, Ländern, die alle abseits vom Hauptstrome der Kultur lagen, und das gleiche Verhältnis herrscht in der Schweiz und in Ungarn, die ebenfalls von der ältesten Eisenzeit Mitteleuropas weniger berührt waren. In allen diesen Gebieten ist die Existenz einer Bronzezeit früh erkannt und verstanden worden; in Skandinavien, das an der äussersten Peripherie der damaligen Kultur lag, wo daher die Bronzekultur am längsten bestand, mussten natürlich die Eigentümlichkeiten dieser Periode zuerst wahrgenommen werden.

Die Terramarenfunde in Italien und Schliemanns grosse Funde in Griechenland haben bewiesen, dass es auch hier eine Periode gegeben hat, in der die Bronze, nicht aber das Eisen, bekannt und gebraucht war. Auch diese Länder haben somit ihre Bronzezeit gehabt. Gleichwohl kann man eine gewisse Abneigung gegen die Anwendung dieser Bezeichnung, namentlich auf griechischem Gebiet, verstehen. Ein und derselbe Name passt nur schlecht für die Zeit in Griechenland, die stolze Quaderburgen, eine entwickelte Architektur, figürliche Darstellungen von künstlerischem Werte, Arbeiten in Silber, Elfenbein und Alabaster hinterlassen hat, und für die nordische Zeit, deren beste Erzeugnisse die Bronzeobjekte sind, welche aus Mooren und primitiven Gräbern hervorgezogen werden. Wie der Kulturinhalt verschieden ist, so fallen auch die Zeitpunkte nicht zusammen; in Griechenland näherte sich das Bronzealter seinem Ende, als es im Norden erst so recht aufkam. Endlich sind die Grenzen zwischen Eisen und Bronze nicht wie im Norden scharf gezogen, so dass die Namen dieser Metalle sich zu chronologischen Bezeichnungen minder gut eignen. Wie treffend auch die Ausdrücke

Eisen- und Bronzezeit für Mitteleuropa und den Norden sind, auf klassischem Boden werden sie kaum festen Fuss fassen.

Noch mehr gilt dies für den Orient. So sicher es ist, dass Stein, Kupfer, Bronze und Eisen in dieser Reihenfolge nach und nach in Gebrauch genommen worden sind, so wenig lässt sich darauf eine Zeiteinteilung aufbauen, da lange Zeiten hindurch der Stein neben dem Kupfer, dieses neben der Bronze, und die Bronze wieder neben dem Eisen gebraucht worden ist. Und vor allem bedarf weder der Orientalist noch der Ägyptologe der prähistorischen Einteilung, da sich beide der historischen Zeitrechnung nach Jahren bedienen können; zudem ist die Anwendung des einen oder des anderen Metalls auf diesen Gebieten eine Sache von ziemlich untergeordneter Bedeutung. Man sollte daher nicht versuchen, dem Orient diese Bezeichnungen aufzuzwingen, die für einen ganz verschiedenen Kulturboden gebildet worden sind.

Noch schwieriger ist die Anwendung der Bezeichnungen Stein-, Bronze- und Eisenzeit ausserhalb des vorderasiatisch-europäischen Kulturkreises. In Afrika hat es ausserhalb Ägyptens keine Bronzezeit gegeben. Die verschiedenen Völker dieses Weltteiles sind von der Benutzung des Steins unmittelbar zum Eisen übergegangen, und noch in unseren Tagen wird Kupfer nur in geringem Umfange verwendet. Dies beruht wahrscheinlich darauf, dass die Kenntnis der Metalle sich über Afrika zwar von derselben Seite her verbreitete, von der Europa sie erhielt, aber erst zu einer späteren Zeit, als das Eisen in Ägypten bereits in allgemeiner Verwendung stand. Der Neger lernte also unter diesen Umständen Eisen schmieden, wie der Europäer früher gelernt hatte Kupfer und Bronze zu giessen. Verschiedene Übereinstimmungen der Formen für Musikinstrumente, Geräte und Waffen deuten darauf, dass eine solche frühe Beeinflussung von Ägypten ausgegangen ist.

Über Asien dagegen scheint sich die Kenntnis der Bronze von demselben Centrum aus, das in letzter Linie die Quelle der europäischen Bronzekultur war, und zwar zu der gleichen frühen Zeit verbreitet zu haben.* Bronzebeile von der ältesten und einfachsten Form liegen, wie früher einmal erwähnt (I, 306), aus Indien vor, wo auch mehrere Funde von anderen Kupfer- und

* J. J. A. Worsaae. Des âges de pierre et de bronze dans l'ancien et le nouveau monde, Mémoires d. Antiqu. du Nord, Kopenhagen 1878—83, S. 131.

Bronzealtertümern gemacht worden sind. In Sibirien sind zahlreiche Bronzen, die zum Teile den europäischen Bronzezeitformen ähnlich sind, gefunden worden. Aus Kambodscha, China, Japan, und endlich aus Java liegen uralte Bronzegeräte und -Waffen vor. Für diese ausgedehnten Gebiete kann man daher wohl von einer Bronzezeit reden, umsomehr, als historische Nachrichten beweisen, dass das Eisen in China erst ca. 300 v. Chr. in Gebrauch gekommen ist.

Auch für Amerika kann man in gewissem Sinne von einem Kupferalter und einer beginnenden Bronzezeit sprechen, wie früher dargelegt worden ist (I, 304), nur dass Stein nicht ausser Gebrauch kam. Sehr ansprechend ist diese erste Metallzeit als Resultat asiatischer Einflüsse und somit als ein letzter Ausschlag der orientalischen Kulturbewegung aufgefasst worden. Ganz ausserhalb der Weltentwicklung dagegen lagen Australien und die Südseeinseln. Die Bevölkerung dort blieb sich selbst überlassen und verharrte daher in einer Steinzeitkultur.

Auf Grund dieser Verhältnisse wird man nunmehr die Bronze- und Eisenzeit in Europa als eine Ausstrahlung der ältesten Civilisation in Vorderasien, welche auch in anderen Weltteilen früher oder später eine Metallindustrie hervorgerufen hat, richtig auffassen. Der Gebrauch der Bronze in Europa vor dem Eisen war in dem thatsächlichen Verhältnis begründet, dass Kupfer und Bronze in Mesopotamien und Ägypten bis zur Mitte des 2. Jahrtausends die vorzugsweise angewendeten Nutzmetalle waren. Dass später in Europa Eisen in Gebrauch kam, beruhte in gleicher Weise darauf, dass dieses Metall im Orient nach und nach allgemeiner geworden war.

Einen Kulturfortschritt bedeutete das Eisen an und für sich nicht, wie überhaupt kein innerer Zusammenhang zwischen Civilisation und der Anwendung eines gewissen Metalls besteht. Der Neger, der ein ausgezeichneter Schmied ist, kann zugleich ein roher und nackter Kannibale sein. In Europa aber tritt das Eisen überall in Verbindung mit einem Complex anderer Kulturelemente auf, die man von benachbarten Völkern mit höherer Kultur übernahm; aus diesem Grunde ist das Auftreten des Eisens die Grenzscheide zweier Zeiten, wie es früher die Bronze war.

Während die nach einander auftretenden Metalle im Orient, wo sie zuerst in Gebrauch kamen, so weit übereinander greifen, dass jede Grenze verwischt ist, sind sie in Europa durch be-

stimmtere Grenzlinien geschieden, die an Schärfe zunehmen je mehr der Abstand vom Orient wächst. So ist die Art grosser Bewegungen; wo sie anheben, ist ihr Aufkommen fast unmerklich; wo sie zuletzt hingelangen, erscheinen sie jählings und mit voller Kraft.

Nach diesen Darlegungen wird sowohl die lange Dauer der Bronzezeit als das späte Auftreten des Eisens in Europa, namentlich im Norden, leicht verständlich sein. In zahlreichen Schriften, sogar neuesten Datums, sind freilich alle diese Verhältnisse ganz anders aufgefasst (s. Bd. I, S. 235): das Eisen soll das älteste Metall in der Hand des Menschen gewesen sein, im Norden wie anderwärts, und die Bronze nur sekundäre und späte Verwendung gehabt haben. Doch darf bezweifelt werden, dass diese Auffassung noch lange Anhänger und Verfechter finden wird.



Abb. 2. Kessel aus einer Brandgrube auf Fünen (siehe S. 23). $^1/_6$.

II. DIE VORRÖMISCHE ZEIT.

EINE FREMDE GRUPPE.

Einteilung der Eisenzeit. — Brandgruben auf Bornholm. — Der Begräbnisplatz bei Kannikegaard. — Altertümer. — Grabfunde aus Seeland und Fünen. — Grabfunde aus Jütland und Schleswig. — Die keltischen Hauptfunde. — Chronologie. — Bügelnadeln. — Einschneidige Schwerter. — Gürtelhaken. — Die keltische Völkerwanderung. — Keltische Denkmäler im Süden und Norden. — Gräberfelder.

Fast ebensolange, als es im Süden bedurfte um die Bronzekultur zu finden, währte es im Norden, ehe man die Eisenzeit erkannte, und es gibt noch vieles zu entdecken oder mindestens richtig zu verstehen. Als C. J. Thomsen im Jahre 1836 zuerst die drei Perioden von einander absonderte (I, S. 223), liess sich wohl voraussehen, dass die Kenntnis der beiden ersten Perioden, der Stein- und der Bronzezeit, im Laufe der Jahre sich vertiefen und auf Grund reich zuströmenden Materials bedeutend wachsen würde; denn Stein und Bronze waren bereits damals in zahlreichen Funden repräsentiert. Was aber nach zwei Menschenaltern das Wort Eisenzeit umfassen würde, konnte damals niemand ahnen. Es war erst die Überschrift eines Kapitels, das noch nicht ausgefüllt werden konnte.

Als J. J. A. Worsaae im Jahre 1843 seine Schrift »*Danmarks Oldtid*« herausgab (I, S. 239), ein Werk, das zum ersten male der Archäologie ihr Ziel wies — die zusammenhängende und vollständige Darstellung der Vorgeschichte des Landes nach den Denkmälern und Altertümern, nahm er an, die Eisenzeit

sei im Norden erst im 8. oder 9. Jhd. nach Chr., also zu Beginn der historischen Zeit, zum Durchbruch gekommen. So musste man nach dem damals vorliegenden Stoffe schliessen; die Hinterlassenschaften aus der Eisenzeit waren nur spärlich, meist Gold- und Silberfunde, und noch nicht chronologisch gruppiert. Wusste man auch von Funden römischer Sachen im Norden, so musste man sie doch als bedeutungslos für die innere Entwicklung ansehen. Seitdem ist die Eisenzeit im Laufe von 50 Jahren durch ununterbrochene Arbeit nach und nach in helleres Licht getreten, während die Stein- und Bronzezeit gleichzeitig so zu sagen sich freiwillig enthüllten. Nichts zeigt besser, was durch Suchen, Nachgraben und Sammeln erreicht werden kann, als die Thatsache, dass der Mann, der in seiner Jugend den Beginn der Eisenzeit in das 8. bis 9. Jhd. n. Chr. zu setzen berechtigt war, am Schlusse seines Lebens erkannte, dass dieser Zeitpunkt um mehr als tausend Jahre weiter zurück liegt.

Nach kleineren Arbeiten über die römischen Funde, welche darauf hindeuteten, dass das Eisen im Norden älter sei, als man bisher angenommen hatte, legte Worsaae* im Jahre 1854 und in den nächsten Jahren seine Zweiteilung der Eisenzeit in einen älteren und einen jüngeren Abschnitt dar, wodurch der Beginn der Periode nach und nach bis in die Zeit von Christi Geburt zurückgeschoben wurde. Der nächste Schritt wurde von E. Vedel** gethan, der in den Jahren 1870 und 1872 seine Entdeckung der noch älteren vorrömischen Eisenzeit publizierte.

Die zunehmende Kenntnis der Periode äusserte sich ausserdem nach und nach auch in einer weiteren Gliederung der Zeitabschnitte. Im Jahre 1865 konnte Worsaae die jüngere Eisenzeit abermals in zwei Abschnitte teilen;*** 1874 wurde die römische Zeit von der Völkerwanderungszeit abgesondert.† Noch in den Jahren 1892 und 94 wurden neue kleinere chronologische

* J. J. A. Worsaae, Om Opdagelsen af den ældre Jernalder, Aarb. f. nord. Oldkynd. 1866.

** E. Vedel, Den ældre Jernalders Begravelser paa Bornholm, Aarb. f. nord. Oldkynd. 1872.

*** Worsaae, Om Slesvigs Oldtidsminder, Köbenhavn 1865.

† Sophus Müller, En Tidsadskillelse mellem Fundene fra den ældre Jernalder i Danmark, Aarb. f. nord. Oldkynd. 1874.

Gruppen ausgesondert,* und wahrscheinlich ist auch die gegenwärtig übliche Einteilung der Eisenzeit noch nicht endgiltig. Die Einzelheiten der hier befolgten Zeiteinteilung werden im Verlaufe der Darstellung zur Sprache kommen; die Gruppierung ist folgende:

Die ältere Eisenzeit:

Vorrömische Zeit: vom 4. Jhd. v. Chr. bis zu Chr. Geburt.
Römische Zeit: von Chr. Geburt bis zum 3. Jhd.
Völkerwanderungszeit: vom 3. bis zum 5. Jhd.

Die jüngere Eisenzeit:

Nachrömische Zeit: vom 5. bis zum 8. Jhd.
Wikingerzeit: vom 8. bis zum 10 Jhd.

Bornholm war die Stätte, wo die Denkmäler aus dem Beginne der Eisenzeit zuerst in so grosser Anzahl entdeckt wurden, dass sie als eigene Gruppe aufgefasst werden konnten, über deren chronologische Stellung kein Zweifel möglich war. Die Insel erhielt im Jahre 1866 einen neuen Amtmann, und an ihm gewann die nordische Archäologie einen neuen Forscher. Schon wenige Jahre später veröffentlichte E. Vedel seine erste archäologische Schrift über Bornholmer Brandgruben (*Bornholmske Brandpletter, Aarböger for nordisk Oldkyndighed, 1870*), worin er über die Ausbeute von ca. 600 im Laufe von zwei Jahren untersuchten Gräbern Bericht erstattete. Vedel wurde zwar im nächsten Jahre in eine andere Provinz Dänemarks versetzt; aber er besuchte die Insel auch später fast Jahr um Jahr, und setzte planmässig seine Untersuchungen der archäologischen Denkmäler fort, die er gleichzeitig in einer Reihe von Abhandlungen publicierte und wissenschaftlich bearbeitete, so dass seine abschliessende Arbeit über die Altertümer Bornholms (*Bornholms Oldtidsminder og Oldsager, 1886*) eine vollständige und erschöpfende Darstellung der in so vielen Beziehungen merkwürdigen und reichen Vorgeschichte der kleinen Insel bringen konnte. Vedel hat aus dem Schosse der Erde ungemein Vieles bis dahin Unbekannte an das Licht gebracht, und wichtige Beiträge zum Verständnis der vorgeschichtlichen Kulturentwicklung, nicht bloss Bornholms, sondern Dänemarks und des Nordens überhaupt geliefert; das wichtigste Resultat

* Carl Neergaard, Systématisation des trouvailles Danoises de l'âge de fer, Mém. d. Ant. du Nord, 1892. — Sophus Müller, Système préhistorique du Danemark, 1888–95.

dieser Tätigkeit aber war wohl, dass er zum erstenmale die Denkmäler aus dem Beginne der Eisenzeit, die sich bis dahin der Aufmerksamkeit sozusagen hartnäckig entzogen hatten und die ausserhalb Bornholms trotz allem energischen Suchen bis jetzt nur in sehr spärlicher Anzahl gesammelt werden konnten, entdeckte und nachwies.

Die ersten Untersuchungsobjekte Vedels schienen keine besondere Ausbeute zu versprechen. Es waren schwarze, kohlenhaltige Flecken, die sich am Rande von Kiesgruben, an Wegböschungen und Abhängen am Meere oder an Bächen zeigten, oder auf die man hie und da auch beim Ziehen von Gräben oder sonstigen Erdarbeiten stiess. Diese Brandgruben (Brandflecken, *Brandpletter,* wie sie Vedel nannte) erwiesen sich aber als Gräber aus dem langen Zeitraum vom Beginne der Eisenzeit bis in die Völkerwanderungszeit. Sie sind auf Bornholm zu Tausenden zu finden; Vedel hat im Laufe der Zeit über dritthalbtausend untersucht.

Die Einrichtung der Brandgruben ist im wesentlichen immer dieselbe, ob sie nun aus älterer oder jüngerer Zeit stammen. Die Brandgrube ist ein kreisförmiger Klumpen schwarzer Erde, mit einem Durchmesser von 1/2—1 Elle, gewöhnlich 4—10 Zoll stark, der einfach in eine gegrabene Vertiefung eingelegt ist. Der Boden ist bisweilen bei den ältesten Brandgruben mit Steinen ausgelegt, und über dem Inhalt liegt mitunter ein flacher Stein; mehr Arbeit aber hat man sich mit diesen einfachen Gräbern nicht gemacht. Darüber breitet sich die Erde in einer Stärke von ein paar Zoll bis zu 3/4 Ellen aus, und kein Anzeichen verrät, dass darunter eine Brandgrube liegt; ursprünglich muss jedoch die Stelle auf eine oder die andere Weise bezeichnet gewesen sein, denn man findet fast nie, dass eine Brandgrube in eine andere eingreift oder sie nur berührt.

Das Grab enthält sämtliche Reste des Leichenbrandes, nicht bloss die verbrannten Knochen, sondern auch Kohle, Asche, Steinchen und verbrannte Erdklumpen, wie es sich beim Zusammenschaben oder -Fegen der Überreste des Scheiterhaufens ergeben musste. Dieser charakteristische Umstand unterscheidet die Brandgruben scharf von den Gräbern der Bronzezeit, in denen die verbrannten Knochen meist so rein und weiss deponiert sind, als ob sie gewaschen worden wären, und die niemals Beimengungen von Kohlen und anderen Resten vom Brandplatze

enthalten. Die Brandgrube dagegen bildet einen dunklen schwärzlichen Klumpen, dessen geringsten Teil die verbrannten Gebeine ausmachen. Wo Altertümer vorkommen, liegen sie meist ganz ungeordnet, wie sie eben mit den anderen Resten des Scheiterhaufens zusammengefegt und mit dem ganzen Abfall zusammen in die Grube geschüttet worden sind.

Brandgruben kommen auf der ganzen Insel vor, die somit gleichmässig bevölkert gewesen sein muss, mit Ausnahme des hoch gelegenen Waldplateaus im Inneren (*Höjlyngen* genannt), das fast unbewohnt war, und es bis in unsere Tage gewesen ist; erst seit der Parzellierung der Ländereien hat sich die Kultivierung weiter in das Innere erstreckt. An vielen Stellen liegen die Brandgruben einzeln oder in kleineren Gruppen, meist aber bilden sie grössere gemeinsame Begräbnisplätze. Man hat mehr als hundert solcher Plätze mit ein paar Dutzend Gräbern angetroffen; öfter beträgt die Zahl der dicht neben einander liegenden Brandgruben mehrere hundert, bisweilen sogar über Tausend; nur ganz selten trifft man dazwischen eine Urne mit Gebeinen. Bei Kannikegaard im Boldilsker Sogn, 1/2 Meile südwestlich von Nexö, auf dem grössten Gräberfelde dieser Art, wurden auf einer Strecke von 260 Quadrat-Ellen gegen 90 Brandgruben gezählt. Bisweilen sind sie aber auch durch grosse Zwischenräume getrennt.

Die Untersuchung des Gräberfeldes von Kannikegaard nahm 8 Jahre in Anspruch; über die Hälfte der grossen Anzahl von Altertümern aus den früheren Abschnitten der Bornholmer Eisenzeit, welche im Laufe der Jahre dem Nationalmuseum übergeben worden sind, stammt von diesem Platze, der auch dadurch bedeutungsvoll ist, dass er für Vedel die Basis seiner Forschungen bildete, von der aus sich ihm das Verständnis für die Kulturentwicklung der Insel in diesem Zeitraum erschloss. — Der Begräbnisplatz erstreckte sich über eine Länge von mehr als 750 Ellen, vereinzelte Gräber sind in südlicher und nördlicher Richtung noch darüber hinaus gefunden worden. Im Osten hat der Platz eine natürliche Grenze in einem niedrigen Abhang gegen eine sumpfige Strecke, die vielleicht früher eine Meerbucht gebildet hat; gegen Westen zu wurde die Untersuchung so weit geführt, als sich Gräber zeigten. Es wurden ca. 800 Brandgruben, 44 Gräber mit unverbrannten Leichen aus der Völkerwanderungszeit und 120 unregelmässige, zum Teil aus noch späterer Zeit stammende Gräber aufgedeckt; ausserdem nimmt man an, dass noch mehrere Hundert Gräber teils existiert haben, teils noch unaufgedeckt vorhanden sind. Der Platz ist also lange Zeiträume hindurch benutzt worden. Im Norden enthielten die allermeisten Brandgruben nur Altertümer aus der vorrömischen Zeit. Weiter südlich fand man Brandgruben aus der römischen Periode. In den anschliessenden Partien trat immer stärker eine Mischung mit Brandgruben aus der Völkerwanderungszeit hervor, und zugleich traf man öfter Gräber mit unverbrannten Leichen aus derselben

Zeit. Diese nahmen an Anzahl gegen Süden zu, und an der südlichen Grenze des Platzes endlich traf man Gräber anderer Art, aus der letzten Zeit, zu welcher der Platz überhaupt benutzt worden ist. An vielen Stellen lagen zwar Gräber aus verschiedenen Zeiten nebeneinander; im Ganzen aber bot der Platz in seiner langen Ausdehnung von Nord nach Süd ein Bild der ganzen Entwicklungsreihe von der vorrömischen Zeit bis zum Ende der Völkerwanderungszeit.

Ähnliche Verhältnisse herrschen an vielen anderen Stellen; nur seltener gehört ein Begräbnisplatz einer kurzen, scharf abgegrenzten Zeit an. Meist liegen ältere und jüngere Gräber aus dem langen Zeitraum von der vorrömischen Zeit bis zum Schlusse der Völkerwanderungszeit, in welchem die Brandgrube die gewöhnliche Grabform auf Bornholm war, unmittelbar neben, und zum Teile zwischen einander. Dennoch hat die ganze Verteilung der Gräber auf den grössten Plätzen wie bei Kannikegaard, der Vergleich mit den Altertümern kleinerer Gräberfelder aus einer begrenzten Zeit, und endlich die Beobachtung, was in einem Grabe immer beisammen getroffen wird, bezw. was nicht so vorkommt, sichere Grundlagen für die Zeitbestimmung der einzelnen Formen von Altertümern und für die Erkenntnis der Eigentümlichkeiten eines jeden der grossen Zeitabschnitte ergeben.

Für die Erkenntnis der vorrömischen Zeit war besonders die Untersuchung eines Gräberfeldes bei Kanegaard, im Knudsker Sogn, $^1/_3$ Meile östlich von Rönne, von grosser Bedeutung, da dieser grosse Begräbnisplatz, wo gegen 300 Brandgruben aufgedeckt wurden, ausschliesslich aus dieser Zeit herrührt.

Eines der in diesen Gräbern am häufigsten vorkommenden Altertümer ist der Gürtelhaken, immer aus Eisen (Abb. 3). Er diente als Schliesse für den Leibriemen, indem die lange und schmale, schwach gebogene Platte mit einem Ende am Gürtel befestigt war und mit dem anderen, zugespitzten und hakenförmig umgebogenen Ende in den Riemen eingriff. Er war ein gewöhnlicher Schmuck von Männern und Frauen; bei Kanegaard wurden über Hundert Exemplare eingesammelt. Daneben fand man einfache Nadeln mit Kopf, gleichfalls aus Eisen, und namentlich Bügelnadeln (Abb. 4 und 5) in vielen Variationen derselben Hauptformen, welche unten näher besprochen werden sollen. Auch diese sind in der Regel aus Eisen. Fügt man die selten vorkommenden einschneidigen Schwerter und Metallgefässe, die weiter unten besprochen werden, und ferner Scherben von grossen groben Thongefässen, sowie kleine, meist ebenfalls nur

fragmentarisch erhaltene Thongefässe hinzu, so sind damit die Altertümer aufgezählt, die bei Kanegaard und auf anderen Bornholmer Gräberfeldern aus der vorrömischen Eisenzeit regelmässig vorkommen. Gewöhnlich sind alle Gegenstände mit der Leiche auf den Scheiterhaufen gekommen, woraus sich die Beschädigungen der Thongefässe und die Brandspuren an den Eisensachen erklären; weitere Zerstörungen haben die Altertümer da-



Abb. 3. Eiserner Gürtelhaken. Aarb. 1870. $^1/_2$.

durch erlitten, dass sie in den unbeschützten Gruben knapp unter der Erdoberfläche zweitausend Jahre lang den Einwirkungen des Regenwassers und der wechselnden Temperatur ausgesetzt waren.

Man kann diese Altertümer aus den bornholmischen Gräbern ärmlich und uninteressant nennen, aber sie sind doch bedeutungs-

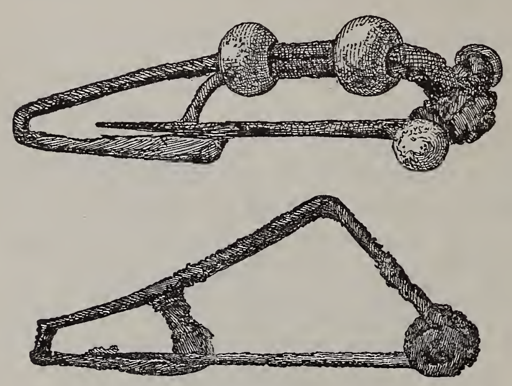


Abb. 4 und 5. Bügelnadeln. Aarb. 1870. $^2/_3$.

volle Denkmäler eines eigenen Zeitabschnittes, der tiefe Spuren einer europäischen Kulturbewegung trägt, und sind zugleich wichtig für die Auffassung einer Reihe von später gehobenen Funden in Dänemark. Sind auch letztere sporadisch und nicht sehr zahlreich, so enthalten sie dafür Altertümer, die unsere Kenntnis dieser Gruppe bedeutend erweitern.

Aus Seeland und den umliegenden Inseln kennt man nur einen einzigen Grabfund aus dieser Zeit. Auf Amager wurde

bei St. Magleby ein Thongefäss aufgedeckt, das verbrannte Gebeine und zwei Bügelnadeln von der Form der Bornholmer Bügelnadeln enthielt. Ein paar entsprechende Funde, einzelne Thongefässe mit Resten vom Scheiterhaufen und mit Bügelnadeln, stammen aus Fünen. Thongefässe mit einem oder zwei Ohren (wie in Abb. 6—7) sind in den Funden aus dieser Zeit ganz gewöhnlich. Ein eigentlicher Begräbnisplatz von bornholmischer Art ist auf der Langaa-Feldmark, im südöstlichen Fünen, angetroffen worden, doch enthielt er nur ca. 15 Brandgruben, die auch hier unter flachem Bodenniveau angelegt waren.* Vier davon enthielten je ein grosses Metallgefäss; eines von diesen Gefässen war eine schöne etrurische Arbeit aus der Zeit



Abb. 6 und 7. Thongefässe aus Jütland. Aarb. 1892. $^1/_6$.

um 400, ein Bronzekessel mit rundgewölbtem Boden, und mit zwei Henkelbeschlägen, die mit einem Silenkopf geziert waren; einer davon ist auf S. 3 abgebildet. Die anderen Gefässe waren grosse Kessel, deren Mündungsrand und Oberteil aus dickem Eisen bestand, während der nach unten zu abgerundete Unterteil, der zusammengedrückt und fast zerstört vorgefunden wurde, aus ganz dünner Bronze verfertigt war (Abb. 2). Die Langaagräber steuerten ferner eine Menge von Altertümern bei: Schwerter, teils einschneidige wie das in Abb. 8 reproducierte aus Bornholm, teils zweischneidige wie in Abb. 10, eiserne Schildbuckeln mit Spitze in der Mitte wie das Exemplar aus Schleswig in Abb. 9, Speere, zwei höchst eigentümliche und schöne Fingerringe aus Gold, Messer, Thongefässe u. a. m. In einem der Kessel lagen

* H. Petersen, Vognfundene i Deibjerg Præstegaardsmose, Kph. 1888.



Abb. 8. Einschneidiges Schwert aus Bornholm. Aarb. 1870. 1/4.

ausserdem zahlreiche Beschläge aus Bronze und Eisen zu einem vierrädrigen Wagen, der den Wagen aus dem Deibjerg-Moor (s. Abschn. III) ganz entsprochen haben muss.

Waffen derselben Art hat man in Schleswig und Jütland sowohl in einigen einzeln liegenden Gräbern wie an ein paar Stellen mit mehreren Gräbern (deren Anzahl aber nie so gross war wie auf Bornholm) gefunden. Auch sind die Brandgruben meist mit Urnengräbern vermengt; ein deckender Hügel über den Gräbern fehlt aber auch hier. Solche Plätze sind nachgewiesen bei Fæsted, Hygum Sogn, in Schleswig, bei Ulbjerg, Amt Viborg, und bei Sönder Badbjerg,



Abb. 9. Schildbuckel aus Schleswig. 1/4.

nördlich vom Limfjord, im Amte Aalborg, also auf der ganzen Ausdehnung der jütischen Halbinsel.

Dazu kommen endlich einige einzeln gefundene Stücke aus derselben Zeit. Ein vollständig erhaltenes zweischneidiges Schwert ist aus einem Moor bei Lindholmgaard im Amte Frederiksborg gehoben worden (Abb. 10). Wie bei den übrigen gleichzeitigen Exemplaren weist auch hier der Handgriff gegen die Klinge zu einen grossen bogenförmigen Einschnitt auf, in den eine entsprechende zungenförmige Erweiterung der Scheide eingreift. Diese besteht aus zwei dünnen Eisenplatten, von denen eine längs der Kanten über die andere greift; unten ist sie gerade abgeschnitten; zierliche Oesen dienten zur Befestigung des Riemens. Ein schönes griechisches

Bronzegefäss mit ausgeschnittenen Palmetten-Ornamenten unter den für Henkel bestimmten Oesen ist bei Kjeldby auf Möen aufgepflügt worden (Abb. 11). Ferner sind hie und da einzelne Bügelnadeln aus Bronze von der bornholmischen Form gefunden worden.

Um die Eigentümlichkeiten dieser Reihe von Funden, die von Bornholm bis Jütland und Schleswig reicht, zu erkennen, sind teils die Altertümer selbst zu beachten, teils die Anlage der Gräber ohne deckenden Hügel und ihre Vereinigung zu grösseren und kleineren Gruppen, teils die eigentümliche Grabform, die Brandgrube, die sich in den verschiedenen Teilen des Landes mehr oder minder stark geltend macht, teils endlich der noch nicht erwähnte durchgängige Zug, dass Schwert und Speer nach dem Leichenbrande gewöhnlich krumm gebogen oder sogar zusammengerollt worden sind. Alle diese Eigentümlichkeiten waren in der vorhergehenden Zeit, dem letzten Abschnitte des Bronzealters, unbekannt, und sind der Ausschlag neuer, von aussen empfangener Kulturmitteilungen. Auch hier wie in so vielen anderen Fällen liegt der Ausgangspunkt der nordischen Kulturbewegung in fernen Ländern. In diesem Falle ist es die Kultur Mitteleuropas in der Zeit von 400 bis zu Chr. Geburt, der s. g. La Tène-Zeit, die unmittelbar auf die Hallstatt-Periode (s. S. 10) folgte.

Wir haben uns bisher mit historischen Streiflichtern begnügen müssen, die jedoch im Verlaufe unserer Darstellung an Zahl und Stärke zunehmen. Hier treten uns zum erstenmale Altertümer entgegen, die so zu sagen vom Griffel der Geschichte mit Jahreszahlen bezeichnet sind.

Im Jahre 52 v. Chr. entschied sich in harten Kämpfen die endgiltige Unterwerfung Galliens unter Rom. Unter dem Häuptling Vercingetorix hatten sich 80,000 Gallier in Alesia, dem heutigen Alise Sainte-Reine (Côte-d'Or), eingeschlossen und wurden von Caesar belagert. Um die Stadt zu entsetzen,

Abb. 10. Zweischneidiges Schwert mit Scheide. 1/5.

strömten Krieger aus ganz Gallien zusammen, 240,000 Mann Fussvolk und 8000 Reiter, so dass die Römer genötigt waren, sich durch eine doppelte Befestigungslinie, die eine gegen die Stadt, die andere gegen das Entsatzheer gerichtet, zu beschützen. In den Gräben um diese Verschanzungen, deren Platz ausfindig zu machen gelungen ist, sind Waffen und andere Gegenstände, die von den Galliern bei abgeschlagenen Angriffen zurückgelassen wurden, in grosser Menge gefunden worden. Darunter befinden sich zweischneidige Schwerter in Metallscheiden, die unten breit abschliessen, spitzige Schildbuckeln aus Eisen und Bügelnadeln, ganz wie in den oben besprochenen dänischen Funden.*

In Caesars Kommentarien über die gallischen Kriege ist ferner oft von Bibracte, der alten Hauptstadt der Aeduer, die Rede. In der Nähe von Autun ist diese alte gallische Stadt auf einem Felsplateau, von Mauer und Graben umgeben, ausgegraben worden. Man hat zahlreiche Hausfundamente mit allerhand Hinterlassenschaften aufgedeckt: unter diesen befanden sich auch Bügelnadeln derselben Art wie die obenerwähnten dänischen, und namentlich der Abb. 5 dadurch ähnlich, dass sie vorn an der Nadelscheide eine längliche offene Partie aufweisen.** So sind die nordischen Funde mit der gallischen Kultur und dem ersten Jahrhundert vor Chr. verknüpft.

Nahverwandte Sachen aber sind auf dem ganzen mitteleuropäischen Gebiete zum Vorschein gekommen. Der Hauptfundort ist La Tène, ein früher von Wasser bedecktes Terrain am nördlichen Ende des Neufchâteler-Sees in der Schweiz.*** Schon im Jahre 1858, und namentlich seit der Regulierung des Wasserstandes im Jahre 1876, wodurch die Stelle trocken gelegt wurde, hat man hier zahlreiche Altertümer, Waffen und Gerätschaften jeder Art, Gefässe, Pferdegeschirre, Wagenreste, Schmucksachen und Münzen gefunden. In vielen Beziehungen lässt sich der Fund mit den grossen dänischen Moorfunden aus der Völkerwanderungszeit auf eine Linie stellen, doch fällt er noch in die letzten Jahrhunderte vor Chr. Infolge seiner Reich-

---

* Revue archéologique, Paris 1864, X 337.

** Revue archéologique, Paris 1869—72, X—XII.

*** Victor Gross, La Tène, Paris 1886. — Franz v. Pulszky, Die Denkmäler der Keltenherrschaft in Ungarn, in Paul Hunfalvy, Literarische Berichte aus Ungarn, Budapest 1879, III. — Archæologiai Ertesitö, Budapest 1895, I. — A. J. Evans, On a Late-Celtic Urn-Field, Archaeologia, London 1890, LII 315.

haltigkeit und des Umstandes, dass er der erste bekannt gewordene grosse Fund aus dieser Zeit war, hat man die ganze Kulturperiode nach ihm benannt. Auch hier erscheinen die langen zweischneidigen Eisenschwerter in Metallscheiden, welche unten breit abgerundet sind, Bügelnadeln mit Spiralwindung und mit Kugeln am Bügel, die ganz dem in Abb. 4 reproduzierten Exemplar aus Bornholm gleichen, und ebenso grosse Kessel aus Eisen und Bronze, gleich den oben besprochenen. La Tène ist der fernste Fundort dieser Form; sie kommt ausserdem vor in den Rheingegenden und in Norddeutschland; ein vereinzeltes Exemplar ist auf Öland zu Tage gekommen, und mehrere, wie erwähnt, in Bornholm und auf der Langaa-Feldmark auf Fünen. Auch hier treten uns also die nordischen Formen in einem keltischen Funde, dessen späteste chronologische Grenze in der Zeit von Chr. Geburt liegt, entgegen.



Abb. 11. Griechisches Bronzegefäss, gefunden auf Möen. 1/4.

Der früheste Zeitpunkt wird durch mehrere Funde in Italien bestimmt. Auf den oben kurz erwähnten etrurischen und norditalischen Gräberfeldern, die wesentlich in die Zeit vor 400 v. Chr. fallen (S. 9), hat man verschiedene Kriegergräber gefunden, deren Inhalt unter die keltische Gruppe fällt, welche wir vor allem aus Alesia, Bibracte und La Tène kennen; einzelne Gegenstände weisen allerdings ältere Formen auf; namentlich die Schwerter unterscheiden sich von den jüngeren dadurch, dass Waffe und Scheide nicht breitabgerundet sind, sondern spitz auslaufen.* Diese Gräber haben fremde, keltische Krieger beherbergt, und können nicht über das 4. Jhd. zurückreichen; zu jener Zeit machten sich nämlich die keltischen Stämme zu Herren von Norditalien. Anderseits können die Keltengräber in Etrurien nicht

* Schriften der physik.-ökon. Gesellschaft zu Königsberg, 25, Sitzungsber. S. 23.

jünger sein als 200 v. Chr., denn kurz vor diesem Jahre waren diese Gegenden eine römische Provinz geworden. Auch in Mitteleuropa muss die Grenze zwischen den Hallstatt- und den La Tène-Formen um 400 v. Chr. herum angesetzt werden. Darnach können die entsprechenden dänischen Funde keinesfalls über das 4. Jhr. v. Chr. zurückdatiert werden; wahrscheinlich sind sie jedoch etwas jünger. Das Schwert zeigt nämlich hier wie auch in ganz Norddeutschland immer die jüngere, nie die ältere La Tène-Form. Die spitzige Schildbuckel gehört ebenfalls der Schlusszeit der La Tène-Periode an, und die ältesten Bügelnadeln dieser Gruppe sind in nordischen Gegenden bisher nur ein einzigesmal getroffen worden.

Man fand nämlich zwei gleiche Exemplare (Abb. 13) bei Ulbjerg, Amt Viborg, nebst anderen Objekten und verbrannten Gebeinen in einem Thongefäss. Die Form ist der der ältesten Nadeln aus der La Tène-Zeit, wie man sie aus Frankreich und Italien kennt, sehr ähnlich; Abb. 12 zeigt ein Exemplar, das bei Marzabotto in der Gegend von Bologna gefunden worden ist. In der Konstruktion aber zeigt sich ein wesentlicher Unterschied. Bei den fremden Exemplaren geht die Nadel von einer Spiralwindung aus, die ihr Federkraft verleiht; bei den nordischen Exemplaren hängt sie lose an einer Stange, die durch den Kopf des Bügels geht, ein Verhältnis, das einer Übersetzung aus einer fremden Sprache mit halbem Verständnis gleicht. Die Form ist zwar erreicht, aber die Konstruktion, auf die es gerade ankam, ist verloren gegangen. Alle übrigen Bügelnadeln aus Dänemark zeigen die jüngeren La Tène-Formen, bei denen der Fuss bis zum Bügel rückwärts gebogen und an demselben mit Kugeln befestigt ist (Abb. 4), oder die jüngsten, bei denen der rückwärts gebogene Draht mit dem Bügel vollständig verschmolzen ist (Abb. 5).*

Diese Bügelnadeln verdrängen im Norden die frühere Bronzezeitform und werden in beständig wechselnder Gestalt jahrhundertelang festgehalten. Sie bestehen immer aus einem »Bügel«, der an dem einen Ende, dem »Kopf«, ein Spiralgewinde mit gleich vielen Windungen nach beiden Seiten trägt, wodurch die Nadel Federkraft erhält, und an dem anderen Ende, dem »Fuss«, eine »Scheide« zum Festhalten der Nadelspitze aufweist. Die Konstruktion ist unzweifelhaft besser als die der

* A. letzt a. O S. 26.

Bügelnadeln aus der nordischen Bronzezeit; es ist daher leicht begreiflich, dass man die alte Form zu Gunsten der neuen aufgab.

So erhielt man zum zweitenmale aus dem Süden das Modell für die Gewandnadel, diesen unentbehrlichen täglichen Gebrauchsgegenstand. Zum erstenmale war dies in der älteren Bronzezeit geschehen (I, S. 255). Seitdem hatte man im Süden die älteste Bügelnadel, die in den griechischen Funden vom Schlusse des 2. Jahrtausends v. Chr. vorliegt, ununterbrochen umgeformt. Die Konstruktion blieb sich jedoch bis in die erste La Tène Zeit im wesentlichen gleich. Damals kam man auf die kleine Verbesserung, die Spiralwindung gleichmässig auf beide Seiten des Bügels zu verteilen (s. Abb. 4, 5 und 12), während man früher nur ein paar Windungen auf der einen Seite angebracht hatte. In ihrer ältesten Gestalt ist die »Sicherheitsnadel« in unserer Zeit wieder aufgenommen worden, nachdem sie so viele Jahrhunderte lang ausser Gebrauch gewesen war.



Abb. 12. Bügelnadel aus der ältesten La Tène-Zeit, gefunden in Italien. $^2/_3$.

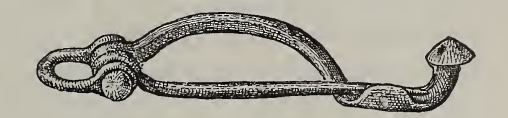


Abb. 13. Bügelnadel aus dem Ulbjerg-Funde, nordische Nachahmung der fremden Form. Aarb. 1892. $^2/_3$.

An zahlreichen Stellen Mitteleuropas sind ganz ähnliche Funde wie die hier erwähnten aus Frankreich, der Schweiz und Italien zu Tage gekommen. Bei St. Michael, in der Nähe von Adelsberg in Krain, ist ein grosses Gräberfeld aufgedeckt worden, das besonders instructiv ist, indem hier Gruppen von älteren Gräbern aus der Hallstattzeit und von jüngeren aus der La Tène-Zeit abgesondert von einander vorkommen.* Letztere enthielten keltische Bügelnadeln, zweischneidige Schwerter und daneben ähnliche einschneidige und leicht gekrümmte Schwerter wie die oben besprochenen aus Dänemark. Übrigens ist dies eine in der La Tène-Zeit häufig auftretende Form von hohem

* M. Hoernes, Die Gräberfelder von St. Michael, in den Mitteil. d. Anthropol Gesellschaft in Wien, 1888, XVIII 217.

Alter. In ihren Voraussetzungen ist sie bereits in der Hallstattzeit durch gewisse lange einschneidige Messer repräsentiert, doch weist sie auch auf das klassische Gebiet im Süden hin. Ähnliche Schwerter sieht man oft in den griechischen Vasenbildern aus der Zeit um 500, und entsprechende Waffen sind sowohl in Griechenland, als auch in Spanien gefunden worden (I, S. 245).* Diese Schwerter verraten somit die doppelte Quelle der La Tène-Kultur, teils die ältere mitteleuropäische Eisenzeit, teils die klassische Kultur, und dieselben Ströme waren es, die in ihrem letzten Laufe den Norden in der vorrömischen Eisenzeit berührten.

Diese Bemerkungen führen zur Betrachtung der Gürtelhaken, der letzten in den dänischen Funden genannten Form, die bisher noch nicht in den südlichen Funden erwähnt worden ist. Im Norden fallen die Gürtelhaken in die La Tène-Zeit, in Mitteleuropa in die Hallstatt-Zeit und in Italien reichen sie bis in den Beginn des Jahrtausends zurück. Die Form variirt nach dem Alter. In Nord- und Mitteldeutschland haben die Gürtelhaken eine ganz ähnliche Gestalt wie auf Bornholm; in Süddeutschland und Österreich sind sie bereits merklich verschieden, und noch stärker ist der Unterschied in Italien, wo sie oben (I, S. 400) unter den Objekten aus etrurischen Gräbern, welche aus der Zeit um 800 stammen, erwähnt worden sind.** So hoch hinauf steigt die Ahnenreihe der fremden Formen, die zu dieser Zeit in den Norden eingeführt wurden.

Wir haben nun die wichtigsten keltischen Formen von Altertümern, die in den dänischen Funden vorkommen, durch Mitteleuropa von West nach Ost verfolgt und ihren ersten Ursprung kurz besprochen. Sie lassen sich ebenso gegen Norden zu, besonders von Ungarn und Böhmen aus, durch Ostdeutschland bis zur Ostsee verfolgen. Auf der ganzen Strecke dieses Weges, auf dem die neue Kultur den Norden erreichte, liegen zahlreiche verwandte Funde vor.

Diese Funde bezeugen die historische Tatsache, dass die Kelten im 4. und 3. Jahrhundert in Mitteleuropa eine bedeutsame Machtstellung einnahmen; daher errangen, wenn auch nicht ihre

* E. Cartailhac, Les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal, Paris 1886, 250.

** Vrgl. z. B. Notizie degli scavi di antichità, Roma 1882, Pl. 13, 1885, Pl. 14.

Waffen, so doch ihr Geschmack und Stil fast vollständige Herrschaft über die nördlich von ihnen wohnenden Völker bis nach England und Südskandinavien. Mächtige gallische Scharen erschienen im Donauthal in seiner ganzen Ausdehnung; plündernd und raubend durchstreiften sie grosse Teile von Italien, Griechenland und Kleinasien. Sie spielten in diesen Ländern dieselbe Rolle wie später die Germanen, indem sie bald gefürchtete Feinde waren, bald willkommene Helfer im Solde der Fürsten. An mehreren Stellen gründeten sie auch selbständige Reiche von langer Lebensdauer, an den Grenzen der alten Kulturländer oder auf deren Boden. Dieser grossen Kraftentfaltung auf politischem Gebiete entsprach natürlich auch eine starke und selbstständige Entwicklung der Industrie und des Stils, wie wir dies auch bei der zweiten grossen Völkerbewegung, der germanischen Völkerwanderung, beobachten können. Diese Zeit der keltischen Herrschaft ist es, die als La Tène-Zeit, keltische Zeit, oder »die jüngere Eisenzeit in Mitteleuropa« bezeichnet wird. Die Grundlage der neuen Kultur bildete, wie oben angedeutet, zum Teile die »ältere Eisenzeit«, die Hallstattperiode, zum Teile, und zwar in bedeutendem Umfange, die Summe der früher und später aus den klassischen Ländern übernommenen Kulturelemente. Wo keltische Altertümer vorkommen, findet man auch griechische und etrurische Arbeiten. Namentlich aus den Rheingegenden liegt eine Reihe reicher und prächtiger Funde vor, welche sowohl bemalte griechische Gefässe, als schöne Bronzevasen und andere Metallarbeiten klassischen Ursprungs neben den vorzüglichen und stilvollen Erzeugnissen der Kelten enthalten. In Dänemark hat man im ganzen nur vier Bronzegefässe klassischer Arbeit aus den letzten Jahrhunderten vor Chr. Geb. gefunden. Sie sind möglicherweise von gallischen Kriegern in Italien erbeutet und auf weiten Umwegen schliesslich in den Norden verschlagen worden. Jedenfalls gehören sie zu den Denkmälern der ehemaligen keltischen Machtperiode.

Wie verschieden sind diese Denkmäler im Norden und im Süden! In der klassischen Kunst erhielten die Kelten einen dauernden Platz, doch nur als das besiegte Volk. In Delphi wurden Bildwerke zur Erinnerung an die Befreiung von den Überfällen der Barbaren aufgestellt; sogar die Götter waren hier als Teilnehmer am Kampfe dargestellt. Der belvederische Apollo und die s. g. »Diana mit der Hinde« (Diana von Ver-

sailles) sind, wie S. Reinach nachgewiesen hat,* Reproduktionen dieser Arbeiten. In Pergamon war eine Reihe von Kunstwerken, welche an die Siege über die Galater in Kleinasien erinnerten, zu sehen; einige davon sind reproduziert in dem »sterbenden Fechter« auf dem Capitol und in der herrlichen Gruppe »Arria und Paetus« in der Villa Ludovisi: der geschlagene Held, der sich selbst den Tod gibt, nachdem er die Frau, die er in seinem Arme hält, getötet, um sie nicht in die Gewalt des Siegers kommen zu lassen. So stellte man im Süden das Volk dar, das der Führer und Lehrmeister der Nordländer war. Der Gallier wurde zum Typus des überwundenen Barbaren, der von den Künstlern des Südens häufig dargestellt wurde. Keltische Waffen wurden als Trophäen im Athenetempel von Pergamon aus dem 2. Jhd. ausgehauen.

Im Norden dagegen siegten die keltischen Waffen über das Bronzeschwert. Die keltische Schicht, die sich nach Irland, England und Skandinavien ausbreitet, mit ihren verschiedenen eingeführten Sachen und fremden übernommenen Formen von Altertümern, erinnert daran, dass die keltische Kultur für lange Zeit die Macht über die tiefer stehenden Völker Nordeuropas gewonnen hatte. Selbst bis hierher aber verfolgte die überlegene klassische Civilisation ihren Feind. Mit der Niederwerfung der Kelten im Süden, die durch den Sieg Caesars bei Alesia besiegelt worden war, nahm auch die vorrömische, keltische Periode bei den benachbarten Völkern und in Skandinavien ein Ende, und die römische Zeit begann.

So weit mussten wir, ausgehend von den Grabplätzen auf Bornholm, ausgreifen, um das keltische Gepräge in den nordischen Funden richtig aufzufassen. Es erhebt sich nun die Frage, ob sich nicht auch die neue Grabform, die Brandgrube, die sich zu dieser Zeit einstellt, und die früher unbekannte Anlage der Gräber unter flachem Bodenniveau, sowie die Vereinigung von Gräbern zu einem grösseren Gräberfeld, aus derselben Quelle wie die Altertümer ableiten lassen.

Dies ist in der Tat der Fall, wie Ingvald Undset** und andere Forscher nachgewiesen haben. Schon zu Beginn des

* S. Reinach, Les Gaulois dans l'art antique, Revue archéologique, Paris 1888–89, XII—XIII.

** Ingvald Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa (Deutsch von J. Mestorf), Hamburg 1882.

Jahrtausends vor Christus wurden in Etrurien Gräberfelder angelegt, wo die verbrannten Gebeine ohne einen deckenden Hügel beerdigt wurden (S. 9). Dieser Brauch verbreitete sich nach und nach zu den Völkern nördlich der Alpen, ostwärts bis nach Skandinavien, westwärts bis nach England. Die Zeit seiner Einführung in die verschiedenen Gegenden, wo er mehr oder minder vorherrschend wurde, ist verschieden; im ganzen aber fällt der Zeitpunkt immer später, je weiter man sich von dem Ausgangspunkte gegen Norden und gegen die äussersten Punkte der alten Verbindungen zu entfernt. In England fallen diese Grabplätze in das letzte Jahrhundert vor Chr., in Ostpreussen stammen sie aus der römischen Zeit. Im Westen, in Frankreich und den Rheingegenden, gehen sie kaum über die Mitte des Jahrtausends vor Christus zurück, und hier scheinen nur Urnenfelder, keine eigentlichen Brandgrubenplätze vorzukommen. Nach Osten zu dagegen hat sich die neue Bestattungsweise frühzeitig ausgebreitet, schon in der Hallstattperiode, der ersten Hälfte des Jahrtausends, und neben Urnengräbern kommen Brandgruben ähnlicher Art wie auf Bornholm vor, oft in bedeutender Anzahl und mit den eigentümlich zusammengebogenen und beschädigten Waffen. Schritt für Schritt lassen sich diese Gräberplätze aus den östlichen Alpenländern und Österreich über Böhmen und Mähren bis nach Norddeutschland von der Weser bis zur Weichsel, dem Gebiete, welches das nächste Verbindungsglied zwischen Skandinavien und Europa bildete, verfolgen. — So lassen sich die Verhältnisse in wenigen Worten skizzieren; im einzelnen ist natürlich die Art, wie die neue Bestattungsweise auftritt, sehr verschieden, namentlich in den ferneren Gegenden, von wo die Bewegung ausging. In Norddeutschland, sowohl in Westpreussen wie in Holstein, entspricht alles den Verhältnissen der Bornholmer Gräberplätze auf das genaueste.

Auf dem Gräberfelde bei Villanova, das vorhin (S. 9) als eines der ältesten in Nordetrurien erwähnt wurde, enthielten fast sämtliche von den (rund) 200 Gräbern ein grosses Thongefäss mit verbrannten Gebeinen unter flachem Bodenniveau; um die Urne fand man Nebengefässe und Reste vom Scheiterhaufen, und das Ganze war meist mit Steinen umgeben. Ähnliche Behältnisse für die Brandreste oder eine schirmende Decke von anderer Art trifft man regelmässig auf den grossen gleichzeitigen oder etwas späteren Begräbnisplätzen in Etrurien und Norditalien; nirgends aber findet man einen aufgeworfenen Hügel über dem Grabe. Eigentliche Brandgruben kommen bei St. Lucia (S. 10) vor. Hier sind 5000 Gräber unter flachem Felde geöffnet worden, die verschiedenartig eingerichtet waren; teils lagen die verbrannten Knochen in einem Behältnis, teils waren sämtliche Brandreste in einer Ver-

tiefung angebracht, die oft mit einem Stein bedeckt war. Bei St. Michael in Krain (S. 29) findet man sowohl in den älteren Gruppen aus der Hallstattzeit wie in den jüngeren aus der La Tène-Zeit teils Urnen mit verbrannten Knochen und Kohlen, teils Brandgruben. Letztere, die unter den jüngeren Gräbern überwiegen, bestehen aus 1—2' breiten und tiefen kesselförmigen Gruben, gefüllt mit Kohle und Asche, worunter nur wenige verbrannte Knochen enthalten sind. Die hier niedergelegten Waffen sind oft zusammengebogen. Auf einem anderen Gräberfelde in Krain, bei Nassenfuss, wo ebenfalls die älteren und jüngeren Gräber gruppenweise abgesondert liegen, bestehen die Brandgruben aus $1^1/_2$' tiefen und 1' breiten Gruben in der Erde. Sie enthalten nur verbrannte Gebeine, bei denen oft zusammengebogene Schwerter und Speerspitzen vorkommen. Auch bei Hallstatt (S. 10), wo die Hälfte der Gräber verbrannte, in die Erde vergrabene Knochen enthielt, waren diese nicht mit Kohlen vermengt; sie lagen bald in der blossen Erde, bald auf einer verschiedenartigen Unterlage.

Die neue Bestattungsweise hat sich dem Norden in jahrhundertelanger Wanderung langsam genähert. Nur auf Bornholm trifft man schon am Schlusse der Bronzezeit Urnengräber unter flachem Felde in grösserer Anzahl (I, S. 412); doch auch hier wie in den anderen dänischen Landschaften werden die Gräberfelder mit Brandgruben eigentlich durch das Eisen und die fremden La Tène-Formen charakterisiert. Weit überholt wurde diese langsame Kulturmitteilung durch den gleichzeitig vor sich gehenden raschen Import von Altertümern aus dem Süden. Die aus Italien und den Donaugegenden eingeführten Sachen, die älter sind als die Mitte des Jahrtausends, liegen, wie früher gezeigt worden ist, in den Hochgräbern, und auch die nordischen Nachbildungen der importierten Altertümer gehören noch der Bronzezeit an. Erst später und langsam kamen die religiösen Ideen nach, die in den Gräberfeldern mit Urnen und Brandgruben ihren Ausdruck gefunden haben.

Dass eine neue Bestattungsweise von Italien aus durch Kulturmitteilung bei den Völkern nördlich der Alpen Eingang gefunden und sich bis in so ferne Gegenden verbreitet hat, ist einer der schönsten Nachweise der vorgeschichtlichen Archäologie. Er fasst in einleuchtender Weise unzählige Beobachtungen aus einem grossen Teile von Europa zusammen, beleuchtet das Verhältnis zwischen Süden und Norden und liefert eine ebenso befriedigende wie merkwürdige Erklärung für den sonst unverständlichen Umstand, dass der Grabhügel überall in der ältesten Eisenzeit von Flachgräberfeldern abgelöst wird.



Abb. 14. Durchschnitt eines Flachhügelgrabes. Aarb. 1894.

III. DIE VORRÖMISCHE ZEIT.

ZWEI NORDISCHE GRUPPEN.

Flachhügelgräber. — Oesenringe und Nadeln. — Chronologie der Grabfunde. — Feld- und Moorfunde. — Heimische Erzeugnisse. — Spangen und Halsringe. — Chronologie der Feld- und Moorfunde. — Die Wagen von Deibjerg. — Innere Zustände und Geistesleben.

Im vorigen Abschnitt ist eine fremde Gruppe der vorrömischen Eisenzeit auf nordischem Boden nachgewiesen worden. Wo man diese antrifft, ist es kaum möglich, ein Objekt von nordischer Arbeit oder von speziell nordischer Form nachzuweisen; selbst die Anlage und Einrichtung der Gräber ist fremden Ursprungs. Derselbe Zeitraum umfasst aber auch zwei andere Gruppen von ausgeprägt nordischem Charakter, die eine bestehend aus Grabfunden, die andere aus Feld- und Moorfunden.

Auf die Grabfunde ist man erst vor kurzem aufmerksam geworden. Der grosse Begräbnisplatz, der im Jahre 1892 im Kirchspiel Aarre, etwa $1^1/_2$ Meilen östlich von Varde (Jütland), aufgedeckt wurde, gab jedoch so ausreichende und verlässliche Kunde über seine Zeit und Art, dass er die Auffassung der ganzen Gruppe sicherte. Der Fund wurde im Jahre 1894 von A. P. Madsen und C. Neergaard publiziert.*

Das Gräberfeld war ursprünglich 5—600 Ellen breit und bedeckte über 10—11 Tonnen Landes. Auf diesem Areal müssen sich gegen tausend Gräber befunden haben, doch war nur mehr die Mitte, ca. 4 Tonnen, im grossen ganzen unberührt. Hier lagen 253 kleine Hügel so eng an einander, so dass sie mitunter mit

* A. P. Madsen et Carl Neergaard, Polyandres jutlandais, Mémoires des Antiquaires du Nord 1894.

dem Fusse in einander übergriffen. Sie waren alle rund, hatten meist 12—24′ im Durchmesser und eine Höhe von 1—2′; nur einzelne waren etwas grösser oder kleiner. In der Regel befand sich in jedem Hügel nur ein Grab, entweder auf seinem Boden oder etwas unter dem Bodenniveau. Dasselbe enthielt ein grosses Thongefäss mit den verbrannten Knochen, das oft mit Steinen umgeben und mit einem flachen Stein bedeckt war (Abb. 14). Viele Gefässe waren infolge dessen zerdrückt, doch sind 75 ziemlich vollständig erhalten. Sie sind durchgehends gut gearbeitet und zeigen eine eigentümliche, wenn auch sehr variierende Form: auf einem weiten Bauche sitzt ein kurzer Hals, abgegrenzt durch eine Einschnürung, ein paar Linien oder ein Bogenornament (Abb. 15). Im ganzen weichen sie von gewissen Bronzezeit-Formen nicht sehr stark ab; einige möchte man nach der Form allein sogar der Bronzezeit zusprechen. Altertümer fand man nur seltener bei den verbrannten Knochen — durschnittlich blos in jedem dritten Grabe —, und zwar nur kleine Toilette- und Schmuckgegenstände.



Abb. 15. Urne aus einem Flachhügelgrab. Aarb. 1894. 1/5.

Ähnliche Begräbnisplätze sind an verschiedenen Stellen der benachbarten Gegenden Südwestjütlands gefunden worden, doch waren sie nicht so gross und erwiesen sich stets als mehr oder minder zerstört. Gegen Norden zu stiess man in der Nähe des Limfjords auf einen Begräbnisplatz dieser Art, und südwärts sind solche bei Meilby und Uldal in Schleswig angetroffen worden. Entsprechende Begräbnisplätze sind schon früher in Holstein untersucht worden.* Endlich ist noch zu erwähnen, dass die diesen Gräbern eigentümlichen Altertümer auf dem ganzen Gebiete der jütischen Halbinsel gefunden werden.

Was diese Grabplätze von denen der vorhergehenden Periode, der Bronzezeit, unterscheidet, sind die kleinen Dimensionen des Hügels und die Vereinigung einer grösseren Anzahl von Gräbern auf engem Raume. Der letztere Zug wurde bereits bei der keltischen Gruppe besprochen. In Nachahmung der fremden, südländischen Bestattungsweise hat man auch bei Aarre und auf den verwandten Plätzen die Gräber zu einer Gruppe vereinigt. Doch auf den von früheren Zeiten her üblichen Grabhügel hat man nicht verzichtet; nur seine Grösse hat sich sehr verringert. Man kann diese Gräber am passendsten Flachhügelgräber

* J. Mestorf, Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein, Hamburg 1886.

(Tuegrave) benennen. Wie früher werden auch jetzt noch die Gebeine, rein und ohne Beimischung von anderen Resten des Scheiterhaufens, in eine Urne gelegt; doch die Beigaben weisen meist Brandspuren auf. Diese Gräber repräsentieren also einen Übergang von der alten Bestattungsweise der Bronzezeit zu der neuen, welche in der keltischen Gruppe mit ihren Brandgruben unter flachem Bodenniveau ausgeprägt vorliegt. Die Flachhügelgräber bezeichnen ein Mittelstadium im Westen Dänemarks, wie auch im Osten, auf Bornholm, ein entsprechendes Zwischenglied vorkommt, repräsentiert durch flache Steinhügel *(Röser)* und Urnengräber, nur dass letztere Gegenstände aus der Schlusszeit des Bronzealters enthalten (s. Bd. I, S. 339, II, S. 34.).

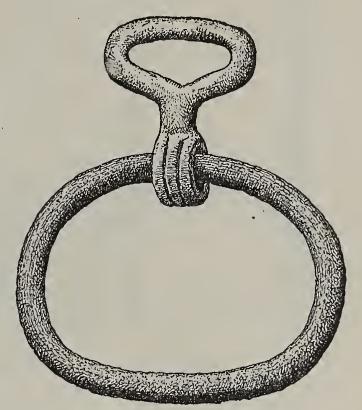
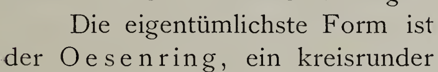


Abb. 16. Oese ring. Aarb. 1894. $^2/_3$.

Dass die Flachhügelgräber in die ersten Anfänge der Eisenzeit fallen, geht auch daraus hervor, dass sie oft rings um Grabhügel aus der Bronzezeit liegen, und dass die Formen der Thongefässe bisweilen den älteren Formen sehr nahe stehen. Auf dieselbe Zeit weisen auch die in den Urnen enthaltenen Altertümer hin, die zwar bis jetzt nur gewisse wenige Arten repräsentieren, dafür aber sehr zahlreich vorliegen.



Die eigentümlichste Form ist der Oesenring, ein kreisrunder Ring aus Eisen oder Bronze, meist mit einer grossen, beweglich oder fest verbundenen Oese (Abb. 16). Er wurde bei der Kleidung verwendet, wahrscheinlich zum Zusammenhalten des Gürtels; verschiedene Exemplare sind stark abgenutzt und durch den Gebrauch verbogen. Er tritt in den Urnen einzeln auf. Auf dem Begräbnisplatz von Aarre fand man mindestens 16 Exemplare; im ganzen liegen aus Jütland über 50 Stück vor. In Schleswig und Holstein ist er recht häufig, und noch in Mitteleuropa kommen verwandte Formen vor, sowohl ostwärts in der Schweiz, wie westwärts in Ungarn; hier fallen die Oesenringe in den Schluss der Bronzezeit und den Anfang der Eisenzeit. Die Form ist also im Norden fremd, doch scheint sie nirgends so allgemein in Gebrauch gewesen zu sein wie hier, und nach ver-

schiedenen Eigentümlichkeiten zu schliessen, müssen die meisten Exemplare heimische Arbeiten sein.*

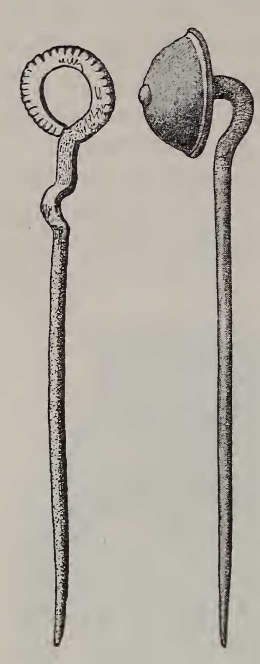


Abb. 17—18.
Nadeln mit gekröpftem Stiel.
Aarb. 1894, 2/3.

Neben den Ringen liegen in grösserer Anzahl nur Nadeln aus diesen Gräbern vor (Abb. 17—18). Sie sind mit Ausnahme eines einzigen Exemplares, das aus Bronze besteht, von Eisen; der Kopf ist verschieden geformt, wie ein kleiner Ring, eine gewölbte Platte etc.; eine konstante Eigentümlickkeit aber ist, dass der Stiel gekröpft ist (eine kleine bogenförmige Ausbiegung aufweist), wahrscheinlich damit er besser im Stoffe hafte. Oft sind diese Nadeln paarweise durch feine Kettchen verbunden. Zwar nicht die gleichen, aber doch verwandte Formen kommen südwärts bis nach Italien hinein vor; sie reichen ebenso weit zurück wie die Oesenringe und sind die ältesten Vorbilder gewesen, von denen die weit jüngeren nordischen Stücke ausgegangen sind.

Das wenige, was diese Funde sonst bieten, weist ebenfalls nach dem Süden und in ferne Zeiten zurück. Recht instructiv ist in dieser Beziehung das in Abb. 19 vorgeführte Doppelgefäss. Der die beiden kleinen Becher verbindende Arm ist hohl, so dass die Flüssigkeit in beiden immer gleich hoch stand. Man beabsichtigte damit gewiss nur eine scherzhafte Becherbildung. Das Exemplar aus dem Aarrefund ist bis jetzt das einzige aus Skandinavien bekannte. Ähnliche aus mehreren kleinen Gefässen zusammengesetzte Becher lassen sich aber über Nord- und Mitteldeutschland bis nach der Schweiz, Ungarn und Italien verfolgen, wo sie bis in den Anfang des Jahrtausends zurückreichen.



Abb. 19. Doppelbecher.
Aarb. 1894, 1/3.

* Literatur über die verschiedenen im Texte besprochenen Formen s. bei Sophus Müller, Système préhistorique etc.

Wie sich aus diesen Erörterungen ergibt, enthält diese Gruppe, die im Gegensatze zur keltischen als nordisch bezeichnet worden ist, keineswegs ausschliesslich rein nordische Elemente, im Gegenteile ist auch hier vieles, vielleicht sogar das meiste, fremden Ursprungs. Doch es verhält sich mit den Formen der Altertümer wie mit der Grabform, dem Flachhügelgrab: das Fremde tritt hier in nordischer Umbildung auf, es ist unterwegs nach und nach verändert und schliesslich im Norden umgebildet worden, und kann daher in diesem Sinne ganz gut als nordisch bezeichnet werden. Sowohl die Grabform als die Altertümer sind im wesentlichen auf das westliche Dänemark beschränkt; nur selten hat man Oesenringe auf den Inseln getroffen — und zwar immer in Bronzezeitfunden —, nie auf Bornholm, in Schweden oder Norwegen. Wir haben es also mit einer Lokalgruppe zu

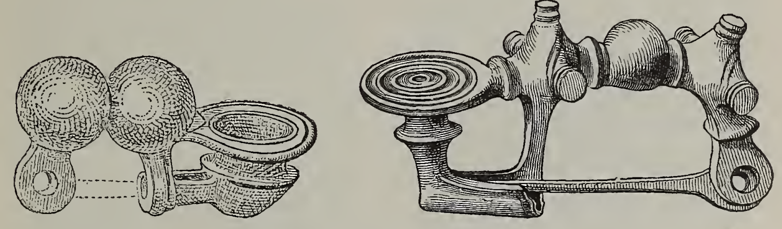


Abb. 20—21. Bügelnadeln (vorrömische Zeit). Aarb. 1881. $^1/_1$.

tun, die auf dem kleinen Gebiete ihrer Verbreitung zwar vor die La Tène-Zeit fällt, aber keineswegs als die allgemeine erste Einleitung zur Eisenzeit in ganz Skandinavien bezeichnet werden kann.

Die andere nordische Gruppe in der vorrömischen Zeit besteht aus Formen, die entweder ausschliesslich oder weit überwiegend in Feld- und Moorfunden vorkommen. Hierher fallen zunächst die Halsringe mit Querbändern oder Zacken auf der nach oben gerichteten Seite (s. Abb. 25). Von diesen Formen liegen ca. 40 Exemplare vor, wovon kein einziges in einem Grabe gefunden worden ist. Eine andere Reihe von Ringen ebenso eigentümlicher Form, die mit 2 Kugeln abgeschlossen sind und den gleichen Übergang von einer einfachen zu einer sehr komplizierten Form zeigen, liegt in 10 Exemplaren, sämtlich aus Feld und Moor stammend, vor. Dazu kommen mehrere grosse, runde oder viereckige Bronzeplatten mit einer Nadel auf der

Kehrseite, oft in durchbrochener Arbeit (Abb. 23), verschiedene Bügelnadeln (Abb. 20—21), und endlich einige Nadeln mit Köpfen von eigenartigen Formen (Abb. 22).

Was diese Sachen vereint, ist der Umstand, dass sie in Grabfunden fehlen; sie sind aber augenscheinlich auch innerlich mit einander verwandt. Alle sind aus dick gegossener Bronze verfertigt, tragen das Gepräge eines eigenen schwerfälligen und breiten Stils und sind in gleichem Geschmacke ornamentiert. Es ist ferner klar, dass sie in die vorrömische Zeit fallen; sie unterscheiden sich stark von den zahlreichen wohlbekannten Altertümern sowohl der Bronzezeit wie der römischen Periode. Anderseits aber lassen sie sich weder mit der heimischen noch mit der fremden Gruppe der in Gräbern gefundenen Gegenstände aus der Periode, in die sie unzweifelhaft fallen, so recht in Verbindung bringen. Man muss sehr genau zusehen, um zu erkennen, wie es mit diesen Altertümern bewandt ist.

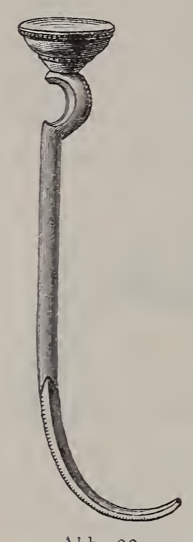


Abb. 22.
Nadel von holsteinischer Form.
Aarb. 1881. $^1/_2$.

Eingeführt sind sie nicht. Man kennt keine ausländische Gruppe, auf die sie sich zurückführen liessen. Die gezackten Halsringe liegen in grösster Anzahl aus Jütland vor; einzelne sind aber auch auf dem östlichen Gebiete bis Schweden, und ein paar in Nord- und Mitteldeutschland bis nach Polen und Galizien zu gefunden worden. Die oben erwähnten Halsringe mit Kugeln am Ende dagegen sind am häufigsten in Schweden und Ostdeutschland. Die runden und viereckigen Bronzeplatten findet man sporadisch in Südskandinavien. Die hierher gehörigen Bügelnadeln kommen ebenfalls nicht südlich der Ostsee vor. Die eigentümlichen Nadeln mit schwerem Kopf und gebogenem Stiel dagegen sind eigentlich eine holsteinische Form, die nur seltener in den nördlich und südlich benachbarten Gebieten angetroffen wird. Es sind also lauter nordische Formen, doch treten sie sehr sporadisch auf.

Sie tragen das deutliche Gepräge nordischer Herkunft. Als ein Erbe aus der Bronzezeit kann man die Verwendung von Bronze für diese grossen und schweren Schmuckstücke betrachten. In den verschiedenen Formen lassen sich zwar fremde

Elemente nachweisen, aber nur vollständig umgebildet und fast unkenntlich. Man vergleiche Abb. 22 mit Abb. 17—18: die runde Ausbiegung am Stiele beweist die Verwandtschaft dieser Nadeln; im übrigen aber herrscht ein bedeutender Unterschied. Die Bügelnadeln in Abb. 17—18 weisen auf die La Tène-Form in Abb. 4 zurück. Die Knöpfe am Bügel verraten den Zusammenhang; im übrigen aber sprechen alle Details von heimischer Entstehung. Die Form ist schwerfällig und breit; das ganze ist in einem gegossen, so dass die Konstruktion verwischt ist und die verschiedenen Partien fest verbunden sind. Ferner sind diese in Jütland und Schleswig gefundenen Nadeln aus dem alten herkömmlichen Metall, Bronze, gefertigt, während die fremden La

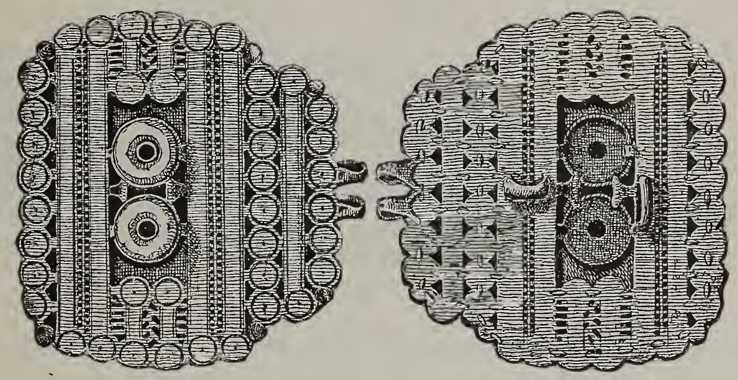


Abb. 23. Spange, Vorder- und Rückseite. Aarb. 1892. 1/3.

Tène-Nadeln in Bornholm aus dem neu eingeführten Metall, Eisen, bestehen. In Jütland hat man nur eine einzige eiserne Bügelnadel aus dieser Zeit gefunden, welche ganz die Bornholmische Form hat.

Ebenso verhält es sich mit den übrigen Sachen dieser Gruppe. Sie sind Erzeugnisse der heimischen Metallindustrie, wie diese in der vorrömischen Zeit betrieben wurde, teils auf Grundlage von Traditionen aus der Bronzezeit, teils unter Übernahme mannigfacher fremder, bald älterer bald jüngerer Motive. Hie und da lässt sich noch nicht nachweisen, wie die Form entstanden ist, so bei der Spange in Abb. 23. Sie scheint aus einer Verbindung von Leisten und runden Feldern hervorgegangen zu sein; auf der Rückseite befindet sich eine Oese, worin eine Nadel aus Eisen angebracht war, deren Spitze ein

Haken festhielt. Es ist also eine Spange. Die Mitte der Platte ist gehoben, damit der Stoff darunter Platz finde. Ähnliche Platten kommen öfter zu zweien oder zu vieren verbunden vor, und haben in dieser Vereinigung ein grosses und zierliches Schmuckstück gebildet. Wie diese sehr komplicierte und ausgebildete Form entstanden ist, werden erst künftige Funde lehren.

Die gezackten Halsringe (Abb. 25) dagegen können schon jetzt ihre Entwicklungsgeschichte erzählen.* Der Halsring in Abb. 24 besteht aus einer elastischen, oben mit Querbändern verzierten Röhre von dünngetriebener Bronze. Ähnliche Ringe kommen in Mitteleuropa vor, wo sie in die Hallstattzeit, vor 400, fallen. Aus dieser fremden Form, von der in Dänemark 4 Exemplare zum Vorschein gekommen sind, müssen die nordischen gezackten Ringe abgeleitet sein. Sie sind alle massiv



Abb, 24. Halsring. $^1/_2$.

gegossen und somit nicht wie das fremde Vorbild elastisch. Der Ring musste daher in zwei Teilen hergestellt werden, einem grösseren und einem kleineren, die durch ein Charnier verbunden sind; bog man das kleinere Stück bei Seite, so war eine hinreichende Öffnung für den Hals vorhanden. Damit waren zugleich alle Elemente gegeben, mit denen man beständig weiterarbeitete; der Ring selbst wurde schwerer, die Querbänder wuchsen zu Zacken aus, und der Zapfen des Charniers erhob sich zu einer Rosette. Am Ende der Entwicklungsreihe stehen die merkwürdigen kronenähnlichen Halsringe, von denen einer links in der Gruppe abgebildet ist. Beispiele für eine ähnliche Klimax in der Entwicklung von Formen sind im Verlaufe dieser Darstellung bereits öfter gegeben worden (vergl. z. B. I, S. 377 ff.). Dazu bedurfte es immer einer gewissen Zeit. Diese Metallarbeiten in nordischem Stil umspannen unzweifelhaft eine geraume An-

---

* Sophus Müller, Halsringe fra Bronze-og Jernalderen, Nord. Fortidsminder, I.

zahl von Jahren, wahrscheinlich einen grossen Teil der ganzen vorrömischen Periode.

Es ist die Ansicht ausgesprochen worden, dass diese Gruppe aus Feld und Moor in Verbindung mit den oben besprochenen Grabfunden drei verschiedene Zeitabschnitte innerhalb der vorrömischen Periode repräsentiere, und dass die Entwicklung des ganzen nordischen Gebietes nach und nach diese drei chronologischen Stufen zurückgelegt habe.* Funde und Formen treten jedoch noch allzu sporadisch und lokal auf, als dass diese Annahme sich einigermassen beweisen liesse. Jedenfalls scheint es unmöglich zu sein, in der vorrömischen Zeit des Nordens die beiden grossen, oben besprochenen südlichen Zeitgruppen vor und nach dem Jahre 400, die Hallstatt- und die La Tène-Gruppe,

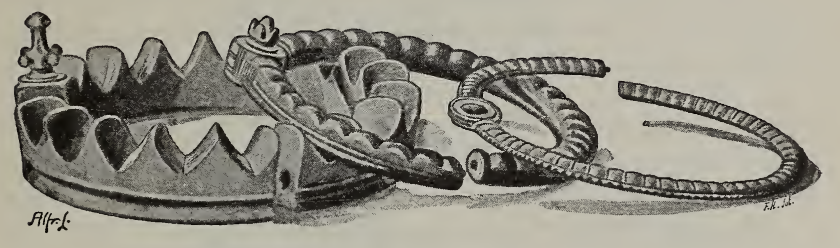


Abb. 25. Entwicklungsgeschichtliche Reihe von Halsringen. 1/3.

zu unterscheiden. Zwar sind Elemente von beiden übernommen worden; aber sie sind nicht überall in chronologischer Reihenfolge und in abgesonderten weitreichenden Schichten abgelagert. Die älteren Elemente scheinen langsamer nach dem Norden gekommen und unterwegs stark umgeformt worden zu sein, so dass sie nicht mehr das richtige Hallstattgepräge hatten, als sie, oft gleichzeitig mit den jüngeren, rascher und in unveränderter Gestalt herübergekommenen La Tène-Elementen, den Norden erreichten.

Die drei hier abgesonderten Gruppen zeigen die verschiedenen Kulturbewegungen, die sich in der vorrömischen Eisenzeit Dänemarks bald gleichzeitig, bald nacheinander, geltend gemacht haben. Zugleich treten die Funde nur im Osten und Westen dieses Gebietes deutlich hervor. Auf Seeland und den umliegenden Inseln, wo vorrömische Funde bis jetzt nur in ge-

* Oscar Montelius, Den nordiska forntidens perioder, Svenska fornminnesföreningens tidskrift VIII, 140.

ringer Anzahl zu Tage gekommen sind, muss die Bronzezeit einen guten Teil dieses Zeitraumes noch fortgedauert haben (I, S. 375). Wenn man den Beginn der vorrömischen Zeit in das 4. Jhd. v. Chr. setzt, so ist das gewiss die äusserste Grenze, bis zu der man selbst für die ältesten jütischen Funde zurückgehen darf.

Im übrigen muss offen eingestanden werden, dass zur Erreichung vollen Verständnisses auf diesem Punkte noch sehr viel mangelt. Die vorrömische Zeit ist uns offenbar nur stückweise bekannt; gewisse Mittelglieder scheinen noch zu fehlen. Dies beweisen sowohl die vielen kleinen Gegenstände, die wir bisher betrachtet haben, wie die einzelnen grossen Objekte, die aus dieser Zeit vorliegen.

Die prächtigen Wagen aus dem Moore der Pfarrei von Deibjerg, etwa 2 Meilen südlich von Ringköbing (Jütland), wurden zufällig beim Torfgraben im Jahre 1881 entdeckt, und von Henry Petersen im Auftrage des Nationalmuseums im Jahre 1881—82 freigelegt. Obzwar verschiedenes fehlt, kann man sich doch eine deutliche Vorstellung von dem ursprünglichen Aussehen der Wagen machen, und einer davon konnte vollständig zusammengestellt werden.* Er ist in Abb. 26, doch soweit als möglich restauriert, wiedergegeben. Ein eigentümlich geformter niedriger Stuhl, der mit den anderen Fundstücken aufgedeckt wurde, ist als Wagenstuhl angebracht. Das Verständnis der einzelnen Partien wird durch die Übereinstimmung der zwei Wagen in allem wesentlichen sehr erleichtert. Das ganze Untergestell lässt Zweifeln keinen Raum; es ist vollständig erhalten, sowohl in der Vorderpartie, von der die lange Deichsel ausgeht, als in der Hinterpartie, die mit dem Vordergestell durch einen schweren Bolzen verbunden ist. Vom Wagenkasten sind beide Seiten, sowie vordere und rückwärtige Stücke erhalten, doch ist die Verbindung dieser Teile unsicher. Ebensowenig lässt sich nachweisen, wie Untergestell und Wagenkasten verbunden waren.

Die Details sind mit Sorgfalt und Tüchtigkeit behandelt. Die Seiten des Wagenkastens bestehen aus mehreren parallelen Leisten von Eschenholz, deren Enden in runden Pfosten befestigt sind. Aussen sind sie mit dünnen Bronzebeschlägen geschmückt, und am oberen Rande sind zwei Ständer angebracht, verziert mit charakteristischen schnurrbärtigen Männerköpfen; die Pupillen der Augen sind zur Aufnahme einer Einlage ausgebohrt. Die Endstücke, das Untergestell und die

* Henry Petersen, Vognfundene i Deibjerg Præstegaardsmose, Kjöbenhavn 1888.

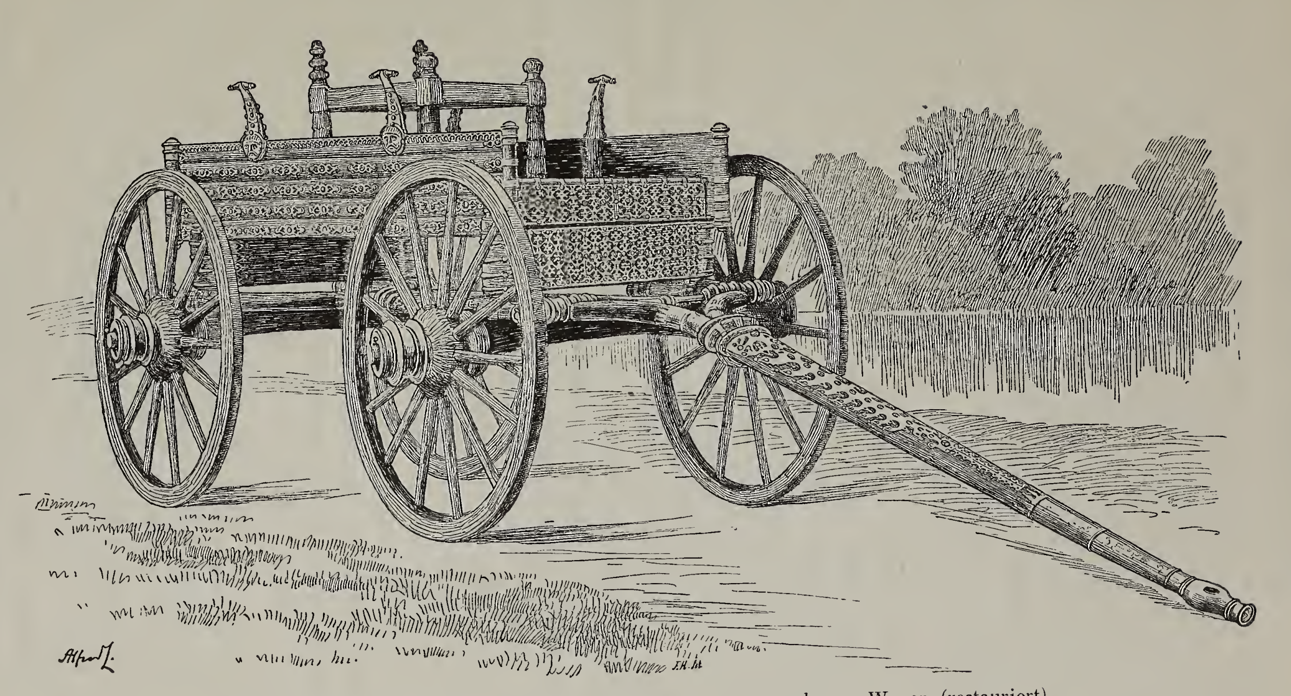


Abb. 26. Einer der zwei aus dem Deibjergmoor ausgegrabenen Wagen (restauriert).

Deichsel sind gleichfalls reichlich mit Bronzebeschlägen versehen, welche teils durchbrochene, teils getriebene Ornamente aufweisen, darunter das oben erwähnte (I, 468) heilige Zeichen mit gebogenen Armen. Die Radnaben und Felgen sind aus Eschenholz, erstere innen und aussen umschlossen von soliden Bronzebüchsen, letztere aus einem einzigen langen Stück Holz verfertigt, das unter Anwendung von Hitze zusammengebogen und dann mit einer soliden, in glühendem Zustande aufgelegten Eisenschiene umgeben worden ist. Den Abschluss der Deichsel bildet ein massiv gegossenes Bronzestück mit einem Loche zur Befestigung des Joches.

Die durchbrochenen Muster sind mit dem La Tène-Stil verwandt, und somit fremden Ursprungs; die Arbeit aber ist unzweifelhaft nordisch; denn vollkommen entsprechende ausländische Ornamente sind nicht bekannt, und die vielen Wagen, von denen kleinere Reste in Frankreich, den Rheingegenden, der Schweiz und Ungarn gefunden worden sind, weichen in der Hauptform wie in Details stark ab. Auch ist es sehr unwahrscheinlich, dass drei gleiche Wagen auf weiten Wegen nach Jütland und Fünen gelangt sein sollten.

Oben ist erwähnt worden (S. 24), dass in einer Brandgrube auf der Langaa-Feldmark sämtliche Eisen- und Bronzeteile eines Wagens von ganz derselben Art wie die Wagen aus dem Deibjergmoor gefunden worden sind. Der Wagen des fünischen Fundes ist auf dem Scheiterhaufen verbrannt, und seine Reste sind nebst einer reichen Grabausstattung in einen grossen Eisenkessel gelegt worden. Daraus darf man wohl schliessen, dass alle diese Wagen zu praktischem Gebrauche und nicht zu Tempelzwecken, Aufzügen mit Götterbildern o. ähnl. bestimmt waren. Auf dem Wagen wurde die Leiche zum Scheiterhaufen geführt; es lag dann nahe, den Wagen ebenfalls zu verbrennen. Wahrscheinlich verband man damit die Vorstellung, dass der Tote ihn im jenseitigen Leben oder auf der Fahrt in das Totenreich brauchen könne. Solche Ideen liegen dem heidnischen Glauben nicht ferne. Pferdegeschirr und Pferdeskelette in späteren Grabfunden bezeugen diese Ideen für Skandinavien deutlich genug. Die oben erwähnten Wagenfunde in westeuropäischen Gräbern beweisen, dass nahe wohnende Völker den Toten mit einem Wagen auszurüsten pflegten. Der so singulär dastehende Langaafund könnte wohl auf eine Nachahmung dieses fremden Brauches zurückgehen.

Besser als alles andere geben die bronzebeschlagenen Wagen eine Vorstellung von der Leistungsfähigkeit des nordischen Handwerks dieser Zeit. Zahlreiche oben besprochene Einzel-

heiten haben bereits dargetan, dass sowohl Eisen als Bronze zu kleineren Gegenständen verarbeitet worden sind; doch eine noch weit gewichtigere Sprache führen diese grossen komplizierten Objekte, die der Arbeiter mit voller Beherrschung des Materials, der Technik und der künstlerischen Motive hergestellt hat. Die heimische Industrie hat also eine wirkliche Bedeutung gehabt. Es wäre ja doch auch ganz unverständlich, dass die Leute, welche Bronze sowohl im Giessen wie im Schmieden so meisterhaft zu behandeln verstanden, ihre Werkzeuge in den Winkel gestellt haben sollten, weil ihnen ein neues Material und neue Modelle zugingen.

Dass die Konstatierung der inländischen Metallindustrie in dieser Zeit viel schwieriger ist als in anderen Epochen, beruht zum Teil auf der durchweg sehr ärmlichen Ausstattung der Gräber. Man hat daraus den Schluss gezogen, dass diese Zeit wenig produzierte und wenig besass; zweifellos verhält es sich damit jedoch anders. Wenn man dem Toten keine eigentliche Grabausstattung mitgab, so kam das einfach daher, weil es nicht Brauch war. Man legte die Leiche in voller Kleidung und mit den zur Tracht gehörigen Spangen und Nadeln auf den Scheiterhaufen; mehr war nicht erforderlich; nur ausnahmsweise hat man dieses Ausmass der Grabbeigaben überschritten. Ebenso verhält es sich auch in dem unmittelbar vorhergehenden Zeitabschnitt in Skandinavien (I, S. 406 ff.). Dazu stimmt ferner der allgemeine Brauch der keltischen Zeit; wohin immer man im Auslande seinen Blick wenden mag, macht der weitaus überwiegende Teil der Grabfunde einen dürftigen Eindruck, edle Metalle fehlen, und die meisten Gräber sind ganz ohne Ausstattung. Die Erklärung dafür ist unzweifelhaft in den Anschauungen über das Begräbnis überhaupt und über das jenseitige Leben zu suchen, wie oben (I, S. 406 ff.) erörtert worden ist.

Die vorrömische Zeit, die so viel Fremdes übernommen und selbständig umgearbeitet hat, kann keine kraftlose und arme Zeit genannt werden. Gold scheint allerdings nur spärlich vorhanden gewesen zu sein: fünf Schmuckstücke aus Gold, überwiegend recht wertvoll und schön gearbeitet, sind alles, was aus dem ganzen Zeitabschnitt vorliegt. Wie wenig das ist, erkennt man am besten, wenn man die zahlreichen Goldfunde der Bronzezeit einerseits, die beständig zunehmende Goldmasse in den Funden der folgenden Perioden anderseits ins Auge fasst. Diese

Goldarmut ist aber leicht begreiflich: der Bernsteinhandel nach dem Süden ruht in diesen Jahrhunderten vollständig (I, S. 316 ff.), und der ganze Handelsverkehr war durch die kriegerischen Bewegungen der Kelten in Mitteleuropa unterbrochen oder doch gestört. Unter solchen Verhältnissen konnte der Goldvorrat nicht vermehrt werden. Mit Hilfe des Schwertes aber war man gewiss nicht im Stande sich Reichtum zu erwerben. Eine friedliche Richtung scheint sich geltend gemacht zu haben; das darf man wohl daraus schliessen, dass Waffenfunde im Vergleiche zur Bronzezeit oder zu dem späteren Teile der Eisenzeit überaus selten sind. Ihre Zahl wächst, je mehr man sich den Gegenden nähert, wo die kriegerisch herrschenden Kelten ihre Sitze hatten; Skandinavien aber lag ganz ausserhalb des Gebietes, auf dem sich die historischen Ereignisse abspielten.

Nur zögernd zieht man Schlüsse dieser Art, die von den vorliegenden Altertümern auf innere Zustände und das geistige Leben einer entschwundenen Zeit überleiten. Einen sicheren Ausgangspunkt gibt jedoch die Übernahme der fremden, weithergekommenen Bestattungsweise. Einrichtung und Anlage von Gräbern kann nicht so importiert werden wie Bügelnadeln und Gefässe: die Übereinstimmung mit dem Fremden ist aber in beiden Richtungen gleich gross. Der fremde Einfluss hat also anderes und mehr zu bedeuten als einen blossen Import neuer Gebrauchsgegenstände und neuer Vorbilder in den Norden; er hat auch auf die Gedanken und Vorstellungen der skandinavischen Bevölkerung einen tiefgehenden Einfluss ausgeübt. Auf einem einzelnen Punkte treten uns Züge entgegen, die uns sogar in unmittelbare Berührung mit den von aussen empfangenen neuen Ideen bringen.

Bei einer auffallend grossen Anzahl von Urnen auf den Begräbnisplätzen bei Aarre und dem nahe liegenden Gunderup fehlte ein Ohr oder auch beide.* Von insgesamt 25 Gefässen mit zwei Ohren waren nur 4 im Besitze beider, bei 14 fehlten beide, bei 7 war eines abgeschlagen. Unter 16 Gefässen mit einem Ohre fehlte dasselbe bei der Hälfte. Man könnte das für Zufall halten. Aber auf mehreren gleichalterigen Begräbnisplätzen in Holstein hat man dieselbe Beobachtung gemacht, und hier hat man die abgeschlagenen Ohren des Gefässes einmal im

* Siehe die citierten Abhandlungen von A. P. Madsen, Carl Neergaard und J. Mestorf.

Gefässe, oben zwischen den verbrannten Knochen, ein andermal unter dem Boden des Gefässes deponiert gefunden. Man hat also nicht alte Thongefässe mit abgebrochenen Ohren benutzt. Forscht man noch weiter, so trifft man denselben Zug bei den grossen Urnenfunden in Deutschland und Böhmen. Selbst aus Villanova in Etrurien (S. 9) wird in den Fundberichten hervorgehoben, dass zweiohrigen Gefässen in der Regel ein Ohr fehlt. Man wird auf den Schluss geführt, dass eine gemeinsame Idee zugrunde liegt; vielleicht wurde das Ohr ritualmässig abgeschlagen um symbolisch auszudrücken, dass das Grabgefäss nicht mehr getragen und verrückt werden, sondern unberührt bei den Resten des Toten stehen bleiben solle, und man kann sich der Folgerung nicht entziehen, dass diese Einzelvorstellung sich von Volk zu Volk bis nach Skandinavien verbreitet hat.

Hat aber der fremde Einfluss sich selbst im kleinen derart geltend gemacht, so ist er unzweifelhaft auch in wesentlichen Punkten von eingreifender Bedeutung für das Kulturleben in Skandinavien gewesen. Hier wie anderwärts bei den Völkern nördlich der Alpen bildet die keltische Periode nur die Einleitung und den Beginn der weit ausgiebigeren und bedeutungsvolleren Beeinflussungen durch die klassische Kultur, die in der folgenden Periode, der römischen Zeit, hervortreten.



Abb. 27. Gefässe aus dem Fund von Espe (restauriert). Siehe S. 66.

IV. DIE RÖMISCHE ZEIT.

ALTERTÜMER UND INDUSTRIE.

Eine gemeinsame germanisch-nordische Kultur. — Zeitgrenzen. — Bronzegefässe. — Goldschmuck. — Fibeln. — Riemenschnallen. — Schlüssel und Handspindeln. — Andere Metallarbeiten. — Thongefässe. — Entlehnungen aus der römischen Kultur.

Kann man in einem Lande, dessen Grenzen kein römischer Soldat betreten hat, das vom Weltreiche durch viele Völker und weite Strecken getrennt war, wirklich von einer römischen Zeit reden? Die Zeugnisse der Funde lassen sich nicht abweisen. Es hat eine Zeit gegeben, in der eingeführte römische Sachen allgemein gebraucht wurden, in der die heimische Industrie unter den fremden Einflüssen ein neues Gepräge annahm, und in der auch geistige Einwirkungen sich geltend gemacht haben.*

* Für Abschnitt IV—V s. Aarb. f. nord. Oldkynd. 1874, 335; 1875, 80; 1880, 205; 1881, 109; 1892, 244. — F. Sehested, Fortidsminder og Oldsager, Kph. 1878; Archæologiske Undersögelser, Kph. 1884. — E. Vedel, Bornholms Oldtidsminder og Oldsager, Kph. 1886. — J. Mestorf, Urnenfriedhöfe, Hamburg 1886. — Ingvald Undset, Über das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. — Svenska fornminnesföreningens tidskrift IX, 196. — Weitere Literatur in Sophus Müllers Système préhistorique du Danemark, 1888—95.

Wenn früher nur einzelne Altertümer aus dem klassischen Süden Skandinavien erreicht hatten, während jetzt ein regelmässiger Import anhebt, wenn Mitteilungen aus dem Süden bisher nur langsam und in veränderter Gestalt ihren Weg nach dem Norden gefunden hatten, während sie jetzt rascher und ohne starke Veränderungen zugeführt wurden, so liegt darin nicht verwunderliches. Der Abstand von dem Umkreise der klassischen Kultur war bedeutend verringert, und während früher Bergketten die mitteleuropäischen Völker von den Römern getrennt hatten, begegneten sich nun beide an weit ausgedehnten offenen Grenzen. In den letzten Jahrzehnten vor Christi Geburt hatte sich die römische Herrschaft bis zum Rhein und zur Donau ausgedehnt. Längs dieser weiten, fast dem ganzen Laufe beider Ströme folgenden Grenzen stand dem römischen Kaufmann der Zugang in das Innere Germaniens offen.

Es waren ja keine rohen Barbaren, die hier wohnten, sondern Völker, die beständig in reichem Maasse Ausstrahlungen von der Kultur des Südens empfangen hatten. Von den Pannoniern heisst es, als sie wenige Jahre vor Christi Geburt an Marbods Seite den Römern entgegentraten, dass sie sich nicht bloss römische Kriegszucht angeeignet hatten, sondern auch die römische Sprache, und dass die meisten in literarischen Fertigkeiten ebenso tüchtig waren wie in kriegerischer Tätigkeit (Vellejus Paterculus, Histor. Rom. II, 110). Noch ehe Britannien von den Römern erobert wurde, sollen seine Fürsten Verbindung mit Augustus gesucht und die ganze Insel bereits fast zu einer Heimstätte für die Römer gemacht haben (Strabo, Geogr. IV, 5, 3). Ferner war es eine Weltmacht, die den nordeuropäischen Stämmen bis an den Leib rückte, mit einer civilisatorischen Kraft und einem materiellen Produktionsvermögen, wie sie keine der früheren kleineren Staatenbildungen im Süden besessen hatte. So begreift man, dass Germanien halb romanisiert wurde. Bis zu der Ostsee und den Weichselgegenden haben die Funde ein vorherrschend römisches Gepräge, und ebenso steht es im Norden. Überall tritt uns in der römischen Periode eine wesentlich gemeinsame Kultur entgegen. In Dänemark aber führen die zahlreich eingesammelten Denkmäler eines kleinen Gebietes eine noch deutlichere Sprache als die mehr zerstreuten Funde in den südgermanischen Ländern.

Besser als anderswo kann man hier auch sehen, wie rasch und überwältigend sich die neue Zeit geltend macht. Nur wenige Formen von Altertümern haben ältere Elemente erhalten, die wenigsten sie unverändert festgehalten, und gemischte



Abb. 28. Römischer Eimer. Aarb. 1881. $^1/_6$.

Funde mit Sachen aus beiden Zeiträumen sind sehr selten. Die römische Periode in Dänemark beginnt wahrscheinlich mit unserer Zeitrechnung, und währt bis in das 3. Jhd. Dieser Abschnitt dürfte somit eine Dauer von 2—3 Jahrhunderten gehabt haben.

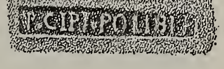


Abb. 29. Römische Schüssel mit Tragringen. Aarb. 1881. $^1/_5$.

Die Zeitgrenzen müssen selbstverständlich hier wie sonst schwebend gehalten werden. Nicht nur ist der Wechsel der Stilperioden natürlich weder mit einem Schlage noch auf allen Gebieten gleichzeitig eingetreten, sondern auch die Ausgangs-

punkte für Datierungen sind nicht präcis. Sie liegen nämlich in den oben erwähnten historischen Ereignissen und in dem Umstande, dass verschiedene von den in Dänemark gefundenen eingeführten Sachen das feste, geschlossene Stilgepräge der älteren Kaiserzeit tragen und auch aus Funden in Italien bekannt sind; die später in der Völkerwanderungszeit vorkommenden eingeführten Sachen dagegen scheinen aus Fabriken in den römischen Grenzprovinzen zu stammen, wo entsprechende Formen gefunden werden.

Einen etwas festeren Anhalt gewähren die in drei verschiedenen Funden, aus Jütland, Seeland und Falster, vorliegenden Bronzekasserollen, die auf dem Handgriff nebenstehenden Fabrikstempel tragen: die erste Buchstabenschrift, die man in Skandinavien erblickte. Dieselbe Marke tragen ganz entsprechende Gefässe aus den im J. 79 n. Chr. vom Vesuv verschütteten Städten Herculanum und Pompeii. Dieselbe Fabrik, vielleicht sogar derselbe Mann, Publius Cipius Polibus, hat also für Süditalien und Skandinavien gearbeitet; ganz ähnliche Gefässe mit demselben Stempel sind übrigens auch an vielen anderen Stellen, von Ungarn bis England, zu Tage gekommen.* Doch lässt sich daraus nichts genaueres folgern, als dass die dänische Fundgruppe, zu der diese Bronzegefässe gehören, wahrscheinlich in das erste Jahrhundert n. Chr. zurückreicht.



Ein Gefäss dieser Art ist in der Gruppe S. 50 dargestellt. Es sind Kasserollen mit langem flachen Handgriff, der ein Loch zum Aufhängen der Kasserolle aufweist. Auf der Unterseite des flachen Bodens sind gewöhnlich konzentrische Kreise tief eingedrechselt: inwendig ist das Gefäss verzinnt und mit horizontalen Linien zur Bezeichnung des Maasses versehen. In Dänemark sind über 30 solche Gefässe gefunden worden; unter den römischen Bronzegefässen, welche wesentlich zu dem eigentümlichen Gepräge dieser Funde beitragen, ist dies die häufigste Form. Im ganzen liegen gegen 100 Gefässe vor, darunter grosse Kessel und Eimer mit Füssen und beweglichen Henkeln (Abb. 28), offene Schüsseln mit Tragringen (Abb. 29), und Schöpfgefässe mit eingesetztem Sieb und langem, schmächtigem Handgriff (S. 50), wozu sich

* Vollständiges Fundverzeichnis in Svenska fornminnesföreningens tidskrift, Stockholm 1895, IX, 196.

noch ein paar schöne Kannen gesellen (Abb. 30). Es sind weder Luxusstücke noch Kostbarkeiten, sondern im Gegenteil ganz gewöhnliche römische Speise- und Trinkgefässe; doch sind sie von edler Form und trefflicher Arbeit, durchaus sorgfältig hergestellt und dazu praktisch und solid. Besseres Hausgerät hat es wohl nie gegeben. Es ist daher begreiflich, dass es im Norden und überall, wohin der römische Handel reichte, gerne angenommen wurde. Mit ihrer blankglänzenden schönen Bronzefarbe, der kunstvollen Ausstattung mit Masken und Ornamenten, wie man sie noch nie gesehen hatte, mussten diese Gefässe die grösste Bewunderung des Nordländers hervorrufen. Doch solches nachzuahmen hat man weder gedacht noch versucht; höchstens dass ein abgefallener Henkelbeschlag ersetzt oder eine Beschädigung mit einem Lappen bedeckt wurde.



Abb. 30. Römische Kanne. Aarb. 1892. $^1/_3$.

Anders bei den Schmucksachen: das Fremde hat man sich hier so vollständig angeeignet, dass selbst der Geschmack eine Veränderung erfuhr. Man findet keine Spur von einer Neigung, sich mit vielen in die Augen fallenden Schmuckstücken von grossem Umfange und geringem Werte zu bedecken — was ja den Barbaren kennzeichnet —, im Gegenteil sind die Schmucksachen gering an Zahl und Grösse, aber wertvoll durch die Formengebung und sorgfältige Behandlung des Metalls. Grössere Hals- und Armringe trug man nicht, im Gegensatze zu früheren und späteren Zeiten, deren Geschmack weniger feinfühlend war. Fingerringe sind selten und haben nur bescheidene Dimensionen. An Schmucksachen dieser Periode liegen hauptsächlich feine Perlen und elegante Nadeln vor.

Römische Glasperlen, die zwar zierlich, aber minderwertig sind, wurden erst in der Völkerwanderungszeit häufig; ab und zu kommen sie auch in der römischen Periode vor, doch stets nur in geringer Anzahl. Allgemein dagegen sind die wertvolleren Goldperlen zum Aufziehen auf ein Halsband und Hängezierate aus Goldblech mit Filigran und gekörnter Arbeit;

ein zierlicher kleiner Haken hielt die Enden des Bandes zusammen (Abb. 31). Alles ist oft schön geformt und ausgezeichnet gearbeitet, und nichts steht der Annahme im Wege, dass diese Schmuckstücke im Norden, wo sie häufig vorkommen, teils in Skandinavien, teils in Norddeutschland, verfertigt worden sind; ursprünglich aber sind sie unzweifelhaft aus klassichen Vorbildern abgeleitet. Hängezierate von der in Abb. 32 dargestellten Form liegen aus Dänemark in mehr als 30 Exemplaren vor; sie sind hohl und haben die Form einer kleinen Vase mit kurzem offenen Halse, worüber eine Oese für die Schnur angebracht ist. Perlen aus Goldblech liegen sehr zahlreich vor; in Bornholm allein sind sie in c. 40 Funden angetroffen worden. 35 schön gearbeite Perlen, 3 Hängezierate und der Kopf einer Nadel, alles aus Gold, sowie zwei schmächtige Armbänder aus Silber — die einzigen Armringe, die aus der römischen Zeit vorliegen — wurden im Jahre 1783 aus einem Moore bei Fröslev in Stevns (Seeland) ausgegraben. Der damalige Besitzer schenkte im J. 1807 den ganzen Fund dem neuerrichteten Museum in Kopenhagen.



Abb. 31. Haken zu einem Halsband. 1/1.

Unter den Nadeln trifft man viele schöne Formen; zum Teil sind sie aus Silber, einzelne mit einem Kopf aus Gold. Sie weichen von den älteren Nadeln aus vorrömischer Zeit ganz ab und sind nicht aus diesen abgeleitet, sondern weisen deutlich das Gepräge des römischen Geschmacks auf. So z. B. ist das karniesförmige Profil am Abschluss des Kopfes in Abb. 33 ein positiv römischer Zug (S. 62).

Abb. 32. Hängezierat. 1/1.

Allgemeiner aber sind Bügelnadeln, oder, wie man diese Schmuckstücke zu nennen pflegt, Fibeln. Der römische Name ist hier insofern ganz am Platze, als die Formen zum Teil ganz römisch, zahlreiche Nadeln unzweifelhaft importiert, und alle, selbst die im Norden verfertigten, ursprünglich von römischen Vorbildern ausgegangen sind. Die Formen sind zugleich ganz international; überall, wohin die römischen Verbindungen reichten, wurden bei den Barbaren die älteren La Tène-Formen (S. 29) um Chr. Geburt von diesen Fibeln verdrängt. Sie fallen wesentlich in die ersten Jahrhunderte nach Chr. Geburt und weichen erst

im 3. Jhd. neuen Gliedern in der langen Reihe von Bügelnadeln, die sich bis zum Ende des Altertums fortsetzt.

Die in Dänemark zum Vorschein gekommenen Fibeln aus der römischen Zeit gehen fast alle auf die beiden hier abgebildeten Hauptformen (Abb. 34 und 35) zurück. Diese zwei Exemplare sind unzweifelhaft auch römische Arbeiten. Der hübsch gebogene Bügel hat in der Mitte eine Bosse; das Ende ist gerade abgeschnitten oder trägt eine zweite Bosse. Der Hauptsache nach gleichen diese Nadeln den älteren (S. 22 und 39); am Kopfe befindet sich die Spirale, von der die Nadel ausgeht, und die Spitze der letzteren wird in einer Scheide unter dem Fussende festgehalten. Die Bossen des Bügels, an deren Stelle später schmale Kämme treten, erinnern an die entsprechenden Glieder bei den La Tène-Nadeln. Die älteren und die jüngeren Formen sind organisch mit einander verbunden; im Norden fehlen aber die Zwischenformen; diese muss man auf römischem Boden und in den nächst gelegenen barbarischen Gebieten suchen. Die neuen Formen sind voll entwickelt nach dem Norden gekommen und haben die Grundlage für die vielen heimischen Variationen gebildet, die sich mit der Zeit mehr und mehr von den Originalen entfernten. Eine oder die andere dieser im Detail sehr variierenden Formen kann man als dänisch oder nordisch bezeichnen; von vielen anderen aber ist es noch unsicher, wo sie zuerst entstanden sind.



Abb. 33. Nadelkopf. 1/1.

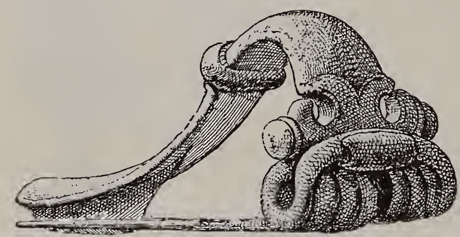


Abb. 34. Fibula (erste Hauptform). Aarb. 1874. 1/1

Die Fibeln trifft man gewöhnlich paarweise in Frauengräbern, oft in Verbindung mit einer dritten von abweichender Form. In Männergräbern ist nur selten ein einzelnes Exemplar gefunden worden. Auch auf römischem Boden trugen die Männer in dieser Periode, wie wir aus Steinbildern, die in den Grenzprovinzen zu Tage gekommen sind, ersehen können, oft nur eine einzelne Fibula an der Schulter, die Frauen dagegen drei. Zwei davon sind oben an der Brust übereinander mit aufwärts gewendetem Fusse angebracht, die dritte ihrer Längsrichtung nach etwas

tiefer. Im Norden wurden sie wahrscheinlich an der Oberkleidung oder dem Mantel ebenso getragen.

Die Fibeln scheinen die Knöpfe an der Kleidung ganz verdrängt zu haben. Die in der Bronzezeit allgemein vorkommenden Metallknöpfe sind aus der römischen Zeit nicht bekannt. Am Gürtel trat an Stelle der älteren länglichen Haken und Oesenringe (S. 22, 37) die Schnalle, abermals eine Form, die man von den Römern erhielt. Eine hübsch geformte Riemenschnalle aus Bronze ist in Abb. 36 wiedergegeben; gewöhnlich aber sind die Schnallen aus Eisen und ganz einfach, viereckig oder vorn abgerundet wie die heute gebräuchlichen.

Abb. 35.
Fibula (zweite Hauptform). $^1/_1$.

Auch die Fibeln sind nicht selten von Eisen. Dieses Metall war also so wertvoll, dass man es nicht nur zu Objekten, die halb und halb tägliche Gebrauchsgegenstände waren, wie Riemenschnallen und Nadeln verwendete, sondern auch zu eigentlichen Schmucksachen; dies verliert sich im Laufe der folgenden Zeiten mehr und mehr. Silber wurde in der römischen Zeit ziemlich allgemein zu Schmucksachen verwendet und zwar meist massiv; in der vorhergehenden Periode war dieses Metall fast unbekannt gewesen. Gold war noch selten, doch häufiger als früher; es wurde nur zu eigentlichen Schmucksachen verwendet und zwar gewöhnlich dünn gehämmert. Neben diesen Metallen wurde endlich auch die Bronze allgemein zu Schmucksachen und kleineren Gebrauchsgegenständen verwendet, doch nicht mehr in derselben konstanten Legierung wie zur Bronzezeit. Man musste im Gefolge der Entwicklung des Südens, woher man die Metalle empfing, bleiben, und bei den klassischen Völkern war das Zinn in den Bronzelegierungen längst zurückgegangen, obgleich es durchaus nicht ganz verschwunden war. Meist wurde es in grösserem oder kleinerem Umfange durch Blei, in den ersten Jahrhunderten n. Chr. namentlich durch Zink ersetzt. Auf diesem Punkte machen sich vielfach schwer nachweisbare und oft gewiss zufällige Verhältnisse geltend; jedenfalls zeigen die vorgenommenen Analysen eine so grosse Abwechs-

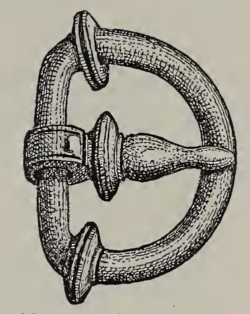


Abb. 36. Riemenschnalle.
Aarb. 1892. $^1/_1$.

lung, dass ihre Bedeutung nur gering ist. Die Verhältnisse im Norden sind noch nicht untersucht worden.

Um diese Zeit stellen sich verschiedene Gegenstände ein, die mit geringen Veränderungen noch heute in Gebrauch sind, ein Zeugnis dafür, dass die Weltcivilisation den Norden erreicht hatte. Jetzt treten die ältesten Schlüssel auf; sie sind von Eisen und bestehen wie unsere Dietriche aus einer langen schmächtigen Stange mit einem tiefen Bogen an dem einen Ende; am anderen Ende befindet sich ein kleiner Ring für ein Band. Man trug sie gewiss am Gürtel angehängt. Aus Bornholm allein liegen c. 50 Exemplare aus der römischen und der Völkerwanderungszeit vor; Schlüssel müssen also damals allgemein in Gebrauch gewesen sein. Man findet sie oft paarweise und immer in Gräbern, die ihrem sonstigen Inhalt nach sich als Frauengräber zu erkennen geben; ein nicht unwichtiger Zug, da man daraus erkennt, dass die Schlüssel zu den Aufbewahrungsorten im Hause der Frau anvertraut waren. Wir stossen hier zum erstenmale im Altertum auf ein bestimmtes Zeugnis für einen den späteren historischen Zuständen entsprechenden weiblichen Wirkungskreis.

Nach derselben Richtung deutet die Handspindel, die von nun an bis zum Schlusse des Altertums in Frauengräbern häufig vorkommt. Schon oben (I, 450) wurde erwähnt, dass der Spinnwirtel in den älteren Funden nicht nachweisbar ist, obwohl er in Mitteleuropa bereits zur älteren Steinzeit vorzukommen scheint. Es wäre zwar nicht unmöglich, dass man im Norden die Spinnwirtel aus Holz verfertigte und dass sie sich deshalb nicht bis auf unsere Tage erhalten konnten; bis auf weiteres muss man aber doch eher annehmen, dass dieses Gerät auf seiner Wanderung nach dem Norden sich verspätet hat. Es zeigt sich zuerst auf Bornholm in der vorrömischen Zeit; später ist es allgemein verbreitet. Die Formen sind ebenso mannigfach wie das Material, was zum Teil auf dem im Laufe der Zeiten wechselnden Usus beruht. Die Wirtel sind kugelförmig, halbkugelförmig, von ovalem Durchschnitt, cylindrisch, konisch, doppelkonisch oder noch komplizierter geformt und bestehen aus Bein, Horn, Bernstein, gebranntem Thon, Stein, Bronze oder Blei; bei leichterem Material sind die Dimensionen grösser, bei schwerem kleiner; sämtliche Formen sind in der Mitte durchlöchert, um einen runden Holzstab aufzunehmen, um den der gesponnene Faden geschlungen wurde. Ein Teil des Holzstabes ist in dem

in Abb. 37 reproducierten Wirtel aus der Völkerwanderungszeit erhalten. In Form und Einrichtung gleiche Wirtel werden noch heute an verschiedenen Stellen Europas beim Spinnen mit der Handspindel gebraucht.

Ferner trifft man jetzt zum ersten male die Schere in den nordischen Funden; die der klassischen Welt benachbarten Völker hatten sie schon in den Jahrhunderten v. Chr. übernommen. Sie hat die Form der heute zur Schafschur verwendeten Scheren; zwei lange und spitzige Blätter gehen von einem elastischen Bügel aus. Meist ist sie aus Eisen, gross und plump; doch gibt es auch zierliche Bronzescheren. Die Schere kommt sowohl in Männer- als in Frauengräbern vor, bisweilen umgeben von Resten einer Holzschachtel, in der sie aufbewahrt wurde. Sie diente unzweifelhaft zum Schneiden von Haar und Bart.



Abb. 37. Spinnwirtel mit Holzresten. $^1/_1$.

Unter den Sachen, die man erst jetzt kennen lernte, ist ein Luxusartikel wie der Handspiegel hervorzuheben; zu zwei fünischen Funden gehört ein kleiner römischer Spiegel aus einer blanken Bronzelegierung (Abb. 38).

Der erste Löffel aus Metall liegt in einem jütischen Funde aus der römischen Zeit vor; er ist aus Eisen, hat ein flaches Blatt und gewundenen Schaft und erinnert an moderne Löffel. Auch römische Glasgefässe beginnen sich jetzt zu zeigen. Zwei prächtige Schalen, dunkelblau und weiss geflammt, mit aussen vorspringenden Rippen sind in dem S. 50 abgebildeten Funde zu sehen. Auch die ersten Silbergefässe stammen aus dieser Zeit, zwei gleiche Becher von schöner römischer Arbeit, mit Palmetten unter den vorspringenden Henkeln.

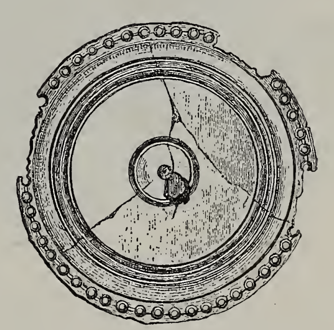


Abb. 38. Römischer Spiegel, Rückseite. $^1/_2$.

Unter den wertvolleren Sachen aus dieser Zeit sind somit zahlreiche neue Elemente vorhanden; nicht geringer ist ihre Zahl in der Keramik, deren Produkte den Bedürfnissen des täglichen gewöhnlichen Lebens dienen und die daher die nationalsten, um nicht zu sagen ganz lokale Erzeugnisse sind, welche fremden Einflüssen stets am spätesten und schwächsten ausgesetzt sind.

Selbst eine flüchtige Betrachtung zeigt, dass man in der römischen Periode Einflüssen einer überlegenen Kultur unterworfen war. Die jütischen Gefässe, die in sehr grosser Anzahl vorliegen, sind die besten Thonwaren aus der ganzen Vorzeit des Nordens. In der Gruppe Abb. 39 sind einige der besten vorhandenen Thongefässe aus Jütland zusammengestellt: die grosse Schüssel und die kleine offene Schale, der breite Krug und die Gefässe mit engem Hals, die Becher mit Fuss, das mittelgrosse Henkelgefäss, die Tassen mit und ohne Henkel — alles Formen,



Abb. 39. Jütische Thongefässe aus der römischen Zeit.

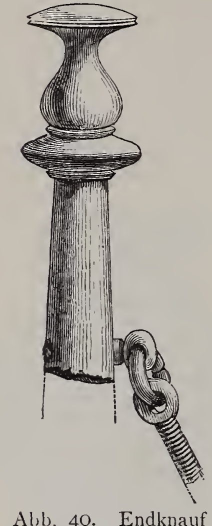
die in mannigfaltigen Variationen beständig wiederkehren. Hinzugefügt sind ferner einige von den selteneren Gefässen, welche den abwechslungsreichen Charakter der Fabrikation bezeugen: eine viereckige Schale mit Vogelköpfen an den Ecken, eine kleine Kruke mit Deckel und ein quadratisches Henkelgefäss. Der Reichtum an Formen ist grösser als in jeder anderen Periode; die Arbeit ist oft mit grosser Sorgfalt ausgeführt; die Hauptformen sind gut und natürlich, gehen nicht über das solide und zweckmässige hinaus und befriedigen gleichzeitig den Schönheitssinn. Der Thon ist gut behandelt und die Oberfläche gut

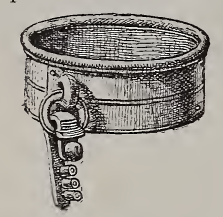
geglättet oder blank abgeputzt, was in Verbindung mit der allgemein verwandten schwarzen Farbe diesen Gefässen ein eigenes, zierliches Aussehen verleiht. Dazu tritt zum ersten male seit den Tagen der Steinzeit wieder eine reichlichere Ornamentierung. Ein langes Register von Motiven hat man zwar nicht gehabt; das vorhandene aber ist gut benutzt. Gewöhnlich sind die Ornamente mit fein und leicht eingeritzten Linien ausgeführt. Breite Bänder, gebildet durch parallele Linien, deren Zwischenraum mit Querstrichen oder Punktreihen ausgefüllt ist, gehen horizontal oder vertikal über das Gefäss, festonartig gebogen oder in Winkeln gebrochen, oft in mäanderartiger Anordnung. Nicht selten auch sind die Flächen in verschiedener Zeichnung tief profiliert oder durch vorspringende Leisten und Bänder gegliedert. Die jütischen Thongefässe aus dieser Zeit verdienen alle Achtung.

Die gleichzeitigen Gefässe aus Fünen dagegen bieten nur ein abgeblasstes Bild der jütischen Keramik, und Seeland nebst den umliegenden Inseln hat bis jetzt nur wenige Gefässe beigesteuert. Je weiter nach Osten man geht, desto seltener sind Ornamente angebracht; die Oberfläche wird matt und grau und die Formen verlieren den kräftigen Zug. Am kenntlichsten sind die Abweichungen auf Bornholm. Ein gewisses gemeinsames Gepräge und konstante Übereinstimmungen sind jedoch bei allen Thonwaren dieser Periode, woher immer sie stammen mögen, unverkennbar, nur dass die jütische Fabrikation am besten zeigt, was angestrebt und erreicht worden ist.

In dieser Keramik tritt uns ein merkwürdiger Gegensatz zu den selten und spärlich ornamentierten Thongefässen der vorausgehenden Periode und der ganzen Bronzezeit entgegen, und fast ebenso gross ist der Abstand auf der anderen Seite. Den Thongefässen der Völkerwanderungszeit geht Haltung und Sicherheit ab, und auch in noch späteren Zeiten trifft man meist nur ärmliche Gefässe. Der gesunde Geschmack, der gute Stil, die ehrliche Sorgfalt und der sichere Griff in der Behandlung des Thons zu dieser Zeit steht gewiss in inniger Verbindung mit der ganzen gleichzeitigen Industrie, und man darf wohl sagen mit dem geistigen Leben. Man darf darin einen Ausdruck der Einflüsse erblicken, welche von der grossen römischen Industrie und der noch gesunden Kultur der älteren Kaiserzeit ausgingen. Mit ihnen blüht die schöne Keramik auf, und mit ihrem Aufhören verfällt sie.

Es ist daher nicht auffallend — wenn man dies im einzelnen nachweisen soll —, dass die grosse römische Bronzeschüssel, die auf S. 52 abgebildet ist, den Wunsch hervorgerufen hat, ähnliche grosse Schüsseln aus Thon zu verfertigen (s. Abb. 39), dass die römischen Kasserollen, die im Norden so allgemein sind (S. 53), als Muster für Henkelgefässe aus Thon, die ihnen im Profil und in der Grösse ähnlich sind, gedient haben, dass die fremden Trinkgefässe aus Silber und Glas für Thonbecher und -Schalen vorbildlich gewesen sind. Bei einzelnen Stücken ist die Ähnlichkeit schlagend. Bald jedoch änderte sich die Form nach den Anforderungen des Thons und dem Geschmacke des Nordländers, so dass man nur sporadisch auf Einzelheiten stösst, die ganz unverkennbar römischen Vorbildern entlehnt sind. Ab und zu kommen breite konzentrische Kreise auf der Unterseite des Bodens von Thongefässen vor; damit hat man sicher die hoch profilierten Kreise auf der Bodenunterseite der fremden Bronzegefässe (S. 53) nachgeahmt. Eine charakteristische Eigentümlichkeit namentlich der jütischen Thongefässe ist die Stärke und scharfe Profilierung des Mündungsrandes: dieser weder früher noch später nachweisbare Zug kann eine Nachahmung des schweren und breiten Randes der römischen Gefässe sein. Die nicht seltenen vertikalen Kannelierungen (Abb. 39) sind offenbar Nachbildungen römischer Vorbilder. Die breiten, horizontal gestellten Henkel, die nur bei Gefässen dieser Zeit vorkommen, erinnern an römische Gefässhenkel, die ebenso gestellt sind.


Abb. 40. Endknauf eines Trinkhorns. Aarb. 1880. $^1/_1$.


Abb. 41. Mündungsring eines Trinkhornes. $^1/_2$.

Bei einer anderen Klasse heimischer Arbeiten, den häufig vorkommenden Trinkhörnern, trifft man eine deutliche Entlehnung entsprechender Art. Das Horn trägt einen Endknauf, der ein mehr oder minder rein römisches Profil hat, das eine karniesartige, ein- und ausgebogene Linie bildet (Abb. 40); das gleiche Profil zeigt z. B. das Ende der Henkel des auf S. 52 abgebildeten Bronzekessels mit Herkulesmasken. Diese Trinkhörner gehören

zu den häufigsten Altertümern aus der römischen Zeit; sie liegen in mehr als 30 Funden vor, meist paarweise (Abb. 27). Das zugeschnittene und aussen geglättete Kuhhorn ist mit zierlichen Bronzebeschlägen ausgestattet. Unter der Mündung liegt ein Band, und der Rand selbst wird von einem Ring (Abb. 41) umfasst; längs der Seiten sind oft Leisten angenietet und das Ende schliesst mit einem Knauf oder seltener mit einem Ochsenkopf ab; endlich sind die Enden des Horns durch Ketten verbunden; diese bestehen entweder aus Bronze oder aus Lederstücken, die durch Bronzeringe verbunden sind. Diese zierlichen Trinkhörner sind unzweifelhaft nordische oder doch barbarische Arbeiten; ganz entsprechende findet man bis nach Böhmen hinein. Wenngleich dieser Form ursprünglich klassische Vorbilder zu Grunde liegen, so ist sie doch im Norden vollständig heimisch geworden.

Das Volk, bei dem der römische Handel seine Waren absetzte, stand auf keiner niedrigen Kulturstufe. Der Nordländer, der eine lange Kulturentwicklung hinter sich hatte, begnügte sich nicht damit, diese römischen Waren nur zu gebrauchen. Er verstand das Fremde zu erfassen und sich zu eigen zu machen. Es ist somit keine falsche Bezeichnung, wenn man diese Periode im Norden die römische genannt hat.



Abb. 42. Kollektion von Gefässen aus Bornholmischen Brandgruben der Völkerwanderungszeit. s. S. 67.

V. GRÄBER UND GRABFUNDE AUS DER RÖMISCHEN ZEIT.

Grabausstattung. — Tischgerät. — Ein fremder Begräbnisbrauch. — Die Vorstellungen vom Leben im Jenseits. — Wirkungen von Kulturmitteilung und Import. — Ungleichheit der Grabformen. — Die Grabform ohne religiöse Grundlage. — Jütische Gräber mit Thongefässen. — Jütische Hügelgräber. — Gräber unter flachem Boden in Jütland und Schleswig. — Fünische Gräber. — Seeländische Gräber. — Die Gräber in den benachbarten Ländern.

So zahlreich auch einzelne in Erde und Moor gefundene Sachen aus der römischen Periode sind — wozu noch einige kleine Funde und verschiedene besonders merkwürdige Gegenstände treten, die weiter unten in Zusammenhang mit den entsprechenden Formen aus der Völkerwanderungszeit behandelt werden sollen —, so sind doch die Gräber die Hauptfundorte für die Altertümer dieser Periode, die vor ein paar Dezennien zu den seltensten und wenigst bekannten gehörten, während sie jetzt eine der reichsten Gruppen aus der ganzen Vorzeit bilden.*

* Literatur s. S. 50.

Die Grabbeigaben, die dem Toten mitgegeben wurden, sind zum Teil von gleicher Art wie in der unmittelbar vorhergehenden Periode (S. 47). Es sind vor allem Gegenstände, die zur Kleidung und zum Aufputz gehören, Fibeln, Nadeln, goldene Schmucksachen und Perlen, Gürtelschnallen und die am Ende des Gürtels angebrachte Bronze-Riemenzunge. Alles das musste natürlich dem Toten folgen, wenn er bekleidet und mit dem üblichen Schmuck in das Grab oder auf den Scheiterhaufen gelegt wurde. Dazu kommen zahlreiche Kleinigkeiten verschiedener Art, namentlich Schlüssel, Wirtel, Messer, Schere, Nähnadel und Schleifstein, sowie bisweilen gewisse andere Gegenstände, die erst bei der Besprechung der Völkerwanderungszeit behandelt werden sollen, da sie erst zu jener Zeit allgemeiner in Gebrauch kommen. Auch diese kleinen Gerätschaften können weder als Spenden für den Toten noch als Ausstattung für das Jenseits aufgefasst werden; daran scheint man in der Regel ebensowenig wie früher gedacht zu haben. Es sind Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, die gewissermassen zur Bekleidung gehörten, da man sie stets, oft gewiss am Gürtel befestigt, bei sich trug.

Ebenso steht es mit den Toilettesachen, dem recht häufig vorkommenden grossen, halbrunden Rasiermesser aus Eisen, der selten vorkommenden feinen Eisenahle und der ebenfalls eisernen Nippzange, die bis jetzt nur in Bornholm gefunden worden ist. Diese Sachen repräsentieren die Tradition aus der Bronzezeit. Sie schliessen sich in der Form eng an die jüngsten entsprechenden Gegenstände aus Bronze und kommen auch in Funden aus der vorrömischen Periode vor. Erst mit der Völkerwanderungszeit tritt eine Veränderung ein; neue Formen erscheinen, und das Rasiermesser verschwindet gänzlich aus den Funden. Vielleicht trat die Schere an seine Stelle, oder man hörte auf, den Bart zu rasieren.

Waffen sind, wie in der vorhergehenden Periode, in Gräbern äusserst selten. Doch kennt man wenigstens aus einigen römischen Funden sowohl Ringbrünne, Schild, Speer und Schwert als auch Sporen, Pferdegebiss und anderes Zaumzeug — also die ganze Ausrüstung, von der in den grossen Moorfunden der Völkerwanderungszeit zahlreiche und wohlerhaltene Exemplare auf uns gekommen sind; die nähere Besprechung derselben erfolgt daher am besten in dem Abschnitte über die Völkerwanderungszeit. Das Eisen hat sich in den Gräbern nur schlecht erhalten, und

dies kann wohl dazu beigetragen haben, dass die Waffenausrüstung in den Funden so sehr zurücktritt. Der wesentliche Grund dafür liegt jedoch tiefer, wie unten gezeigt werden soll; ein klarer Beweis dafür ist der Umstand, dass ein einzelnes Gebiet, Bornholm, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel bildet. Auf dieser Insel gehören nämlich Waffen zu dem regelmässigen Grabgut der römischen Zeit; E. Vedel hat im ganzen c. 60 einschneidige Schwerter von der oben S. 23 besprochenen Art gesammelt, hauptsächlich aus Gräbern der römischen Periode. Aus sämtlichen anderen Teilen Dänemarks dagegen liegen in gleichzeitigen Funden Schwerter nur ganz sporadisch vor. Dieser Unterschied beweist, dass man den Mangel an Waffen nicht aus der schlechten Konservierung des Eisens erklären darf.

Auf die richtige Erklärung führt ein anderer Grundzug der Grabausstattung dieser Periode, das häufige Vorkommen von zahlreichen Speise- und Trinkgefässen. Schon vorhin wurden die vielen eingeführten Bronzegefässe und die überwältigende Menge jütischer Thongefässe, die aus dieser Zeit vorliegen, erwähnt. Fast alle stammen aus Gräbern, wo sie in grösseren Kollektionen beigegeben sind; hat Leichenverbrennung stattgefunden, so trifft man regelmässig Reste ebenso zahlreicher Gefässe, die dem Toten auf den Scheiterhaufen mitgegeben waren. Wir stehen hier vor einem ganz neuen Zuge. Zwar trifft man schon zur Bronzezeit in vereinzelten Fällen ein kleines Gefäss neben der Urne, welche die verbrannten Gebeine enthält, und das gleiche kann man bisweilen in der vorrömischen Zeit beobachten; in der römischen Periode aber bilden römische oder inländische Gefässe oft eine reiche Grabausstattung, und dieser Begräbnisbrauch wird bis in die folgende Periode hinein festgehalten.

Die oben, S. 50, in restaurierter Gestalt abgebildeten Gegenstände gehören zu einem Funde aus Espe, Amt Svendborg, der durch Zufall entdeckt und ohne Sorgfalt gehoben worden ist, wobei die Gegenstände beschädigt wurden; über die Fundumstände war keine andere Auskunft zu erlangen, als dass alles unter einem Steinhaufen beisammen lag. Der Fund enthält eine grosse Bronzekasserolle mit breitem, flachem Handgriff, der ein Loch zum Aufhängen hat, und ein Schöpfgefäss aus dem gleichen Metall mit langem schmalen Griff, zwei prächtige Glasschalen (S. 59), zwei Trinkhörner mit Randbeschlag, Ketten und Endknauf aus Bronze, sowie einen kleinen Thonbecher mit Ohr und kleinere Fragmente verschiedener anderer Thongefässe. Ferner fand man ein Eisenmesser, eine Riemenschnalle aus Bronze und einige Schmucksachen, nämlich zwei schöne Fibeln, die eine aus Silber, die andere aus Bronze, eine zierliche runde Goldberlocke, mehrere Perlen aus Glas und Bernstein und endlich einen Hängeschmuck, bestehend in einer versteinerten Muschel, eingefasst mit Bronzebändern, die eine Öse für das Halsband bilden.

In den Bornholmer Brandgruben, über die so zahlreiche Beobachtungen vorliegen, findet man in der vorrömischen Zeit in der Regel nur Scherben eines einzigen grösseren Gefässes, ab und zu daneben auch ein kleines, roh und schlecht gebranntes Thongefäss (S. 21). So z. B. fand man auf dem Grabplatz bei Kanegaard, der aus dieser Zeit stammt (S. 21), 49 mal ausser Bruchstücken eines grossen Gefässes eine einzelne kleine Tasse, 1 mal ein etwas grösseres Gefäss und 3 mal je 2 Gefässe (doch niemals mehr) beisammen. In den Brandgruben aus der römischen Zeit dagegen zeigen sich mehrere Gefässe, wie auch die Bearbeitung und Ornamentierung derselben besser ist; dann wächst die Anzahl bis zu sechs; gegen Schluss der Völkerwanderungszeit werden die Thongefässe seltener und nehmen schliesslich wieder nur einen ganz untergeordneten Platz in der Grabausstattung ein. Man kann hier verfolgen, wie der Brauch, viele Gefässe im Grabe zu deponieren, eingeführt wird, allmählich zur Herrschaft gelangt, und sich schliesslich wieder verliert. In den Brandgruben der Völkerwanderungszeit trifft man gewöhnlich eine bestimmte Zusammenstellung von Gefässen, dargestellt in Abb. 42. »Ein vollständig ausgestattetes Grab enthält einen grossen Krug mit mehreren Ohren, eine Kanne oder eine Flasche, ein mittelgrosses Henkelgefäss nebst einer Tasse, in der Regel nur je ein Exemplar jeder Sorte, doch öfter auch mehrere gleichartige, doch bleibt trotzdem die Zusammenstellung der Gefässe immer die gleiche.«* Dieses System von viererlei Gefässen ist in 42 Gräbern beobachtet worden.

Ähnlich steht es auf anderen Gebieten Dänemarks. Ob heimische Thonwaren oder römische Bronzegefässe in den Gräbern beigegeben sind, ist für die Beurteilung des Brauches gleichgiltig; die leitende Idee muss dieselbe gewesen sein. Der grosse Bronzeeimer, die Schüssel oder ein anderes grosses Behältnis entspricht den grossen Bornholmer Krügen; man hat darin offenbar das Getränk aufbewahrt. Mit der Kasserolle, dem Schöpfgefäss oder dem Henkelgefäss aus Thon wurde es ausgeschöpft; eine Bronzekanne oder ein Thongefäss mit engem Halse hat als Schenkgefäss gedient wie die Bornholmer Kannen; Becher, Hörner und Tassen endlich vervollständigen dies Trinkservice. Aus Resten von Nahrungsmitteln, die man bisweilen gefunden hat, geht hervor, dass die Gefässe nicht leer beigesetzt worden sind.

* Vedel, a. a. O., S. 111.

Bei Elev, ca. 1 Meile von Aarhus (Jütland) stiess man in einem Kieslager, 3 Fuss unter der Oberfläche, auf ein ca. 5 Fuss langes und $2^1/_2$ Fuss breites Grab, das mit grösseren Steinen umsetzt und dessen Boden mit kleinen Steinchen gepflastert war. Bei dem Kopfe der unverbrannten Leiche standen 6 Thongefässe, ein grosser bauchiger Krug, eine Kanne, ein grösseres Henkelgefäss, eine Tasse, ein Becher und in diesem ein kleines Henkelgefäss. Am Fussende des Grabes lag eine grosse Schüssel und in ihr ein längliches Schöpfgefäss. Unweit der Schüssel stand ein grösseres Henkelgefäss, bei welchem sich Knochen von einem Schaf befanden. Der Bestattete war ein Mann von hohem Alter.

Der Tote wurde also mit einem Speise- und Trinkservice bestattet, ein bis dahin ganz unbekannter Brauch, der gleich den anderen neuen Elementen, welchen wir in dieser Zeit begegnen, unzweifelhaft aus dem Auslande stammt. Die Beigabe zahlreicher Gefässe in die Gräber lässt sich in gleichzeitigen und älteren Funden durch ganz Deutschland nach Süden zu verfolgen; im Donautal zeigt sich dieser Brauch schon zur Hallstattzeit (s. S. 10), in Italien in den Funden aus dem Beginne des Jahrtausends v. Chr., so z. B. bei Villanova (s. S. 33); in Griechenland enthalten die Dipylongräber bei Athen aus dem 8. Jhd. v. Chr. (s. I, 386, II, 9) eine reichhaltige Zusammenstellung von allerlei Speise- und Trinkgefässen, die sich mit der nordischen Grabausstattung der römischen Periode auf eine Linie stellen lässt.*

Einen wichtigen Beweis für den Zusammenhang dieser Phänomene bildet der Umstand, dass die Mäanderzeichnungen mit gebrochenen Bändern, die für die jütischen Thongefässe aus dieser Zeit charakteristisch sind (Abb. 39), auch auf den äussersten Punkten des Verbreitungsgebietes dieses Brauchs im Süden und auf allen dazwischen liegenden Stationen vorkommen. Die gleichen Mäanderbänder erblickt man auf den Gefässen vom Dipylongrabplatz, von Villanova, Este und Sta. Lucia — um nur die bereits genannten Plätze (S. 9 ff.) zu erwähnen, — und ebenso lassen sie sich durch Österreich und Deutschland bis zur Grenze von Dänemark in Zusammenhang mit dem gruppenweisen Auftreten von Grabgefässen verfolgen. Die glänzendschwarze Oberfläche der jütischen Thongefässe (S. 61) ist ein zweiter für den Komplex dieser von Süden ausgegangenen Kulturmitteilungen charakteristischer Zug; eine ähnliche Oberfläche besitzen die Mäandergefässe aus Etrurien, Schlesien und Hannover — und ebenso die Thongefässe aus Frankreich, welche die entsprechenden Zeichnungen tragen.

* Mitteilungen des Kaiserl. deutschen archäologischen Instituts, Athen 1893, XVIII, 73.

Die Bedeutung dieser Kulturmitteilung ist nicht damit erschöpft, dass gewisse Ornamente von Volk zu Volk gewandert sind, dass ein Stamm dem andern eine eigene Behandlung des Thons abgelernt hat, und dass man rein äusserlich den Begräbnisbrauch der Nachbarn nachahmte. Wenn man eine neue Sitte übernahm und den Toten mit Speise und Trank bestattete, so geschah dies unzweifelhaft deshalb, weil neue Vorstellungen über das Leben im Jenseits eingedrungen waren.

Man nimmt gewöhnlich an, dass die vielen Gefässe von einem Grabopfer herrühren oder an eine festliche Zusammenkunft bei der Bestattung erinnern. Diese Auffassung scheint jedoch unrichtig zu sein. Der Inhalt des Grabes selbst muss sich doch wohl auf das jenseitige Leben beziehen. Man kann nicht umhin zu bemerken, dass die Gefässe ein ganzes Speise- und Trinkservice bilden, wie es zu einer wohlgedeckten Tafel gehörte, mit paarweise aufgestellten Trinkhörnern, zwei gleichartigen Glasschalen, zwei Silberbechern von gleicher Form. Der Tote wurde so in das Grab gelegt, wie er es im Jenseits dem Glauben und Wunsche der Hinterlassenen gemäss haben sollte. Er wurde bekleidet und geschmückt beigesetzt, umgeben von Speise und Trank, wie bei einem Festmahl. So dachte man sich das Leben im Jenseits fortgesetzt, in blossem Genusse. Von kriegerischem Leben und Siegen, Thaten und Ehren, war nicht die Rede. Darum gab man dem Toten in der Regel keine Waffen mit; dieser oben berührte Zug erklärt sich nun einleuchtend aus diesem Zusammenhange.

Die Vorstellung vom jenseitigen Leben, die aus diesem Grabapparat spricht, ist sehr verschieden vom Inhalte des Valhöllglaubens, wie wir ihn aus dem Schlusse des Altertums kennen. Das kriegerische Leben des Vikings erlitt durch den Tod keine Unterbrechung. Dem entsprechend erhielt er seine ganze Waffenrüstung in das Grab mit, während Speise- und Trinkgefässe in der Grabausstattung ganz zurücktreten — ein neues Beispiel für den Wechsel der Anschauungen, den wir im Altertum so häufig beobachten können, und zugleich ein recht klares Zeugnis dafür, dass die Glaubenslehren der Vikingerzeit nicht sehr weit zurückreichen (s. I, 364).

Darstellungen der üppigen Mahlzeit sind im Süden oft mit dem Grabe verbunden. Auf zahlreichen griechischen und hellenistischen Reliefs sieht man den Verstorbenen an dem reich-

besetzten Tisch liegen; neben ihm sitzt die Gattin, und Sklaven warten auf. So traten uralte, zum Teile gewiss aus dem Orient stammende Vorstellungen in der Kunst hervor;* doch schon früher hatten sie in der Grabausstattung ihren Ausdruck gefunden, wie sowohl griechische als italienische Funde dartun. Ähnliche Vorstellungen scheinen der nordischen Bestattungsweise der römischen Periode und der Völkerwanderungszeit zu Grunde zu liegen.

Religiöse Vorstellungen haben sich somit, wie man annehmen darf, durch viele Mittelglieder von Süden nach Norden verbreitet, und eine geistige Beeinflussung hat trotz der weiten Entfernungen stattgefunden. Darüber ist aber auch lange Zeit verstrichen. Eine Erscheinung, die in Etrurien zu Beginn des Jahrtausends v. Chr. auftritt, zeigt sich im Norden erst zu Beginn des Jahrtausends n. Chr., ein neuer schlagender Beleg für die langsame Wirkung der Kulturmitteilung im fernen Altertum. Dieser Faktor war es, der, wie oben ausgeführt (I, S. 398), auf dem Gebiete geistigen Lebens massgebend war — in Bezug auf Begräbnisbräuche und religiöse Vorstellungen, bei der Übernahme eines neuen Ornamentstiles, in diesem Falle der Mäanderzeichnungen, und technischer Fertigkeiten, in diesem Falle der Behandlung und Färbung des Thons. Im Gegensatze hierzu tritt der raschwirkende Import (I, S. 398) in denselben Funden deutlich hervor; ihm sind die römischen Fabrikwaren, die einzelnen ornamentalen Züge und Formen, welche eingeführten Vorbildern nachgeahmt sind, zuzuschreiben. Diese beiden Kategorien sind hier wie bei der Bronzezeit ganz unentbehrlich für das Verständnis des gleichzeitigen Auftretens von Elementen im Norden, die im Süden viele Jahrhunderte auseinanderliegen (I, S. 404). Der hier besprochene Begräbnisbrauch, die Mäanderzeichnungen und die blankschwarze Oberfläche der Thongefässe sind im Süden tausend Jahre älter als die römischen Sachen, mit denen zusammen sie im Norden erscheinen.

Der Umstand, dass mäanderartige Bänder bereits in der Ornamentik der jüngsten Bronzezeit vorkommen (I, S. 393), kann schwerlich einen Einwand gegen die obigen Darlegungen bilden. Sie haben dort stets einen anderen Charakter, da die Ecken nicht gebrochen, sondern abgerundet sind, und kommen nur auf

* Adolf Furtwängler, Die Sammlung Sabouroff, Berlin 1883—87, I, 26.

Metallaltertümern, nie auf Thonsachen vor. Dieses frühe und nur kurzlebige Auftreten der Mäanderzeichnungen erklärt sich wohl daraus, dass man sie auf importierten Bronzegefässen sah und nachahmte; die etrurischen Eimer mit kreuzförmigen Henkelbeschlägen (vgl. Bd. I, Abb. 206) weisen nicht selten ein Mäanderornament auf. So erscheint im Bronzealter einmal der altklassische Becher mit Fuss, aber aus Metall und vermutlich durch Import zugeführt (I, 385); erst in der römischen Periode wurden solche Becher allgemein und bürgern sich vollständig ein, doch sind sie jetzt aus Thon (Abb. 39 und 43). Diese Form ist nun zum andernmale, aber in langsamer Wanderung, mit einem Zeitaufwand von ca. 1000 Jahren, in den Norden gelangt.

Auch bei einer näheren Betrachtung der Form und des Inneren der Gräber leisten uns die beiden Kategorien Kulturentwicklung und Import gute Dienste. Während nämlich die Industrie auf dem ganzen Gebiete von Bornholm bis Jütland durchgehends gleichartig ist, treten bei den Gräbern Unterschiede zwischen den einzelnen Gebieten stark hervor. Die Industrie ist wesentlich vom Import beherrscht, der rasch wirkt und daher seine Einflüsse überall ungefähr gleichzeitig geltend macht. Die Grabform dagegen hängt von Kulturmitteilung ab, die langsam vordringt und sich infolgedessen an den einzelnen Punkten zu verschiedener Zeit äussert. Das überaus abwechslungsreiche Gepräge der Gräber aus der römischen Periode ist gewiss zum grossen Teile darauf zurückzuführen; die neuen Elemente machen sich in den einzelnen Gegenden mit verschiedener Stärke geltend.



Abb. 43. Thonbecher von klassischer Form. Aarb. 1892. 1/4.

Die Leichenverbrennung der Bronzezeit wurde in der vorrömischen Periode beibehalten und an vielen Stellen noch in der römischen Zeit ausgeübt. Daneben aber tritt jetzt die Bestattung unverbrannter Leichen stark hervor. Man kennt zwar bereits aus dem Schlusse der Bronzezeit einige Beispiele dafür (I, S. 361), und ebenso aus der vorrömischen Zeit. Diese vereinzelten Ausnahmefälle erklären sich aber aus der Anhänglichkeit einzelner Geschlechter an den alten Brauch, wie wir das historisch bei den Römern nachweisen können, nachdem man längst allgemein zur

Leichenverbrennung übergegangen war. In diesen Einzelfällen darf man nicht die Wurzel für das neue Auftreten der Beisetzung unverbrannter Leichen suchen. Diese steht vielmehr mit neuen, von aussen empfangenen Impulsen in Zusammenhang. Auch in den südgermanischen Ländern tritt gleichzeitig die Beerdigung in verschiedenen Gegenden hervor, während die Leichenverbrennung an anderen Stellen beibehalten wurde. Der Ausgangspunkt dieser neuen Sitte lässt sich kaum angeben; zweifellos könnte sich die Forschung nicht auf die Römer beschränken, die erst später die Bestattung unverbrannter Leichen allgemein einführten, sondern müsste weiter zurückgreifen. Vorderhand muss man sich begnügen, den neuen Brauch, und überhaupt die bunte Mannigfaltigkeit der Begräbnisbräuche dieser Zeit, die mit der früheren Einheitlichkeit auf diesem Gebiete so stark kontrastiert, zu konstatieren. Leichenverbrennung und Bestattung mit sämtlichen daraus sich ergebenden Verschiedenheiten in der Form der Gräber, Anlage der Gräber unter einem Hügel oder unter flachem Bodenniveau mit sehr wechselnder Einrichtung, alles das tritt uns in denselben oder in verschiedenen Gegenden gleichzeitig entgegen, nur mit einer Tendenz zu gewissen, teils lokalen, teils temporären Sonderbildungen. So bleibt es eigentlich bis zum Schlusse des Altertums, nur dass die Bestattung unverbrannter Leichen nach und nach im ganzen eine grössere Verbreitung gewinnt.

Die primitiven Zustände mit ihren einheitlichen Begräbnisbräuchen, deren leitender Gedanke deutlich hervortritt, gehören nun der Vergangenheit an. Von der römischen Periode an merkt man eine Auflösung des Alten, eine Mischung mit neuen Elementen, eine Unsicherheit und ein Schwanken, entsprechend der grösseren Zugänglichkeit des Landes für fremde Ideen, den Fortschritten der Entwicklung und der beginnenden Auflösung des Heidentums (I, S. 369). Leichenverbrennung und Beerdigung hatten fortan keine tiefere Bedeutung, ganz wie in Italien und Griechenland, wo die ursprünglich zu Grunde liegenden Ideen längst vergessen waren (I, 366), und wo man sich über den Gegensatz der beiden Bestattungsweisen, die ehedem von so wesentlicher Bedeutung gewesen waren, keine Gedanken machte. Erst das Christentum gab der Bestattung wieder eine religiöse Grundlage. Die Gräber der Eisenzeit können somit nicht dasselbe Interesse wie die der älteren Perioden für sich in Anspruch

nehmen; sie lehren uns nicht viel, weit weniger als die Altertümer. Doch behalten sie immerhin eine gewisse Bedeutung als gleichzeitige Zeugnisse für ferne Zeiten und müssen, wenigstens in ihren Hauptzügen, betrachtet werden, da sie die hauptsächlichsten Fundstellen der Altertümer sind.

In Jütland kommt zur römischen Zeit eine eigene Art von Gräbern vor: grössere aus Steinen errichtete Kisten, die in der Regel eine einzelne unverbrannte Leiche enthalten; nur ausnahmsweise trifft man verbrannte Gebeine. Diese Steingräber, die bis jetzt an mindestens 40 Stellen gefunden worden sind — alle in Nordjütland, die meisten in den zwei nördlichsten Bezirken, Horns und Vennebjerg Herred — liegen bald unter flachem Bodenniveau, nur ein paar Fuss tief, bald in einem Hügel, der aber oft aus älteren Zeiten stammt. Die Seiten bestehen aus grossen Platten oder aus kleineren, wandartig aufgeschichteten Steinen, und darüber liegen 2—3 grosse Decksteine; auch diese fehlen mitunter und werden durch eine Steinschicht vertreten. Die Dimensionen sind nicht unbedeutend, da die Länge 6—9′, die Breite 3—6′ und die Tiefe 1½—4½′ beträgt. Oft ist das Grab unregelmässig gebaut oder zusammengestürzt, so dass es einem regellosen Steinhaufen gleicht. Man hat öfter mehrere Gräber dieser Art — bis zu sieben — in geringen Abständen von einander, oder mehrere Kisten in einem Hügel getroffen, so dass man von einem gemeinsamen Begräbnisplatz sprechen kann. Die Ausstattung mit Metallobjekten ist in diesen Gräbern gleichartig, doch dürftig: man findet Fibeln von der in Abb. 34 dargestellten Hauptform, andere kleinere Schmuckstücke, Messer und ähnliche kleine Gerätschaften, ausnahmsweise auch Waffen. Dagegen trifft man gewöhnlich eine reiche Zusammenstellung von Thongefässen, bis zu 10 Stück von sämtlichen oben erwähnten Formen, Schüsseln, Krüge, Henkelgefässe, Tassen u. s. w., oft mehrere Exemplare derselben Gattung. Ähnliche Kollektionen hat man bisweilen auch ohne Steinumsetzung vergraben gefunden.

Zu diesen Gräbern mit Thongefässen gehört das vorhin (S. 68) erwähnte auf der Elev Feldmark bei Aarhus. Ein anderes bei Thorsager, Amt Randers, zeigt Abb. 44. In der Oberfläche eines sanft abgeböschten natürlichen Hügels war ein innen 6′ langes, 3½′ breites Grab ausgehoben und mit Steinen, die 1¼′ hoch aufeinandergeschichtet waren, umsetzt worden. Auf dem Boden des Grabes fand man Reste einer unverbrannten Leiche, eine Bronzefibula von der in Abb. 34 dargestellten Hauptform, eine Bronzenadel, ein Eisenmesser und 8 Thongefässe. In einer Ecke

stand eine breite Schüssel und in dieser ein grösseres Henkelgefäss. An dem entgegengesetzten Ende fand man einen hohen mit Mäandern verzierten Krug mit engem Hals, unmittelbar daneben ein Henkelgefäss, einen Becher, in dem eine Tasse stand, ferner in geringem Abstand einen grösseren Krug und Bruchstücke eines anderen Thongefässes. Über das Grab war eine Schicht von Handsteinen gebreitet worden, so dass das Ganze eine schwache Erhöhung über der Fläche des Hügels gebildet haben muss. Ursprünglich lag über der Leiche wahrscheinlich eine Holzbedeckung; nachdem diese vermodert war, fielen die darüber liegenden Steine ein und zertrümmerten die Thongefässe. In der Abbildung sind sie in restauriertem Zustande wiedergegeben.

Aus gleicher Zeit wie die Kisten stammen die Hügelgräber mit verbrannten Gebeinen, die sowohl in nördlichen wie in



Abb. 44. Jütisches Grab mit Thongefässen.

südlicheren Gebieten der jütischen Halbinsel allgemein sind. Wenn man, was bisweilen der Fall war, neue Grabhügel in der römischen Zeit aufgeworfen hat, so waren diese nicht sehr gross, gewiss nicht über 6′ hoch; mitunter aber ist offenbar ein alter Grabhügel benutzt worden. Dies ist z. B. der Fall mit einem Grabhügel auf der Vinding Feldmark, Amt Aarhus, dessen Durchschnitt Abb. 45 zeigt.

Auf dem Boden (*a* und *b*) befand sich ein Grab aus der älteren Bronzezeit mit Frauenschmuck und unmittelbar daneben ein Kindergrab; beide waren gleichzeitig angelegt und haben wahrscheinlich eine Mutter mit ihrem Kinde beherbergt. Etwas höher (*c*) fand man ein männliches Grab mit Palstab, zwei Dolchen und einer

Bügelnadel, alles aus Bronze; am Fussende stand ein Thongefäss. Dieses Grab war später angelegt als die beiden ersterwähnten, fällt aber ungefähr in dieselbe Zeit. Ferner stiess man (*d* und *e*) auf zwei Urnen und (*f* und *g*) zwei Haufen verbrannter Gebeine, alles wahrscheinlich aus der jüngeren Bronzezeit stammend. Endlich war vom Gipfel aus in einem tiefen Einschnitt ein Grab eingerichtet, worin sich 5 Thongefässe aus der römischen Zeit befanden, darunter eine grosse Schüssel, eine kleinere Schale, ein Henkelgefäss mit Mäanderzeichnung und eine Tasse, alles von den gewöhnlich vorkommenden Formen. Dabei fand man ein Messer und eine Nähnadel von Eisen; es war somit ein Frauengrab. Auf dem Boden lagen verbrannte Gebeine zerstreut; das Loch war mit Steinen ausgefüllt.

Diese Hügelgräber enthalten bald nur ein einzelnes Thongefäss mit verbrannten Gebeinen, bald mehrere, von denen wieder nur eines oder zwei zur Aufbewahrung der Gebeine dienen, während die übrigen leer sind. Öfter jedoch sind die Gebeine überhaupt nicht in Gefässen niedergelegt. Römische Bronze-

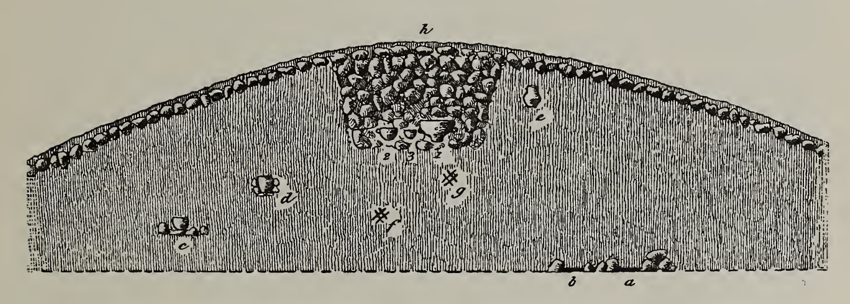


Abb. 45. Grabhügel mit Gräbern aus der Bronze- und Eisenzeit. Nach Sehested, *Archæologiske Undersögelser.*

gefässe und die anderen für diese Zeit eigentümlichen Altertümer kommen ab und zu vor. Eine Steinumsetzung kann vorkommen oder fehlen.

Wieder andere Verhältnisse bieten die unter flachem Bodenniveau angelegten Gräber. Die mit Gebeinen gefüllten Thongefässe sind, bald einzeln, bald in grösserer Anzahl, mit oder ohne Begleitgefässe, ein paar Fuss tief unter der Oberfläche vergraben, oft mit Steinen umgeben oder mit einem flachen Stein bedeckt. Dies stimmt ungefähr mit den Verhältnissen der vorhergehenden Zeit. Auch eigentliche Begräbnisplätze mit zahlreichen Urnengräbern hat man getroffen. Zwischen diesen trifft man hie und da Brandgruben (S. 19) und ausserdem auch unverbrannte Leichen, ausgestattet mit denselben Gegenständen, die in den gleichzeitigen Gräbern anderer Art regelmässig vorkommen. Man darf annehmen, dass solche Plätze in Jütland

recht zahlreich vorhanden sind, doch ist nur ein einziges, das Gräberfeld bei Bjergelide, 1 Meile südöstlich von Horsens, genau untersucht worden.

Einzelne Gräber hier enthielten sehr zahlreiche Altertümer. In einem grossen Thongefäss mit Mäanderzeichnung fand man ausser verbrannten Knochen eine derartige Mischung von Männer- und Frauensachen, dass man annehmen muss, es habe die Reste zweier Individuen verschiedenen Geschlechtes enthalten. Der Inhalt bestand aus einem zusammengerollten zweischneidigen Schwert, einer Schildbuckel und einer Speerspitze, alles von Eisen, einem Paar Sporen aus Eisen und Bronze, einem Eisenmesser, zwei Fibeln, einer von Eisen und einer von Bronze, einer Gürtelschnalle, mehreren Riemenzungen, einer Nähnadel und Bruchstücken eines Beinkammes. Grabausstattungen von ähnlicher Reichhaltigkeit sind auch an anderen Stellen gefunden worden. Auf der Brokjær-Feldmark, Bezirk Ribe, wurde ein grosser Kessel aus dünngetriebener Bronze mit Mündungsrand und Tragringen von Eisen ausgegraben; die eigentümliche Form des Kessels wird unten besprochen werden. In diesem Kessel lagen: ein römisches zweischneidiges Schwert nebst Ortband und eisernen Scheidebeschlägen, eine zusammengerollte Ringbrünne, mehrere Sporen, ein Messer und eine Schere, ein Goldfingerring, ein sehr grosses zusammengeschlagenes Bronzegefäss, Teile eines anderen grösseren und mehrerer kleinerer römischer Gefässe, Bruchstücke eines Schöpfgefässes mit dazugehörigem Sieb, ferner an Beinsachen: Bruchstücke eines Kammes, eine Nadel, Spielsteine und Würfel zu einem Brettspiel, endlich Stoffreste u. a. m.

In Schleswig liegen die Verhältnisse ungefähr so wie in den südlicheren Teilen von Nordjütland. Urnen und Gefässe sind in älteren Grabhügeln oder unter flachem Felde vergraben, und zwar entweder einzeln oder in grösserer Anzahl. Doch sind auch diese Plätze noch nicht sorgfältig untersucht. Charakteristische und schöne Sachen, darunter Perlen und Berlocken von Gold wie in Abb. 32, liegen namentlich aus Skærsbjerg bei Kværn, östlich von Flensburg, vor.

Ein ziemlich abweichendes, doch in sich ebensowenig einheitliches Bild bieten die gleichzeitigen Gräber auf Fünen; man trifft hier sowohl Brandgruben und Urnen mit verbrannten Gebeinen als auch Reste unverbrannter Leichen. Nur Hügelgräber scheinen zu fehlen; man hat sich hier entschiedener von den alten Bestattungsplätzen abgewendet als in Jütland. Anderseits hat die Beerdigung ohne Leichenverbrennung hier nicht in demselben Maasse wie in Nordjütland Eingang gefunden. Man kennt zwar auch dafür Beispiele, doch lässt sich für Fünen die Leichenverbrennung sowohl in dieser Periode wie auch noch in der Völkerwanderungszeit als Regel bezeichnen. Die Funde sind nicht so zahlreich wie in Jütland, aber dafür oft in ihrer Zusammensetzung reichhaltiger. Dies erkennt man allerdings nur

dort deutlich, wo die Leiche unverbrannt bestattet ist, wie z. B. bei dem oben besprochenen Espe-Fund (S. 66). Wo dagegen Leichenverbrennung stattgefunden hat, sind die Altertümer durch die Flammen zerstört und von der reichen Ausstattung sind nur mehr geschmolzene und halbverzehrte Reste vorhanden.

Bei Ellerup im Amte Svendborg wurde ein Bronzegefäss mit verbrannten Gebeinen aufgepflügt, das auf einer mit Kohlen vermengten dicken Schicht stand; in derselben fand man vom Feuer beschädigte Reste eines zweischneidigen Schwertes nebst Ortband aus Bronze, mehrerer Speerspitzen, einer Axt, einer Schildbuckel, zweier Sporen und eines Messers. An Gefässen waren vorhanden gewesen mindestens zwei römische Bronzeeimer mit gerieften Seiten und Traghenkeln, ein Schöpfgefäss mit langem Griff und eingefügtem Sieb aus Bronze, Bronzebeschläge von zwei Trinkhörnern, ein kleines ornamentiertes Thongefäss und Scherben verschiedener anderer Thongefässe. An Schmucksachen enthielt das Grab nur einen breiten Fingerring aus Gold.

Solche reich ausgestatte Gräber gehören aber doch zu den Ausnahmen. Meist trifft man ärmlich ausgestattete Urnen — einzeln oder in geringer Anzahl beisammen — und mehrere grosse Gräberfelder haben durchgehends nur eine geringe Ausbeute an Altertümern ergeben; namentlich Waffen fehlen fast ganz.

Beim Hofe Broholm in Südostfünen hat F. Sehested nach und nach 380 Gräber aufgedeckt, ohne damit den Platz zu erschöpfen. Über die Hälfte davon enthielt nur Thongefässe und die meisten anderen enthielten nur wenige Altertümer, die noch dazu von den Flammen des Leichenbrandes stark beschädigt waren. An Waffen kamen nur 1 Speer und 1 Beil zum Vorschein. Die meisten derjenigen Gräber, welche nur ein Eisenmesser enthielten, oder wo Altertümer gänzlich fehlen, müssen gewiss als Männergräber betrachtet werden. 75 Gräber enthielten einen Beinkamm oder richtiger kleine Bruchstücke von Beinkämmen; ausserdem fand man 4 Eisenkämme. 41 Funde enthielten Glasperlen und ebensoviele Fibeln. Alle diese Sachen stammen unzweifelhaft aus Frauengräbern, ebenso Schlüssel, Wirtel und Hängezierate zu Gürtelriemen. Verschiedene andere Objekte, Riemenschnallen und Trinkhornbeschläge scheinen beiden Geschlechtern in das Grab mitgegeben worden zu sein. Gräber mit unverbrannten Leichen wurden nicht angetroffen. Brandgruben von der Art der oben erwähnten Bornholmer waren sehr zahlreich vorhanden — gegen 100 —, überwiegend aus der ältesten Zeit der Anlage des Gräberfeldes stammend, nämlich aus der römischen Periode; ein unzweideutiger Beweis dafür sind die in diesen Gräbern vorkommenden Fibeln von der in Abb. 34 dargestellten Hauptform Die Urnen sind im ganzen jünger; zum Teil fallen sie in die Völkerwanderungszeit. Ältere und jüngere Gräber liegen bunt durcheinander, da man von Anfang an das ganze grosse Terrain von ca. 3 Tonnen benutzt und später die noch freien Plätze ausgesucht hat.

Ganz entsprechende Verhältnisse findet man auf dem Gräberfelde bei Oregaard, Amt Odense. Ausser Brandgruben und Urnen fand man auch freiliegende Haufen verbrannter Knochen, von Kohle und Asche gereinigt. Thongefässe und andere Altertümer lagen bei den Gebeinen, und über dem ganzen lag eine deckende Schicht

von Thonscherben. Auch dieser Begräbnisplatz war lange über die römische Periode hinaus benutzt worden.

Bei Skrillinge in der Nähe von Middelfart sind zahlreiche Gräber aufgedeckt worden, teils Brandgruben, teils Gräber mit unverbrannten Leichen, doch keine Urnengräber. Von Altertümern kommen die gewöhnlichen Arten vor, alle aus der römischen Zeit; nur eine Eigentümlichkeit trat hier entgegen, dass nämlich fast alle Thongefässe unter zwei bestimmte Formen fielen, die offene Schale und das mittelgrosse Henkelgefäss. Sehr oft enthielt das Grab je ein Exemplar dieser zwei Arten. Man möchte sagen, sie repräsentieren das Trinkservice in seiner einfachsten Form.

Auf der seeländischen Inselgruppe ist die Beerdigung unverbrannter Leichen wiederum mindestens eben so häufig wie in Jütland. Doch liegen weniger Funde vor; während die Zahl der jütischen Funde im Nationalmuseum (nach einer vor wenigen Jahren vorgenommenen Zählung) ca. 150 betrug, war Seeland nebst den umliegenden Inseln nur durch 30 Funde vertreten. Die unverbrannten Leichen wurden meist in Sandhügel vergraben, und nicht selten mit den dieser Zeit eigentümlichen Sachen reich ausgestattet. Bisweilen hat man kleinere Gräberfelder entdeckt, die bis zu 7 Gräber umfassen. Daneben gibt es an einzelnen Stellen Gräber mit verbrannten Leichen, und auf Lolland findet man kleinere Begräbnisplätze mit Urnen und Brandgruben, die dasselbe Gepräge aufweisen wie die oben besprochenen grossen Funde auf Fünen. Man kennt sogar Beispiele dafür, dass ganz gleichzeitig bedeutende Grabhügel aufgeschüttet worden sind. Zwei solche, mit einer Höhe von ca. 12′ und einem Durchmesser von gegen 80′, wurden bei Himlingöie in der Nähe von Vallö geöffnet. In beiden fand man auf dem Boden und in der Mitte ein einzelnes Grab mit einem römischen Bronzegefäss, das verbrannte Gebeine enthielt.

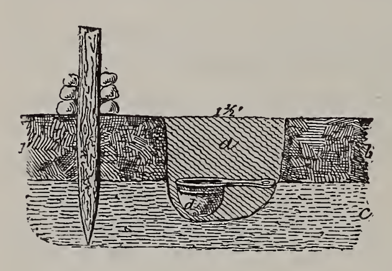


Abb. 46. Durchschnitt eines seeländischen Grabes. Aarb. 1877.

Abb. 46 zeigt den Durchschnitt eines dieser Gräber. Durch die alte Erdschicht (*b*) ist in den festen Thongrund (*c*) ein rundes Loch gegraben. Auf dem Boden steht das Bronzegefäss (*d*), das ehemals in Stoff eingehüllt war, von dem Reste an der Aussenseite des Gefässes im Roste erhalten waren. Über der Mündung lag eine noch erhaltene dicke Holzplatte; darüber befand sich abermals eine feste Thonschicht (*a*). Unweit des Grabes fand man Reste einer zugespitzten Holzstange, die in den Untergrund eingerammt und an den Seiten mit Steinen gestützt war; bei der Ausgrabung bemerkte man sie schon in der obersten Schicht des Hügels und ging ihr bis zum Grabe herab nach. Das Gefäss enthielt Reste zahlreicher,

durch den Leichenbrand beschädigter Sachen: zweier grosser römischer Eimer mit massiven Füssen und Traghenkeln, zweier Schöpfgefässe mit eingepassten Sieben, ferner Teile von Silberbechern und Thongefässen, geschmolzenes Glas, unzweifelhaft von Gefässen, halbgeschmolzene dünne Goldplatten, drei Bronzesporen, Fragmente einer Fibula, einer Beinnadel und eines Kammes u. a. m.

Bornholm bildet wiederum ein neues Glied in der ganzen abwechslungsreichen Reihe von Grabformen. Hier trifft man fast ausnahmslos Brandgruben von gleicher Art wie die älteren aus der vorrömischen Zeit (S. 19). Die neuen Ideen äussern sich auf der entlegenen Insel erst später in den Begräbnisbräuchen; der Industrie dagegen hat der raschwirkende Import ganz dasselbe Gepräge aufgedrückt wie in den anderen dänischen Gebieten.

Ein ähnlicher Wechsel der Grabform und Begräbnisbräuche von Ort zu Ort, wie er in den Funden von Jütland bis Bornholm uns entgegentritt, lässt sich auch in den anderen skandinavischen Ländern und in Deutschland von den Grenzen des römischen Reiches bis zur Weichsel und Ostsee nachweisen; die verschiedenen Gebiete haben ihre mehr oder minder stark hervortretenden Eigentümlichkeiten. Anderseits weist der Inhalt der Gräber in Bezug auf fremde wie auf heimische Sachen durchgehends ein gleichartiges Gepräge auf. Auf diesem ganzen grossen Gebiete herrschte eine gemeinsame Kultur, die sich in den Funden aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. abspiegelt. Die Grundlage, auf der weitergebaut wurde, die Kultur der Vorzeit, war ja nicht wesentlich verschieden, und die römischen Einflüsse waren überall die gleichen; höchstens die grössere oder geringere Entfernung vom Römerreiche konnte da von einiger Bedeutung sein; doch tritt dies bei einem Vergleiche der nordischen Funde mit den südgermanischen nicht merkbar hervor.

Das archäologische Material lehrt, dass der römische Einfluss überall umfangreich und tiefgehend war. Noch deutlicher würde dies hervortreten, wenn der Sprachforscher und Literaturarchäologe die Entlehnungen aus der klassischen Kulturwelt, die stattgefunden haben — Jahreseinteilung, Bezeichnung der Wochentage mit Götternamen nach Analogie der römischen, und verschiedene einzelne Begriffe — chronologisch fixieren könnte, und wenn der Mythologe im Stande wäre, entsprechende Entlehnungen nachzuweisen. Doch schon der Datierung, die der Archäologe mit Sicherheit vornehmen kann, stehen auf den anderen Gebieten fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.



Abb. 47. Vergoldete Silberplatte aus dem Moorfund von Thorsberg. Aarb. 1888. 1/1. S. 94.

VI. DIE VÖLKERWANDERUNGSZEIT.

FREMDE UND NORDISCHE ELEMENTE.

Römische Münzen. — Bronzegefässe. — Glasgefässe. — Glasperlen. — Andere Importsachen. — Gepresstes Silberblech. — Tierköpfe. — Vollständige Tierfiguren. — Menschliche Figuren. — Übereinstimmung mit den Figuren der Bronzezeit. — Ursprung der Kunstrichtung. — Entlehnungen aus der römischen Kultur. — Runeninschriften. — Ursprung der Runenschrift. — Die Runenzeichen. — Inhalt der Runeninschriften.

Wir wenden uns von der römischen Zeit zu den nächstfolgenden Jahrhunderten. Schon der erste Blick auf die reichen, in Art und Zusammensetzung neuen Fundgruppen aus Gräbern und Mooren zeigt, welch grosse Veränderungen stattgefunden haben. Die Feder vermag nur langsam und stückweise die neuen Züge nachzuweisen; doch ist sie dafür im Stande, die Erklärung der grossen Probleme wie der Einzelheiten, die das Auge nicht unmittelbar findet, zu geben.*

Es war die Zeit der Völkerwanderung, vom dritten bis zum fünften Jahrhundert. Germanen und Römer rangen miteinander auf Tod und Leben. Die Germanen drangen über die Grenzen des römischen Reiches, beugten sich aber auch als Sieger vor der alten Kultur. Die Kulturzustände Dänemarks in diesen Jahrhunderten entsprechen der Lage des Landes, das einerseits von den Kämpfen nicht berührt wurde, anderseits doch dem weltgeschichtlichen Schauplatze so nahe lag, dass die zwei

* Literatur über die in Abschnitt VI—VII behandelten Altertümer verzeichnet Sophus Müller, Système préhistorique.

bestimmenden Mächte der Zeit, die altklassische und die germanische Kultur, sich in eigentümlicher Verquickung geltend machen konnten.

Sehr bezeichnend ist, dass erst jetzt fremde Münzen in den Norden kommen, dafür aber in bedeutender Menge. Kein dänischer Fund aus der römischen Periode oder aus älteren Zeiten enthielt Münzen.* Man hat zwar in Dänemark 1 griechische Münze, 2 römische aus der Zeit der Republik und 17 aus dem 1. Jhd. n. Chr. gefunden, doch diese sind zum grössten Teile gewiss erst lange nach dem Jahre ihrer Prägung im Gefolge jüngerer Münzen in den Norden gelangt. Dagegen strömten die römischen Silbermünzen des 2. Jhds., die Denare, reichlich zu, doch nimmt der Zufluss im letzten Dezennium des Jahrhunderts ab; aus dem Beginne des nächsten Jhds. liegen nur wenige vor; das Todesjahr des Alexander Severus, 235 n. Chr., bildet eine deutliche Grenze; fast kein Denar jüngeren Gepräges liegt vor. Der Grund dieser auffälligen Erscheinung wird später besprochen werden. Aus diesem ganzen Zeitraum fand man nur 3 Goldmünzen und sehr wenige Bronzemünzen; dagegen liegen Goldmünzen aus der folgenden Zeit bis zum Beginne des 6. Jhds. in ziemlich bedeutender Anzahl vor.

In Skandinavien sind bis jetzt 5540 Denare eingesammelt worden, doch nur 1060 davon auf dem gegenwärtigen dänischen Gebiete, und fast die Hälfte dieser letzteren Zahl stammt aus Bornholm. Die Insel Gotland allein hat 3748 beigesteuert. Man darf wohl annehmen, dass diese Ungleichheit der Verteilung auf der Verschiedenheit der Handelsbeziehungen beruht. Diese beiden Inseln liegen in östlicher Richtung vor der Mündung der Weichsel, welche gewiss ein Hauptverkehrsweg nach dem Süden war; wahrscheinlich betrieben sie in dieser Periode eine ausgedehnte Schiffahrt und sind dadurch zu Reichtum gekommen. In Norwegen hat man nur 5 Denare gefunden; dieses Land lag somit wesentlich ausserhalb der regelmässigen Verbindungen.

Doch war diese römische Münze nur Metall, das man auf Wagschalen abwog — solche liegen in einzelnen Funden vor — oder kursierte sie auch als Bezahlungsmittel von Hand zu Hand? Nächst der weiter unten besprochenen Einführung der Buchstabenschrift würde dies das beste Zeugnis für die Bedeutung

* P. Hauberg, Aarb. f. nord. Oldkynd., 1894, 325.

des römischen Einflusses sein. Verschiedene Umstände deuten darauf hin. Nicht selten sind grosse Münzfunde gemacht worden; 1782 wurden bei Slagelse 428 Denare ausgegraben; 1893 fand man 255 Denare auf Bornholm — um hier nur den (soweit bekannt) ältesten und den jüngsten Fund anzuführen; auf Gotland wurden 1500 Stück beisammen gefunden. Solche Funde müssen als wirkliche Geldvorräte aufgefasst werden. Diese Schätze enthalten ausschliesslich gemünztes Silber, nicht aber verschmolzene Barren oder Bruchstücke von Schmucksachen u. ä., wie es in Zeiten der Fall ist, in denen das Metall nach dem Gewicht abgeschätzt wurde. Auch die zahlreichen einzeln gefundenen Münzen sprechen für ihre Anwendung als Geld; als Münze kursierend konnten sie leicht einzeln verloren gehen. Endlich sind die im Norden gefundenen Denare durchwegs sehr stark abgegriffen.

Der Import römischer Waren macht sich neben der jetzt reichlicheren heimischen Industrie in den Funden weit weniger geltend als früher, hat aber an und für sich keinen geringeren Umfang. Am auffälligsten sind noch immer die römischen Bronzegefässe, die in ca. 100 Exemplaren vorliegen. Doch die alten Formen sind nicht mehr zu treffen; der edle Stil und die solide Arbeit sind verschwunden. Man vergleiche die Schöpfgefässe mit dazu gehörigem Sieb, von denen ein Exemplar in Abb. 49 reproduziert ist, mit den auf S. 53 besprochenenen älteren Gefässen von ähnlicher Form: an Stelle des schweren Metalls, des schön geformten Griffes, des dicken Mündungsrandes und der tief eingedrechselten Kreise sind nun dünn getriebene Bronze, ein flüchtig ausgeführter Griff, ein schmächtiger Rand und schwach eingeschlagene Kreise unter dem Boden getreten. Derlei Gefässe, Schöpfgefäss und Sieb immer beisammen, mit ganz gleichem Griff, dessen Seiten vorspringende Fortsätze aufweisen, liegen in mehr als 30 Grabfunden vor. Keines ist gleich den älteren mit einem Namen bezeichnet. Lag es nicht mehr im Interesse des Fabrikanten, diese minderwertigen Waren zu stempeln, oder waren es hauptsächlich Exportwaren, bestimmt für fernwohnende Barbaren, für die ein römischer Name doch bedeutungslos war?

Ausserhalb des römischen Reiches waren solche Waren stark begehrt, und die Ausfuhr muss gleichmässig und ununterbrochen vor sich gegangen sein. Die erwähnten Schöpfgefässe sind in ganz Deutschland sehr zahlreich gefunden worden. Das

gleiche gilt von den Gefässen anderer Formen, die im Norden zu den am häufigsten vorkommenden Formen gehören. Von den zierlichen Eimern (Abb. 48) liegen aus Dänemark 15 Exemplare vor, zum Teil in etwas älteren Funden. Der grosse Eimer mit glatten Seiten und hohlem Fuss (Abb. 49) liegt in gleicher Anzahl vor; bei den älteren und besser geformten Exemplaren ist der Henkel rund und quergerieft, bei den jüngeren und minderwertigen dagegen flach. Andere Eimerformen sowie verschiedene grosse Schüsseln und Schalen sind weniger zahlreich vertreten oder liegen gar nur in einem Exemplar vor.

Unter den eingeführten Sachen treten jetzt Glaswaren stark hervor. Aus der römischen Periode liegen nur zwei Schalen vor (S. 66), aus der Völkerwanderungszeit dagegen im ganzen 45 ganz oder fast vollständig erhaltene Glassgefässe, abgesehen von Bruchstücken zahlreicher anderer, namentlich solcher, die auf dem Scheiterhaufen geschmolzen sind. Die Glasfabrikation war im römischen Reiche allgemein geworden, das Verlangen nach dem Besitze dieser Luxusgegenstände bei den Nachbarvölkern gestiegen, und die Verbindungen hatten sich nach und nach gefestigt — diese Bedingungen bilden die Voraussetzung für die Zufuhr so vieler feiner und zerbrechlicher Sachen. Ein grosses, 14,4 cm hohes Glas z. B. ist papierdünn. Kleinere Schalen aus wasserklarem Glase mit gemalten Darstellungen müssen kostbar gewesen sein, da ihnen die künstlerisch ausgeführten Bilder und die schwierige polychrome Herstellung Wert verliehen. In Dänemark sind verschiedene solche Schalen zum Vorschein gekommen, alle in seeländischen Gräbern.

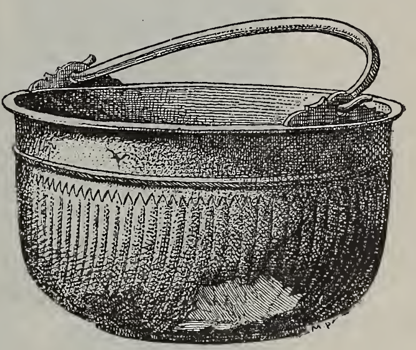


Abb. 48. Eimer. Aarb. 1873. 1/4.

Zwei solche Schalen befanden sich in dem unten (Abschn. VII) besprochenen Funde von Nordrup bei Ringsted (Abb. 50); drei fand man im Jahre 1861 bei Varpelev (Stevns); drei andere wurden 1870 aus Thorslunde bei Roskilde eingeliefert, und eine enthielt ein reicher Fund, der 1894 bei Himlingöie in der Nähe von Vallö ausgegraben wurde.

Die Farben haben sich gut erhalten und gewiss keine wesentliche Veränderung erlitten. Die Darstellungen zeigen oft

Scenen aus Circusspielen; man sieht gegen einander gehetzte Tiere oder zwei Gladiatoren vor einer Wasserorgel, welche ihren Kampf mit Spiel begleitet. Andere zeigen Tierbilder, Vögel, Löwen u. s. w. in verschiedener Zusammenstellung. Der Stil ist nicht immer gleich, und unzweifelhaft stammen diese Gläser aus verschiedenen Fabriken; doch in welchem Teile des römischen Reiches diese lagen, ist ganz unentscheidbar. Aus dem Auslande kennt man nur vereinzelte ähnliche Gläser, die in Frankreich und Nordafrika zum Vorschein gekommen sind.

Ein Unicum ist ein schönes dunkelblaues Glas, bedeckt



Abb. 49. Römische und nordische Gefässe aus dänischen Funden. $^1/_6$.

mit Blattwerk und Perlenstäben in durchbrochenem Silber. Unter der Einfassung des Randes steht eine griechische Inschrift »Glück auf!«, ein auf Trinkgefässen allgemein vorkommender Gruss; in etwas abweichender Form ist er auf einem anderen Glasgefässe eingeschliffen. Eine dritte griechische Inschrift — eine magische Formel — ist in eine grosse geschliffene Krystallkugel aus einem fünischen Funde eingraviert. Dagegen sind auch aus dem Auslande wohl bekannt die schmalen Becher mit Fuss und die kleinen vasenförmigen Gefässe aus schwach grünlichem Glas, worauf weisse und blaue Glasfäden in gewundenem Muster angeschmolzen sind. Drei Gläser haben die Form grosser krummer Hörner; ganz ähnliche kennt man aus den Rheingegenden. Gläser

mit eingeschliffenen Ovalen, von denen zwei schon aus dem Beginne der Völkerwanderungszeit vorliegen, gehören zu einer sowohl in nordischen wie in fremden Funden reich vertretenen Klasse, doch sind sie meist aus grünlichem Glas, von minderwertiger Arbeit und fallen meist in den Schluss der Periode oder die unmittelbar darauf folgende Zeit. Im ganzen zeigen Verschiedenheiten der Form und Fabrikation, dass diese Gefässe nicht ganz gleichzeitig sind und aus verschiedenen Werkstätten stammen.

Sehr zahlreich findet man eingeführte Glasperlen, die in der vorigen Periode noch selten waren (S. 54). Sowohl die Häufigkeit der Funde als die Menge der in einem Grabe enthaltenen Perlen nimmt im Laufe der Periode merkbar zu. Ein Frauengrab bei Nyrup, Odsherred, vom Schlusse der Völkerwanderungszeit, enthielt 734 Glasperlen und ausserdem noch 484 Bernsteinperlen. Die Glasperlen müssen ein für die römische Industrie sehr einträglicher Exportartikel gewesen sein; auch später, in der nachrömischen Zeit, blieb die Vorliebe für diesen Schmuck ebenso gross, ja sie nahm sogar noch zu. Aus Bornholm liegen nach E. Vedels Zählungen gegen 1000 Glasperlen aus der Völkerwanderungszeit und ca. 4000 aus der nachrömischen Zeit vor. Tausende und aber tausende von Exemplaren sind innerhalb und ausserhalb der römischen Reichsgrenzen, vom Kaukasus bis England, gefunden worden. Form,

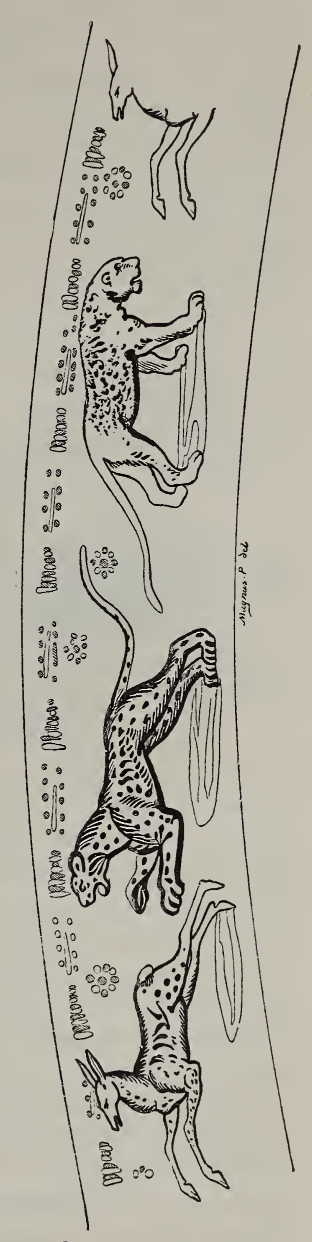


Abb. 50. Darstellungen auf einem bemalten römischen Glas. Nord. Fortidsm. I.

Farbe und Zeichnung wechseln mit der Zeit; doch die überwältigende Menge und die zahlreichen Variationen haben bis jetzt eine genauere Klassifikation erschwert. Sie scheinen sämtlich aus Fabriken auf klassischem Boden hervorgegangen zu sein, jedenfalls steht dies für die Völkerwanderungszeit fest. Später können zwar in den neuen germanischen Reichen Glasperlen erzeugt worden sein, doch sind alle im Norden gefundenen unzweifelhaft eingeführt. Ganz gleiche Variationen trifft man im Auslande, oft in sehr entlegenen Gegenden.

Die Perlen bildeten im Norden ausschliesslich Frauenschmuck. Meist wurden sie an Halsbändern getragen, bisweilen aber beweist ihre Lage im Grabe, dass sie um das Handgelenk oder im Haare angebracht waren. Dass sie dem Zeitgeschmack zusagten, ist leicht begreiflich. Sie waren ja wirklich hübsch und





Abb. 51. Römische Glasperlen. $^1/_1$.

empfahlen sich ausserdem durch Billigkeit der steigernden Lust an Schmuck und Pracht. Die Farben sind sehr abwechselnd, bald matt, bald durchscheinend; oft trifft man bunte Zusammenstellungen und schöne Muster. Viele Perlen sind aus Millefioriglas, wie es noch heute nach alter Art in Italien fabriziert wird, hergestellt. Man bildete Stangen, in denen verschiedenfarbige Fäden bündelweise vereinigt waren, oder die aus dünnen Stiften oder Röhrchen bestanden, die mit verschiedenfarbigen Schichten überschmolzen wurden. Die Stangen wurden quer geteilt und die dadurch entstandenen Platten, die alle die gleiche Zeichnung aufwiesen, wurden halb geschmolzen und zu Perlen gerollt oder mit anderen zu grösseren Kugeln vereinigt. Abb. 51 zeigt einige Exemplare solcher Millefioriperlen; die grösste ist aus Platten hergestellt, die aus zwei verschiedenen Stangen ausgebrochen sind, von denen die eine durch Verschmelzung feiner Fäden, die andere aus konzentrischen Schichten hergestellt ist.

Neben diesen Sachen, mit denen der römische Fabrikant

in dieser Periode den Norden regelmässig versah, fand vieles andere seinen Weg dorthin mehr zufällig. Die grossen Moorfunde (Abschn. VIII) zeigen, wie häufig römische Waffenstücke, Helm, Schwert und Schild, von Kriegern getragen wurden. Häufig sind auch Luxussachen, wie runde Glassteine zum Brettspiel, unten flach und nach oben leicht gewölbt, weiss und schwarz, oder (selten) aus Millefioriglas, ferner ärmliche Zierate und allerhand Kleinigkeiten. Nur selten dagegen erhielt man Sachen von Wertmetall, so einzelne Fingerringe von Gold und etliche Schmucknadeln von Gold und Silber. Einzeln und an verschiedenen Stellen sind römische Bronzestatuetten gefunden worden, meist Götterbilder, Mars, Jupiter, Venus und Lar; sie stammen hauptsächlich aus dieser Periode.

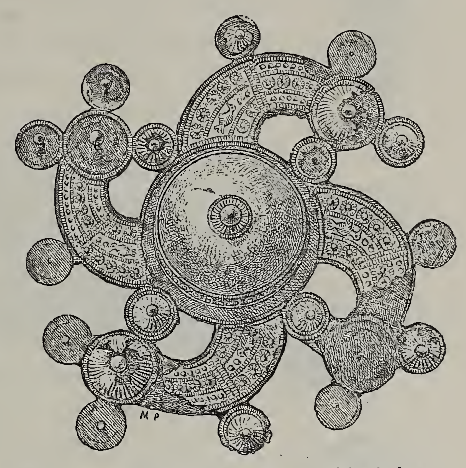


Abb. 52. Spange mit gepresster Silberbelegung. Aarb. 1877. $^2/_3$.

Was man von der römischen Industrie erhielt, war somit nicht wenig; aber diese selbst war anders geworden als früher. Alle diese Sachen haben ein eigenes, mattes und charakterloses Gepräge. Sie sind oft recht fein und zierlich, aber schwach und schlapp in Form und Ornamentik. Die technische Fertigkeit ist zwar nicht gesunken, aber eine hastige und fabriksmässige Abglättung ist an die Stelle der früheren soliden Arbeit getreten.

Ganz dasselbe Gepräge hat die heimische Industrie. Viele von den nordischen Arbeiten sind so dünn und zerbrechlich, dass sie kaum zu praktischem Gebrauch geeignet scheinen. Die Randbeschläge der in den Mooren gefundenen Schilde können selbst aus einem so weichen Metall wie Silber und so dünn sein, dass ein Kind sie zwischen den Fingern verbiegen kann. Silberblech, nicht viel dicker als Papier und daher rasch der Durchreibung ausgesetzt, bedeckt den Holzgriff des Schwertes und die Bronzebeschläge des Zaumzeugs. Die Schildbretter, die Hieb und Stich abwehren sollten, sind nicht dicker als die Wände

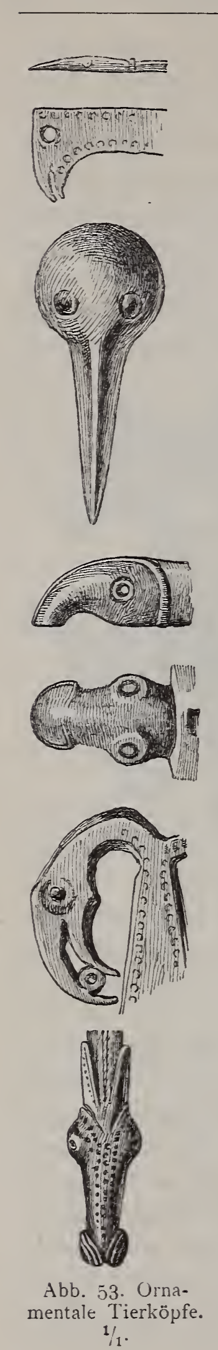


Abb. 53. Ornamentale Tierköpfe. 1/1.

einer Cigarrenschachtel, und die Dauben der Holzeimer sind ebenso dünn abgehobelt. Nieten und Nägel, die Waffenteile und Gebrauchsgegenstände zusammenhielten, sind oft nicht stärker als eine Stecknadel. Eine merkwürdige Verfeinerung tritt überall zu Tage, doppelt auffällig, wenn man die schweren und soliden Sachen aus der vorhergehenden und der folgenden Periode zum Vergleiche heranzieht. Dies beruht gewiss ausschliesslich darauf, dass die verfallende römische Industrie den Barbaren zur Richtschnur diente.

Die Formen und Ornamente sind so verfeinert und abgeglättet, dass man fast in Verlegenheit gerät, wenn man bestimmte Züge nachweisen soll. Leicht vertiefte Linien, Kreise, Halbbogen, Tremolierstiche bilden eine nette, aber flüchtige Dekoration. Ganz dünn ausgehämmerte Platten von Silber und Gold geben Waffenteilen, Pferdegeschirr, Trinkgefässen und Schmucksachen eine blank glänzende, aber sehr unsolide Oberfläche. In diese dünne Metallbelegung sind rasch und flüchtig allerhand Ornamente, Rosetten, Perlenstäbe und geflochtene Bänder eingepresst; feine eng neben einander angebrachte Stifte mit kleinen runden, vorstehenden Köpfen verbinden die Belegung mit der Unterlage (Abb. 52). So wurde die feine Filigran- und gekörnte Arbeit, welche in der römischen Zeit so vortrefflich ausgeführt worden war, nachgeahmt und ersetzt. Die gepressten Ornamente waren leichter herzustellen und billiger, und erzielten bei oberflächlicher Betrachtung eine ähnliche Wirkung wie die ältere und bessere Technik.

Besonders interessant ist ein anderes Stilelement, das allerdings niemals besonders hervortritt und oft nur bei genauerer Betrachtung wahrnehmbar ist. Einmal aufmerksam geworden, wird man gleichwohl die vielen

kleinen Tierköpfe an allen Arten von Objekten, sporadischer in den Grabfunden, aber ganz besonders häufig in den grossen Moorfunden, nicht mehr übersehen (Abb. 53)*. Sie sind ganz eigenartig. Oft sind sie so defekt, so mangelhaft mit Details ausgestattet, dass man fast Bedenken trägt, sie Tierköpfe zu nennen, und selbst bei voller Ausführung sind sie so wenig naturähnlich, dass man gar nicht entscheiden kann, welche Tiere damit gemeint sein sollen. Und doch sind diese Bilder nicht schlecht und nachlässig gearbeitet; im Gegenteil ist die Zeichnung stets fein und scharf, und die Modellierung zeigt die ganze Sorgfalt eines neu aufkommenden Kunststils. Man könnte sagen, es seien die allerersten Versuche, Bilder dieser Art herzustellen. Damit hängt sicherlich zusammen, dass die Tierköpfe nur an

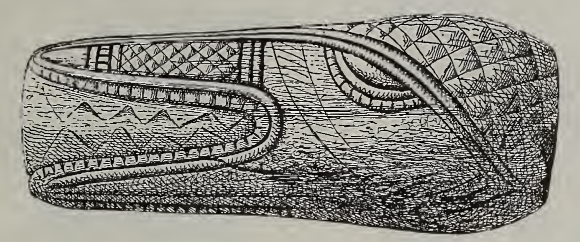


Abb. 54. Stilisierter Tierkopf. Aarb. 1867. $^1/_1$.

bestimmten Stellen erscheinen, nie auf grösseren Flächen, sondern nur an Spitzen und Fortsätzen, Ecken und Enden oder auf kleinen begrenzten Feldern. Alle diese Partien kommen ausserdem sowohl mit Tierköpfen als ohne diese Verzierung vor, und es lassen sich alle Übergänge von dem kaum angedeuteten Kopf bis zur vollständigeren Form in hohem Relief verfolgen. Längliche Felder und Abschlüsse stehen noch leer, andere haben mit ein paar Kreisen Augen erhalten; der gekrümmte Fortsatz ist gespalten und der Nagel, mit dem er an der Unterlage befestigt ist, dient als Auge; die zugespitzten Enden sind zu Köpfen verwandelt, indem zwei Punkte die Augen bilden und der abschliessende Knopf die Schnauze vorstellt. Hier kann man am deutlichsten sehen, dass die Tierköpfe auf ornamentalem Wege, durch Umbildung einer bereits gegebenen Form, entstanden sind (vgl. Bd. I, S. 464).

* Sophus Müller, Die Tierornamentik im Norden (Deutsch von Mestorf), Hamburg 1881.

Und dieses lebende Ornament tritt überall hervor, wo die Form es zulässt, nicht blos auf gewissen Arten von Gegenständen, sondern wo immer nur ein Fortsatz oder eine Spitze sich findet, auf dem Schwertknauf, auf dem Mundblech, Seitenbeschlag und Ortband von Scheiden, auf Gebissen, Gefässhenkeln und Eimerbeschlägen, auf dem Fusse der Fibeln und dem Dorn der Riemenschnallen — überall in der von Ort und Raum bedingten Form. Es herrscht somit eine grosse Mannigfaltigkeit unter



Abb. 55. Nordischer ornamentaler Vogelkopf. Aarb. 1880. $^1/_1$.

Abb. 56. Römischer Greifenkopf. Engelhardt, Vimose-Fundet. $^2/_3$.

diesen neuen Geschöpfen, die erst mit dem Kopfe aus dem Boden ihrer Entstehung hervorlugen. Dennoch merkt man bereits in diesen Anfängen der neuen Kunstrichtung, dass festere Formen angestrebt werden, die gleichen, die in der folgenden Periode vollentwickelt auftreten. Man musste sich natürlich an gewisse, mehr entwickelte und ansprechende Züge halten und sie wiederholen. So entstand der lange Kopf mit einem Bande in der Mittellinie, an das sich die oval zugespitzten Augen schliessen, und mit einem Querband, das die Schnauzenpartie abgrenzt (Abb. 54); vielleicht dachte man dabei an einen Pferde-

kopf mit Riemen. Ein anderer Kopf, wieder in gewissem Grade an einen Pferdekopf erinnernd, ist durch die runden vorstehenden Augen und das grosse gespaltene Maul charakterisiert (Abb. 53, unten). Endlich ist ein Vogelkopf zu erwähnen, stets in Seitenansicht, mit stark gekrümmtem Schnabel, hinter dem Auge oft



Abb. 57. Tierfiguren. Aarb. 1880. 1/1.



Abb. 58. Ornamentaler Kopf. Aarb. 1867. 1/1.

mit einem nach unten zu verlängerten Bande, und mit einem an der Unterseite des Kopfes vorspringenden Winkel (Abb. 55).

Auch ganze Tierbilder trifft man in dieser Zeit, doch sehr selten. Bald ist nur die Vorderpartie ausgeführt, während der Hinterleib unbestimmt gehalten ist, bald sind es vollständige



Abb. 59. Tierfiguren, vollständige Menschenfigur und Masken. Mémoires 1866—71. 1/1.

Tiere, ein Vogel, ein Fisch oder ein Vierfüssler, immer in Seitenansicht und daher nur mit einem Vorder- und einem Hinterglied. Eine genauere Bestimmung der Tierart ist unmöglich, selbst bei den vollständigsten und am besten charakterisierten von allen Bildern (in Abb. 57). Wären die Bilder der Natur abgelauscht, würden sie Haustiere oder heilige Tiere, die gewöhnliche Jagdbeute oder die üblichen Opfer für die Götter vorstellen, so müsste man diese Tiere doch wohl zu erkennen im Stande sein.

Wären sie Geschöpfe der Phantasie und des Aberglaubens, so hätten sie eine festere Form annehmen müssen. Sie sind, gleich den verschiedenartigen Tierköpfen, Kunsterzeugnisse, dekorative Formen, denen überhaupt nur allgemeine Vorstellungen von Tieren zu Grunde liegen. Ihr Zweck ist, zu ornamentieren; sie sind ein Ausdruck eines halb unbewussten künstlerischen Dranges; Hand und Werkzeug des Arbeiters hat mehr Anteil an ihnen als sein Geist und Gedanke.

Eine solche Kunstrichtung musste aber auch die menschliche Figur in den Kreis ihrer Versuche ziehen. Bisweilen trifft man einen Kopf (Abb. 58) oder reihenweise angeordnete Masken; ein einziges mal ist eine vollständige Figur zwischen Tierbildern angebracht (Abb. 59). Alle diese Darstellungen sind in dünnen Silberplatten ausgeführt, oft vergoldet und auf Schmucksachen oder Gefässen angebracht; sie sollten gleich den Tiermotiven nur das Auge erfreuen. Eine wirkliche Bedeutung haben sie gewiss nicht. Anders dagegen steht es mit den zahlreichen komplizierten Darstellungen auf den Goldhörnern von Gallehus, die aus dem Schlusse dieser Periode herrühren (s. Abschn. IX.).

Spuren dieser Kunstbewegung, deren Äusserungen hier besprochen sind, lassen sich schon etwas früher nachweisen. In einem Funde aus dem Schlusse der römischen Periode liegt eine Reihe von Menschenköpfen vor, die in dünnem Silberblech getrieben sind, und sogar in älteren Funden trifft man vereinzelt ein Tierbild oder einen Kopf von der hier besprochenen Art; so zum Beispiel ist die viereckige Thonschale in Abb. 39 an den Ecken mit Tierköpfen dekoriert; auch an die Ochsenköpfe, die an der Spitze von Trinkhörnern so häufig vorkommen (s. S. 63), sei hier erinnert.

Der Anfang war also in der römischen Zeit gemacht worden, doch kam die Bewegung erst zur Völkerwanderungszeit in Fluss. Es ist gleichsam eine Wiederholung früherer Vorgänge. Schon zur älteren Bronzezeit wurden dekorative Pferdeköpfe verwendet, doch ausschliesslich am Schaft von Rasiermessern; erst in der späteren Bronzezeit kommen zahlreiche Köpfe zum Vorschein, teils von Vögeln, teils von Vierfüsslern, und dazwischen tauchen gegen Schluss der Periode auch vollständige Bilder von Vögeln, Fischen, Vierfüsslern und Menschen auf. In der Bronzezeit wie in der Eisenzeit wurden die Köpfe an Enden und Abschlüssen als rein ornamentale Elemente ohne besondere Bedeutung an-

gebracht (s. Bd. I, S. 382, 386, 393, 464, 476). Die Übereinstimmung dieser Phänomene ist ganz auffallend. Von einem direkten Zusammenhang zwischen der älteren und der jüngeren Gruppe kann keine Rede sein, da die Unterbrechung durch die vorrömische und römische Periode allzu lang und deutlich ist. Beide Figurengruppen scheinen selbständig der gleichen Ursache entsprungen zu sein, dem gleichen künstlerischen Drange, figürliche Darstellungen, insbesondere Tierbilder, auszuführen. In der Bronzezeit kam diese Bewegung nicht zu voller Entwicklung; sie wurde durch den starken Import von neuen Elementen in der älteren Eisenzeit abgebrochen. Zum zweiten male aber siegte die barbarische Kunst, da sie ungestört blieb, so dass sie in der nachrömischen Zeit ihre merkwürdige Vollendung erreichen konnte.

In einem besonderen Abschnitte (XI) soll gezeigt werden, wie diese ganze Kunstrichtung eigentlich aufzufassen ist. Hier möge nur hervorgehoben werden, dass es ein Missverständnis ist, wenn man ihr erstes Stadium in der Völkerwanderungszeit ausschliesslich auf Entlehnungen aus der römischen Kunst zurückführt und annimmt, dass die Tiermotive Kopien römischer Vorbilder seien.* Allerdings wurden in der griechisch-römischen Welt Tierköpfe nicht selten zum Abschluss und zur Dekoration von Löffeln und Kannen, von Stühlen und Tischen verwendet; wir treffen da eine ganze Tierreihe: Löwe, Schwan und Ente, Hund, Pferd, Esel, Widder; jedes plastische Tier musste seinen Kopf zur Dekoration hergeben. Aber ein Blick auf die oben abgebildeten nordischen Tierköpfe zeigt, dass sie unmöglich, wie man geglaubt hat, römische Löwen und Greifen wiedergeben sollen. Wie verschwindend gering die Ähnlichkeit ist, zeigt ein Vergleich zwischen dem römischen Greifenkopf von Bronze in Abb. 56 und dem nordischen, aus Holz geschnitzten Vogelkopf in Abb. 55, der von allen vorliegenden Bildern dem Greifenkopf am nächsten kommt. Beide Stücke stammen aus dem grossen Fund in dem Vi-Moor (*Vimose*) auf Fünen (s. Abschn. VIII); ersteres zierte einen Helmkamm, letzteres bildete den Griff eines Gefässes. Beide sind ganz gleichzeitig und sind in den Händen derselben Leute gewesen. Insofern könnten sie Vorbild und

* Sven Söderberg, Om Djurornamentikken under folkvandringstiden, Antiqv. tidskrift för Sverige, XI, 3.

Nachahmung sein; aber eine wirkliche verwandtschaftliche Ähnlichkeit bieten sie nicht. Sie sind einander nur ganz allgemein dadurch ähnlich, dass beide mit Zügen ausgestattet sind, die den kräftigen Raubvogelkopf kennzeichnen. Ebenso steht es mit allen anderen Figuren. Die nordischen Tiere sind ein eigenes barbarisches Geschlecht und stammen nicht aus der römischen Welt. Zugleich muss bemerkt werden, dass, wenn die Tiere römischen Vorbildern entlehnt wären, dasselbe von den Menschenbildern gelten müsste. Niemand wird jedoch im Stande sein, an diesen ein Detail zu finden, das aus der römischen Kunst abgeleitet sein könnte. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass die römische Kunst für die Entwicklung des nordischen Stils ganz bedeutungslos gewesen sei. Sie gab sicher Impulse, aber nicht Modelle. Tierköpfe, Masken und ganze Figuren auf den Gegenständen, die zu den Barbaren gelangten, können die Lust, etwas ähnliches zu schaffen, geweckt haben. Der Mut, ganze Figuren auszuführen, die Idee, sie auf dekorativen Bändern in einer Reihe anzubringen, kann aus römischen Bildern geschöpft sein. Im wesentlichen aber hat der nordische Künstler sich von Grund auf selbst beholfen; nach und nach hat er seine eigenen Kunstformen selbst geschaffen. Gerade weil sie somit wirklich sein Eigentum waren, hatten sie eine solche Lebenskraft, dass sie, in der nächsten Periode voll ausgebildet, bis in das 8. Jhd. beibehalten wurden.

Zweifel an dem nationalen Ursprung der bis jetzt besprochenen Bilder sind um so weniger berechtigt, als neben ihnen leicht erkennbare römische Darstellungen auftreten. Wenn auf einer vergoldeten Silberplatte im Moorfund von Thorsberg (Abb. 47) ein Hippokamp und ein Seebock erscheint, wenn die Goldhörner von Gallehus zwei Centauren zeigen, wenn auf einer mit Bildern bedeckten Schmuckplatte aus dem Thorsbergfund (Abb. 60) und auf dem Silberbecher von Nordrup (Abb. 49) Delphine zu sehen sind, wenn ein Raubvogel mit einem Fisch in den Klauen in vergoldetem Silber in einem Funde aus Schleswig und einem anderen aus Mecklenburg erscheint, so sind alle diese Bilder unzweifelhaft entlehnt. Sie können Darstellungen auf eingeführten Gegenständen nachgebildet sein. Aber die Zahl dieser römischen Darstellungen ist verschwindend klein im Vergleiche mit den heimischen Erzeugnissen; sie können nicht für alle andern Bilder, zu denen in der römischen Kunst kein

Seitenstück vorliegt, entscheidend sein, und beweisen zugleich durch ihren ganzen eigentümlichen Stil und die starke Umformung des römischen Motivs, dass in dieser Periode eine eigene barbarische Kunst existierte.

Fremde und übernommene Details ähnlicher Art trifft man ab und zu in der heimischen Industrie. Die frühere Übernahme einzelner römischer Züge hat keine Unterbrechung erfahren; gleichzeitig gab man Details wie das karniesartige Profil (S. 62) auf, die auch von den Römern selbst nicht mehr verwendet wurden. Sehr merkwürdig ist es, dass man Beispiele für nordische Nachahmungen des römischen dekorativen Blattwerkes nachweisen kann. Eine bei Schleswig gefundene Thonplatte zeigt unter Ornamenten barbarischen Gepräges zwei kreisförmig angeordnete Blattranken, innen Epheu und aussen Lorber (Abb. 61.) Sie entsprechen ganz dem gewöhnlichen stilisierten Blattwerk der römischen Kunst, doch ist es zweifellos, dass diese Thonplatte und einige andere ähnliche Stücke aus Schleswig und Holstein heimische Erzeugnisse sind.* Es sind grosse und schwere Platten, mit einer flachen, nicht ornamentierten, und einer gewölbten, mit eingedrückten Zeichnungen verzierten Seite, in deren Mitte sich ein schwerer Knopf befindet, der als Griff gedient hat. Man nimmt an, dass sie zur Bedeckung der Rauchöffnung im Hausdach gedient haben, was in der That sehr wahrscheinlich ist. Dieses Rankenwerk zeigt ein wirkliches Verständnis der Naturform.



Abb. 60. Delphin. 1/1.

Nicht dasselbe kann man dagegen von dem kleinen dreieckigen und fein gerippten Blatt sagen, das man hie und da auf Metallsachen eingeschlagen findet; doch weicht es nur unbedeutend von den eingedrückten Blättern ab, die auf römischen Thongefässen allgemein und in ähnlicher, reihenweiser Anordnung vorkommen; Abb. 62 zeigt das Ende eines schweren Goldringes, aus dem Moorfunde von Porskjær, mit diesem Ornament. In dem grossen Funde aus dem Vimoor bildet den Henkel eines Holzgefässes eine vorstehende Platte, unter der ein Ring angebracht ist (Abb. 63); dies ist eine ziemlich genaue Wiedergabe der bei römischen Metall- und Thongefässen allgemein vorkommenden Henkel. Ähnliche Details weisen andere Schalen

* Globus, Braunschweig 1895, LXVII, 233. Mitteilungen des Schlesw.-Holstein. Vereins, Heft 6.

aus dem gleichen Moorfund auf, deren nordische Herkunft nicht bezweifelt werden kann; Holzsachen sind aus dem römischen Reiche nicht eingeführt worden. Das gleiche gilt von Thonwaaren: nur eine einzige römische Thonschale ist im Norden gefunden worden. Aber auch an diesen Sachen trifft man Details, die auf die römische Industrie zurückzuführen sind. Gewisse drahtförmig aufgelegte Ornamente erinnern an die Glasbecher mit aufgeschmolzenen Fäden; ovale Vertiefungen in der Seite von Gefässen sind Nachahmungen der Gläser mit eingeschliffenen Ovalen; die beständig wiederkehrenden kreisförmig angeordneten Punkte um ein grösseres rundes Mittelfeld (Abb. 64) — ein nur in dieser Periode vorkommendes Ornament — sind unzweifelhaft eine Nachahmung der klassischen Rosette. Eine ganz entsprechende Figur ist auf gleichzeitigen römischen Sachen, z. B. den bemalten Glasgefässen (Abb. 52), allgemein und lässt sich durch viele Jahrhunderte zurück verfolgen.

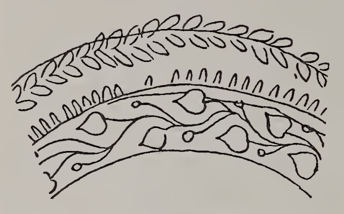


Abb. 61. Blattwerk auf einer Thonplatte. Globus 1895.

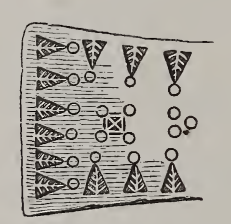


Abb 62. Detail eines Goldringes. Aarb. 1880. $^1/_1$.

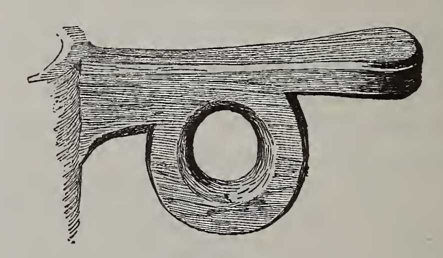


Abb. 63. Henkel eines Holzgefässes. $^1/_2$.

Die Aufzählung der entlehnten römischen Details im einzelnen soll nicht fortgesetzt werden; eine teilweise Besprechung war jedoch notwendig, damit klar werde, dass den figürlichen Ornamenten, denen römischer Ursprung nicht zuerkannt werden konnte, eine Reihe von Motiven gegenübersteht, deren fremder Ursprung unzweifelhaft ist. Wie gross der Einfluss der römischen Industrie im ganzen war, wird die Übersicht über die heimischen Erzeugnisse im nächsten Abschnitt zeigen; man wird aber auch erkennen, dass letztere keineswegs aller Selbständigkeit bar sind.

Das Fremde ist jetzt mit dem Heimischen ganz anders verschmolzen als früher, oft so vollständig, dass die verschiedenartigen Züge sich kaum absondern lassen. Indem man der Bewegung der römischen Industrie im Laufe der letzten Kaiserzeit folgte, emanzipierte man sich zugleich mehr und mehr von dem fremden Einfluss. Das nordische Handwerk errang nach und nach eine gewisse Eigentümlichkeit und fand den Boden, auf dem in der nachrömischen Periode weiter gebaut werden konnte.

Eine merkwürdige Parallele zu der ganzen Entwicklung auf dem Gebiete des Handwerks bietet die Einführung der Buchstabenschrift in den Norden.* In der vorigen Periode erscheinen die ersten Inschriften; doch diese sind römisch in Inhalt und Form. In dieser Periode aber hat man sich die fremden Schriftzeichen angeeignet, wie sie nach den Bedürfnissen der germanischen Hand umgebildet waren, und bedient sich der heimischen Sprache; später endlich schreibt der Nordländer seine eigenen Runen, die von denen der anderen germanischen Stämme abweichen.

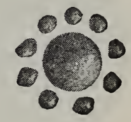


Abb. 64. Rosettenornament. 1/1.

Die ältesten Runeninschriften erscheinen namentlich in den grossen Moorfunden (Abschn. VIII). Drei Gegenstände aus dem Vimoor, ein Holzhobel, ein Beinkamm und eine Riemenschnalle, ferner eine Schildbuckel und ein Ortband von Thorsbjerg tragen Runeninschriften; mehrere Pfeilschäfte aus dem Nydamfunde weisen Runenzeichen auf, und aus Kragehul liegt eine fragmentarische Inschrift auf einem Messerschaft und die längste erhaltene Runeninschrift auf einer Speerstange vor. In den gleichzeitigen Grabfunden hat man auf einer Silberspange aus Himlingöie bei Vallö eine Runeninschrift getroffen. Dazu kommen ein grosser Halsring von Gold aus Straarup südlich von Kolding, das jetzt verlorene Goldhorn von Gallehus und die s. g. Goldbrakteaten aus der nachrömischen Zeit; diese Objekte werden weiter unten besprochen werden.

Der aus Dänemark vorliegende Stoff dieser Art ist somit nicht sehr bedeutend und seine Erklärung mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Die meisten davon sind jedoch gegenwärtig behoben, namentlich durch die Untersuchungen der Sprach-

* Prof. L. Wimmer hat diesem Buche das Interesse erwiesen, den folgenden runologischen Abschnitt durchzusehen.

forscher Sophus Bugge und Ludvig F. A. Wimmer. Wie letzterer in seinem Werke »Die Runenschrift« (Berlin 1887) nachgewiesen hat, sind diese ältesten Inschriften in einem gemeingermanischen Alphabet geschrieben, aus dem die jüngere, ausschliesslich nordische Runenreihe der Vikingerzeit abgeleitet ist. Aus Norwegen und Schweden kennt man eine Reihe von Inschriften in diesen älteren Runen auf Stein, während Dänemark in dieser Periode noch keine Runensteine aufzuweisen hat; aus England liegen einige Inschriften in den gleichen Runenzeichen vor, und vom Festlande kennt man im ganzen 15 Inschriften auf Schmucksachen und Waffen, die in Nord-, West- und Süddeutschland, in Wolhynien, Rumänien und Ungarn, sowie in Burgund sporadisch gefunden worden sind. Die Runenzeichen sind im wesentlichen überall gleich; die Sprache aber ist verschieden, gotisch, deutsch, angelsächsisch, in Skandinavien nordisch und zwar im grossen ganzen in allen drei skandinavischen Ländern gleichartig. Nach Wimmer ist diese gemeinsame Buchstabenschrift der germanischen Völker frühestens am Schlusse des zweiten oder Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. bei einem der südlich wohnenden germanischen Stämme ausgebildet worden und hat sich allmählich nach allen Seiten verbreitet.



Abb. 65. Goldbrakteat von Vadstena. Aarb. 1874. $^1/_1$.

Die Runen sind kein neugebildetes Alphabet, sondern Nachahmungen der römischen Buchstabenreihe in der Form der ersten Kaiserzeit. Die Abweichungen sind namentlich dadurch entstanden, dass man die Runen in Holz schnitt und daher in Rücksicht auf die Struktur des Holzes gebogene und rechtwinklig zusammenstossende Linien möglichst vermeiden musste. Noch erinnern die Worte »Buchstab« und »Buch« an diese älteste Schrift auf Holz-(Buchen-)tafeln; solche werden auch ausdrücklich erwähnt, am Schlusse des 6. Jhds. von einem Bischof in Poitiers, Venantius Fortunatus, und ca. 600 Jahre später von Saxo Grammaticus.

Das Runenalphabet selbst ist in drei alten, für das Runenstudium höchst wichtigen Inschriften erhalten, auf einem Goldbrakteat von Vadstena (Schweden), wo die Zeichen längs des

Randes in verkehrter Stellung angebracht und von rechts nach links geordnet sind (Abb. 65; Beginn bei der 9. Rune links), auf einer Spange von Charnay (Burgund), und auf einem grossen Messer, das in der Themse bei London gefunden wurde. Ferner findet man die Runenreihe in mehreren englischen Manuskripten aus dem 9.—11. Jhd., die auch den Schlüssel zur Bedeutung der Zeichen enthalten, da diese von den entsprechenden römischen Buchstaben und von ihren alten besonderen Namen begleitet sind. Es waren 24 Runenzeichen, anders geordnet als die Buchstaben des römischen Alphabets, und eingeteilt in drei Gruppen von je 8 Buchstaben. Nach dem Lautwert der Runen in der ersten Gruppe nennt man dieses Alphabet oft Futhark (s. u.).

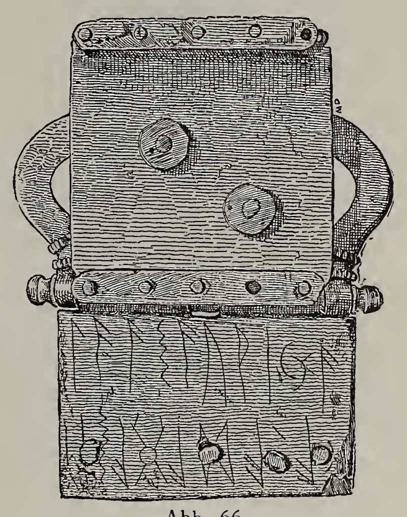


Abb. 66.
Riemenschnalle aus dem Vimoor.
Aarb. 1874. $^1/_1$.

Die Inschriften sind gewöhnlich kurz. Trennungszeichen zwischen den Wörtern sind selten. Die Zeichen sind scharf und spitz in Metall oder Holz eingeritzt, wie Abb. 66 mit der noch nicht gedeuteten Inschrift auf der Rückseite einer Riemenschnalle aus dem Vimoor zeigt. Der Inhalt besteht gewöhnlich nur in einem Namen, einer magischen Formel oder ähnl. Beispielsweise sei angeführt, dass auf dem Goldring von Straarup und auf der Spange von Himlingöie zwei Frauen-

ᚠ ᚢ ᚦ ᚨ ᚱ ᚲ ᚷ ᚹ : ᚺ ᚾ ᛁ ᛃ ᛇ ᛈ ᛉ ᛊ : ᛏ ᛒ ᛖ ᛗ ᛚ ᛜ ᛟ ᛞ
f u þ a r k ȝ w   h n i j - p z s   t ƀ e m l ng o đ

Das älteste gemeingermanische Runenalphabet, nach L. Wimmer, Die Runenschrift S. 139.

namen zu lesen sind: *Leþro* und *Hariso*. Umfangreicher ist die Inschrift auf dem Goldhorn von Gallehus: *Ek HlewaȝastiR HoltingaR horna tawido* — »Ich Hlégestr aus Holt (oder: Holte's Sohn) machte das Horn.«

Die grosse Bedeutung dieser Inschriften liegt darin, dass sie uns die nordische Sprache aus einer Zeit erhalten haben, die viele

Jahrhunderte vor den ersten nordischen Pergamenthandschriften liegt, und sie in einer Ursprünglichkeit der Form zeigen, die von keinem anderen Sprachdenkmal erreicht wird. Von da an lässt sich die Entwicklung der Sprache mit Hilfe der jüngeren Inschriften bis in die historische Zeit Schritt für Schritt verfolgen.

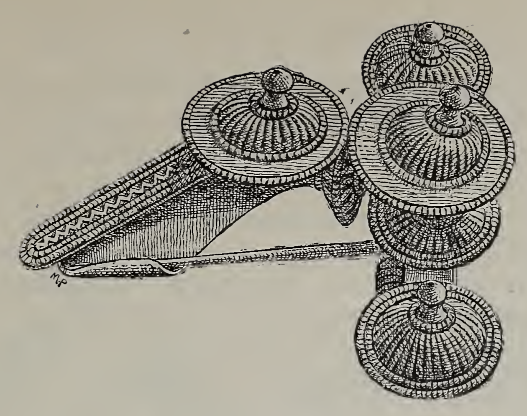


Abb. 67. Fibel von nordischer Form. $^1/_1$. Siehe S. 104.

VII. DIE GRABFUNDE AUS DER VÖLKERWANDERUNGSZEIT.

Das Frauengrab von Nordrup. — Fibeln. — Kämme. — Männergräber von Nordrup. — Thongefässe. — Brettspiel. — Frauenschmuck. — Holzeimer mit Bronzebeschlägen. — Holzgefässe und Silberbecher. — Hals- und Armringe. — Goldene Fingerringe. — Zusammensetzung der Grabausstattung. — Die Bestattungsarten in den verschiedenen Landschaften. — Archäologische Zeitbestimmung. — Datierung mit Hilfe von Münzen.

Bei Betrachtung der zahlreichen heimischen Arbeiten aus dieser Periode hält man sich am besten an den Zusammenhang, in welchem sie vorliegen, an die Funde. Bei ihrer Aufdeckung in Gräbern oder Mooren gehen die Altertümer sozusagen unmittelbar aus der Vorzeit in die Hand des Forschers über: wir erblicken sie gewissermassen in Gebrauch und an ihrem Platze. Wir lernen sie dabei zwar nur langsam, Stück für Stück kennen; aber wir verstehen sie besser als Glieder der grossen Kulturgesamtheit, und diesem Vorteile opfert man gerne die bequemere Übersichtlichkeit, die eine systematische Zusammenfassung der verschiedenen Altertümer nach den Hauptarten gewährt. Eine gewisse Stoffeinteilung ergibt sich übrigens auch auf dem hier eingeschlagenen Wege, da die Moorfunde, deren Betrachtung der folgende Abschnitt gewidmet ist, haupt-

sächlich Waffen, Pferdegeschirr und Werkzeug bieten, während die Grabfunde, denen wir uns zuerst zuwenden, vornehmlich Schmucksachen, kleinere Gerätschaften und Gefässe enthalten.

Am besten untersucht ist der Begräbnisplatz von Nordrup, eine Meile südöstlich von Ringsted (Seeland), in dessen Umgebung zahlreiche Funde aus dieser Periode gemacht worden sind.* Die Fundstelle war eine flache, sanft ansteigende Feldmark, und kein Anzeichen verriet, dass hier im Altertum Gräber angelegt worden waren. Dies gilt auch von allen anderen Plätzen; man stösst bloss zufällig auf diese Gräber, und nur ihrem merkwürdigen Inhalt ist es zu verdanken, dass so viele von ihnen beachtet wurden und genauer untersucht werden konnten. Sie werden namentlich beim Kiesgraben entdeckt, da man bei gewöhnlichen Feldarbeiten nicht auf die oft tiefliegenden Gräber stösst. Übrigens scheint man vorzugsweise Kieslager, oft solche, die etwas ansteigen, wenn auch keineswegs immer eigentliche Hügel, zu Grabstätten gewählt zu haben, vermutlich weil derartige Strecken damals noch unkultiviert waren.

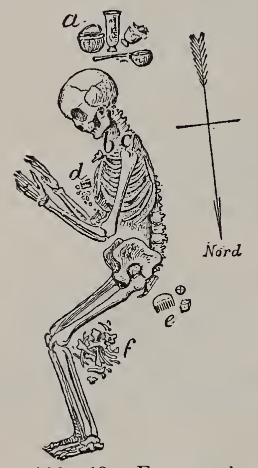


Abb. 68. Frauengrab bei Nordrup. Aarb. 1875.

Man hatte bereits früher Skelette auf diesem Platze gefunden; doch erst im J. 1873 traf man ein reicher ausgestattetes Grab (Abb. 68).

Das Skelett lag 4 Fuss tief, auf der rechten Seite, mit zusammengezogenen Gliedmaassen. Oberhalb des Kopfes (*a*) stand eine Gruppe römischer Gefässe von der oben besprochenen Art, bestehend aus einem gerieften Bronzeeimer wie in Abb. 48, einem Schöpfgefäss mit eingesetztem Sieb (s. Abb. 49), und zwei Glasbechern mit aufgeschmolzenen blauen und weissen Fäden. An der Brust (*d*) lag ein Häufchen von 25 Glasperlen und ein kleines eimerförmiges Ziergehänge (s. S. 113), am Halse ein grosser hakenkreuzförmiger Silberschmuck (wie in Abb. 52) und eine kleine Silberfibel (Abb. 69).

Gleiche und ähnliche Fibeln kennt man aus zahlreichen Gräbern in allen Teilen des Landes, wie überhaupt die Bügelnadel in dieser Periode eben so häufig oder noch allgemeiner verbreitet ist als in der vorhergehenden Zeit. Doch die Formen haben sich verändert. Bei den Römern und den südgermanischen Stämmen hatte die fortgesetzte Produktion zu anderen Formen

* Henry Petersen in Nordiske Fortidsminder I.

geführt, die den Geschmack der neuen Zeit besser befriedigten. Doch wurde nur das Äussere verändert; die Konstruktion blieb wie früher: ein gewölbter Bügel, Spiralwindung mit Nadel und eine Scheide für die Spitze der Nadel. In Skandinavien hielt man mit der allgemeinen Entwicklung Schritt. Die neuen auf

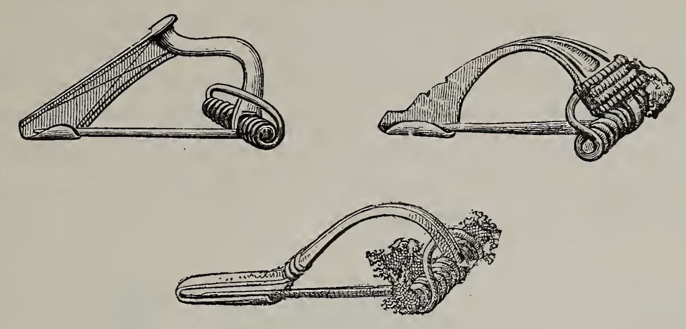


Abb. 69—71. Fibeln. Aarb. 1875, 1877, 1872, 1/1.

römischem oder südgermanischem Boden entstandenen Modelle wurden bald zugeführt, nachgeahmt und eigentümlich umgeformt. Zahlreiche Fibeln sind somit gewiss von fremder Arbeit; wesent-

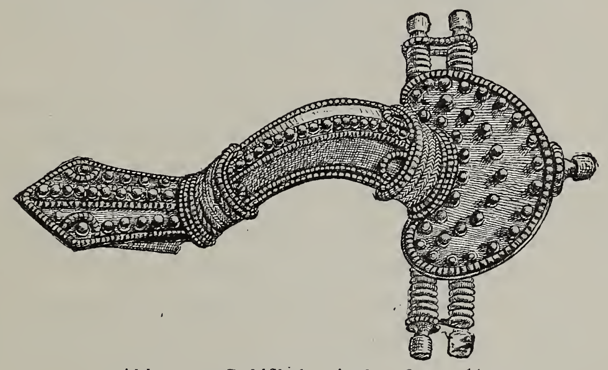


Abb. 72. Goldfibel. Aarb. 1877. 1/1.

lich gleiche Formen trifft man bis nach den Rhein- und Donaugegenden, einige sogar im Inneren des römischen Reiches. Die Hauptmasse aber ist sicherlich im Norden verfertigt; dass die Skandinavier im Stande waren, Sachen von dieser Art selbst zu verfertigen, geht mit zwingender Beweiskraft daraus hervor, dass mehrere Formen, und zwar gerade die am reichsten ausgestatteten,

nur im Norden anzutreffen sind. Die Fibeln variieren natürlich sehr stark, da durch die nunmehr sehr ausgedehnten Verbindungen dem Norden Modelle aus den verschiedensten Gegenden zugeführt wurden.

Eine eigene Gruppe hat eine tief herabhängende Nadelscheide (Abb. 69); hieher gehören auch die reich ausgestatteten Stücke, die dem Norden eigentümlich sind, mit Platten und Rosetten von dünnem vergoldeten Silberblech (Abb. 67); aus Jütland und von der dänischen Inselgruppe liegen 10 Fibeln dieser Form vor. Eine andere Gruppe wird durch die kleine dreieckige Nadelscheide charakterisiert (Abb. 70). Auch diese Fibeln gehören zu den am häufigsten vorkommenden; sie liegen in mehr als 30 Funden aus allen Teilen Dänemarks vor. Es

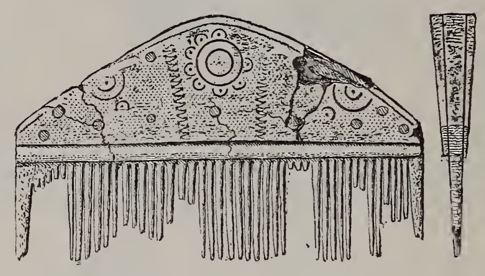


Abb. 73. Beinkamm. Nord. Fortidsm. I. 1/1.

sind zarte und zierliche Nadeln, immer von geringer Grösse. Dasselbe verfeinerte Gepräge zeigt eine dritte Reihe, mit verlängerter Nadelscheide (Abb. 71), wiederum eine im Norden und im Auslande sehr verbreitete Form. Eine vierte Reihe, die in den Schluss der Periode fällt, weicht in Form und Charakter ab. Am Kopfe und Fusse der Fibel, bisweilen auch auf dem Bügel, ist eine Platte hinzugefügt. Diese Fibeln sind grosse, in die Augen fallende Schmuckstücke; sie bestehen meist aus Silber, einzelne aus Gold (Abb. 72), und sind nicht selten mit geschliffenen Steinen oder Glasflüssen besetzt. Der anspruchsvollere Stil der folgenden Periode macht sich somit bereits geltend; zugleich verwendet man nunmehr selten Bronze, und vermeidet das Eisen ganz. Bei den älteren, schmächtigen und kleinen Nadeln dagegen trifft man nie Gold und nur selten Silber, vielmehr ist die ärmliche Bronze allgemein und Eisen nicht selten.

Ausser den Schmucksachen fand man im Nordrupgrabe (bei *d*) eine kleine runde Bronzeschachtel mit Deckel, die eine eingetrocknete Substanz, vermutlich Salbe oder Schminke, enthielt. Aus Deutschland kennt man ganz entsprechende Stücke in gleichzeitigen Funden. Das Vorkommen derartiger Toilettesachen in den Gräbern kann nicht auffallen; solche gehörten auch in der klassischen Welt zur Ausstattung der Toten. Schon in älteren Zeiten wurden den Toten Gerätschaften zur Leibespflege ganz allgemein in das Grab mitgegeben (I, S. 257 ff.), und noch aus der Völkerwanderungszeit und der auf sie folgenden Periode liegen Nippzangen und Ohrlöffel vor, teils in Grabfunden, teils aus Mooren. Sie sind von Bronze, Silber oder Eisen und wurden zusammen an einem kleinen Ring getragen. Von der Schere zum Haarschneiden war schon oben (S. 59) die Rede; dazu kommt noch als ein allgemein in Gebrauch stehendes Stück der Kamm. Auch in dem Nordrupgrabe fand man einen solchen (Abb. 73) hinter den Hüftbeinen (*e*) mit ein paar kleinen Objekten von unbekannter Bestimmung. Er ist von Bein, hat einen breiten dicken Rücken und eine einzige Reihe geschnitzter Zähne; ähnliche vollständige oder fragmentierte Kämme liegen in mehr als 100 Grabfunden vor; auch die grossen Moorfunde enthalten zahlreiche Exemplare. Die Kämme sind gewöhnlich nicht aus einem Stück, sondern aus mehreren Partien geschnitzt, die zwischen zwei Platten fixiert sind, welche beiderseits mit Hilfe von Metallstiften verbunden wurden. Entsprechende Kämme trifft man in gleichzeitigen Grabfunden Ungarns, Deutschlands und Englands allgemein. Die Form wurde nicht lange über die Völkerwanderungszeit hinaus beibehalten, und liegt auch anderseits aus der römischen Periode nur in einzelnen Exemplaren vor. Seltener sind Kämme aus Eisen von ähnlicher Form; solche kommen auch in Norddeutschland vor. Der Kamm gehört sowohl zur männlichen als zur weiblichen Ausstattung. Das Nordrupgrab enthielt das Skelett einer Frau von mittlerem Alter, wie die recht gut erhaltenen Skeletteile beweisen.

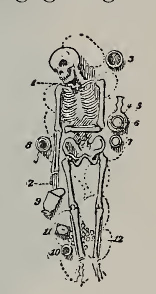


Abb. 74. Männliches Skelettgrab bei Nordrup. Nord. Fortidsm. I.

Um den Inhalt eines männlichen Grabes zu betrachten, wenden wir uns zu einer Gruppe von acht Gräbern, die in einem Abstand von ca. 100 Fuss von dem erwähnten Frauengrabe lag

und im J. 1881 ebenfalls zufällig entdeckt wurde. Drei von diesen Gräbern lieferten reiche Funde, das zu näherer Betrachtung gewählte sogar sehr merkwürdige Altertümer (Abb. 74). Etwa 1½ Fuss unter der Oberfläche stiess man auf einen Haufen kopfgrosser Steine, womit die Leiche bedeckt war. Die Gräber dieser Periode sind oft mit einer Schicht von grossen Steinen bedeckt, ebenso häufig aber ermangeln sie einer solchen Bedeckung. Unmittelbar über der Leiche ist gewiss immer eine Holzbeschirmung angebracht gewesen, von der mitunter kleinere Reste erhalten sind.

Auch hier fand man, wie in dem Frauengrabe, mehrere Gefässe, doch standen sie nicht beisammen, sondern um die Leiche herum, wo für sie am besten Platz war.



Abb. 75 und 76. Thongefässe aus der Völkerwanderungszeit.
Nord. Fortidsm. I und Aarb. 1873. $^1/_3$ und $^1/_4$.

Rechts vom Knie (*9*) stand das gewöhnliche grosse Gefäss, repräsentiert durch einen römischen Bronzeeimer (wie in Abb. 49). Das Schöpfgefäss mit dem eingesetzten Sieb von gewöhnlicher Form (s. Abb. 49) lag beim linken Ellbogen (*5*). Im Siebe stand ein Glasbecher und dicht bei den Bronzegefässen ein zweiter (*6—7*), beide mit gemalten Darstellungen und trefflich erhalten; die Zeichnung des einen ist in Abb. 50 wiedergegeben: ein blauer, braungefleckter Leopard verfolgt eine Hinde, die gegen einen Tiger oder eine Löwin von dunkelgelber Farbe läuft. Einen starken Gegensatz zu diesen schönen Erzeugnissen römischer Kunstindustrie bilden die nordischen Thongefässe: eine offene flache Schale, die beim Kopfe der Leiche stand (*3*), und ein mittelgrosses Henkelgefäss beim rechten Ellbogen (*8*). Ihre Form ist zwar nicht übel, aber die gräuliche, rauhe Oberfläche und die dürftigen Strichornamente zeigen deutlich den grossen Abstand von der guten Keramik der vorhergehenden Zeit.

Das Gleiche gilt durchgängig von den übrigen Thongefässen aus der Völkerwanderungszeit. Der grosse Reichtum an ausgeprägten Formen, welcher der römischen Zeit zu eigen war, ist zusammengeschmolzen; man begnügte sich mit einer kleinen Reihe von Krügen, Schalen, Kannen und kleineren

Henkelgefässen (Abb. 75—78). Es sind zwar in gewissem Sinne noch die alten Formen, doch fehlt der frühere Charakter und die Sicherheit. Die Profilierungen sind verwischt und den Hauptlinien geht Festigkeit und Haltung ab. Eine besondere Erwähnung verdienen nur die eigentümlichen Gefässe, deren Henkel vom Bauche angefangen bis zu dem Punkte, wo er die höchste Steigung erreicht hat und die Richtung gegen die Mündung zu einschlägt, durchbohrt ist, so dass die in den Gefässen enthaltene Flüssigkeit durch den Henkel ausgegossen werden konnte. Diese Schenkkannen liegen in 7 Exemplaren vor, teils kleineren wie in Abb. 78, teils so grossen, wie die Kanne in Abb. 42. Sie sind auf dem ganzen dänischen Gebiete, von Jütland bis Bornholm, zum Vorschein gekommen, und ähnliche kennt man auch aus Norddeutsch-





Abb. 77 und 78. Thongefässe aus der Völkerwanderungszeit. Aarb. 1868. 1/4.

land und Norwegen. Im ganzen stimmen die Thongefässe dieser Zeit in vielen Zügen vollständig mit den gleichzeitigen Gefässen aus den anderen nordischen und südgermanischen Ländern überein.

Die eigentliche Fabrikation ist bisweilen besser als in der vorhergehenden Zeit, die Thonmasse ist feiner, die Gefässwand dünner, und die Form eleganter. Nicht selten jedoch trifft man auch, namentlich gegen Schluss der Periode, grobe und ärmlich gearbeitete Krüge, die sich von den Gefässen der Bronzezeit nicht viel unterscheiden. Man hat sich von dem römischen Einfluss bereits abgewandt und widmet dem Thon nur mehr die geringe Sorgfalt, die ihm bis zum Schlusse des Altertums zuteil wird. Die schöne blankschwarze Oberfläche der älteren Zeit ist meist matten bräunlichen Tönen gewichen. Die Mäanderlinien sind verschwunden, und an Stelle der älteren fein eingeritzten Zeichnungen treten nun breit eingepresste Bänder, vor-

springende Leisten und runde vertiefte Felder in verschiedenartiger Zusammenstellung. Am bestimmtesten unterscheiden sich die Gefässe dieser Zeit von den älteren durch den Mündungsrand: an Stelle des schmalen, dicken und facettierten Randes tritt jetzt ein breiter schräger Rand oder ein schwach eingebogener Hals, dessen Rand nicht stärker ist als die übrigen Partien des Gefässes. Die Fabrikation ist im wesentlichen in Jütland und auf den Inseln gleichartig; doch die Anzahl der bis jetzt ge-



Abb. 79. Spielstab. Aarb. 1867. $^1/_1$.

fundenen Gefässe ist unbedeutend, jedenfalls im Vergleiche mit der früheren Gruppe. Aus Bornholm dagegen liegen zahlreiche Gefässe vor, die sich ebenso wie früher von den übrigen ziemlich deutlich unterscheiden. Eine Gruppe von bornholmischen Thongefässen aus dieser Zeit ist auf S. 64 abgebildet.

Von Schmucksachen enthielt das zuletzt erwähnte Grab bei Nordrup eine Silberfibel wie in Abb. 69 unmittelbar beim Unterkiefer (*1*), und einen schönen Goldring, ähnlich dem in Abb. 85 reproduzierten, der das erste Glied des vierten Fingers (»Goldfingers«) an der rechten Hand, wo noch heute der Ehering getragen wird, umspannte. Dieser Umstand gewinnt dadurch an Bedeutung, dass der gleiche Zug auch in zwei anderen Gräbern beobachtet worden ist.

Abb. 80. Bernsteinperle. $^1/_1$.

Ferner lagen in der Nähe des römischen Eimers (*11*) ein Henkel und einige Bronzebeschläge zu einem Holzkästchen, wie solche aus gleichzeitigen Gräbern bekannt sind, und bei den Füssen (*12*) 41 Spielsteine, 18 von rötlichem, die übrigen von Millefioriglas (S. 86). Einzelne Funde beweisen, dass das Brettspiel schon in der römischen Zeit nicht ganz unbekannt war und gleich so vielem anderen aus der römischen Welt eingeführt worden ist; doch wird es erst in der Völkerwanderungszeit häufiger. Die Spielsteine sind von Glas, Bein oder Bernstein; man findet bis zu 70 in einem Grabe. Man spielte mit Würfeln von Bein, teils kubischen gleich den heute gebräuchlichen, die auf den Seiten mit Augen in der An-

zahl von 1—6 bezeichnet waren, teils länglichen in zwei Grössen, die man gemeinsam verwendete, mit 3, 4 und 6 eingedrechselten Kreisen auf drei Längsseiten (Abb. 79). In dem Vimoorfund sind Teile von mehreren hölzernen Spielbrettern erhalten; sie haben die Form und Grösse der modernen Damenbretter, sind auf der einen Seite in Quadrate eingeteilt und auf der anderen in runde Felder, die für ein besonderes Spiel bestimmt waren.

Die erhaltenen Skeletteile beweisen, dass hier ein erwachsener Mann in der Blüte seiner Jahre bestattet war. Dennoch waren ihm keine Waffen beigegeben worden; die Ausstattung des Grabes unterschied sich nicht sehr von der oben besprochenen weiblichen. Man muss daher die Aufmerksamkeit auf andere Altertümer richten, um Männer- und Frauengräber zu unterscheiden.



Abb. 81—82. Holzgefässe aus der Völkerwanderungszeit. Engelhardt, De danske Mosefund. $^1/_6$ und $^1/_3$.

Auffälliger und verhältnismässig billiger Putz wurde nur von Frauen getragen: Halsringe, Perlen, Nadeln mit grossem ornamentierten Kopf, zwei gleiche Fibeln, bisweilen noch dazu eine oder mehrere von anderer Form, und namentlich die schon oben erwähnte Silberspange (abgebildet S. 87). Sie hat die Form des uralten heiligen Symboles, des Hakenkreuzes (I, S. 469), mit vier Armen, die von einer Mittelpartie ausgehen. Auf der Kehrseite ist eine Nadel mit Feder und eine Scheide für die Spitze der Nadel angebracht. Die Vorderseite ist mit dünnen, vergoldeten Platten bedeckt, die mit gepressten Ornamenten verziert und mit kleinen rundköpfigen Nägeln befestigt sind. Diese prunkvollen und zierlichen Spangen sind im Norden gearbeitet; in Dänemark sind 14 Exemplare in der Grösse von 10—12 cm gefunden worden; einzelne kennt man auch aus Schweden, Norwegen und Mecklenburg.

Bei dem vorhin auf S. 87 abgebildeten Exemplar wird die Mittelpartie von einer grossen gewölbten Bernsteinscheibe gebildet. Es gehört zu einem Fund von Varpelev (Stevns), der auch seinem sonstigen Inhalte nach auf eine Frau zurückzuführen ist.* Er enthielt nämlich zunächst eine Reihe von 47 Perlen, teils aus Glas, teils aus Bernstein. Dieser Stoff, den man in der römischen Periode fast ganz verschmäht hatte, wurde nun allgemein zum Schmuck verwendet; er bildete ja einen auffälligen und billigen Aufputz. Bernsteinperlen sind sehr zahlreich; wie oben erwähnt, enthielt ein einziges Grab 484 Perlen von Bernstein neben c. 750 von Glas. Die Grösse ist meist mässig; die meisten Perlen sind fein und haben ähnliche Formen wie die Glasperlen. Man benutzte den Bernstein gewissermassen als Ersatz für Glas. Eine eigene Form, mit schwerem runden Unterteil und durchbohrtem

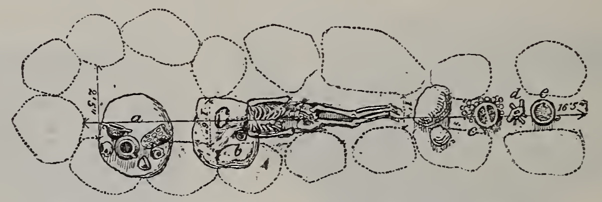


Abb. 83. Skelettgrab bei Varpelev. Aarb. 1877.

Oberteil (Abb. 80), gehört zu den am häufigsten vorkommenden Formen und ist nur in dieser Periode anzutreffen; sie ist zweifellos eine Nachahmung entsprechender Goldzierate, die in Funden aus der römischen Zeit vorliegen. Ganz gleiche Hängezierate trifft man in Mecklenburg und Thüringen. Doch ist es zweifelhaft, ob sie aus den dänischen Bernsteingegenden eingeführt sind, denn nun war die Ostseeküste der Hauptfundort von Bernstein (I, S. 326), und die hier besprochenen eigentümlichen Perlen sind auf den ostpreussischen Gräberfeldern sehr häufig.

Ferner enthielt das Varpelev-Grab eine ca. 8 Zoll lange Silbernadel mit reichverziertem goldenen Kopfe, an dem Hängeplatten mit Ketten befestigt sind und der mit einer Scheibe von Karneol abgeschlossen ist. Ähnliche liegen einzeln in mehreren anderen Funden vor; sie wurden zweifellos von Frauen als Haarnadeln getragen. Ausserdem fand man hier zwei wert-

* C. Engelhardt, Mém. d. Ant. d. N., 1878—83, S. 1 ff.

volle Fingerringe von Gold (einer ist von römischer, der andere von nordischer Arbeit), endlich die gewöhnliche Reihe von Gefässen: einen Glasbecher, ein paar Thongefässe, und einen Holzeimer mit dünnen Bändern, Mündungsrand und Traghenkel von Bronze (s. Abb. 49).

In einer grossen Anzahl von Funden vertritt ein solcher Behälter den grossen Bronzeeimer oder die Schüssel römischen Ursprungs. Diese Eimer sind gut gearbeitet; das Holz der Dauben ist dünn und glatt abgehobelt; die Beschläge zeigen, wie gut man im Norden die Bronze bei derartigen kleineren Arbeiten zu behandeln verstand. Dass diese Eimer nordische Arbeiten sind, ergibt sich nämlich unzweifelhaft aus ihrer ganzen Art und ihrem Gepräge; zudem enthalten über 30 Grabfunde aus allen Gebieten Dänemarks 1—2 Exemplare. Die Form aber ist klassischen Ursprungs und von den nächsten barbarischen Nachbarn der Römer früher als im Norden, schon in den letzten Jahrhunderten vor Chr. übernommen worden. Während und namentlich nach der Völkerwanderungszeit ist diese Eimerform auf dem ganzen weiten Gebiete, wo Germanen sassen, vom Schwarzen Meere bis nach England, ungemein verbreitet, und die Tradition hat den praktischen Holzeimer mit Metallbändern in fast unveränderter Gestalt bis auf unsere Tage festgehalten.

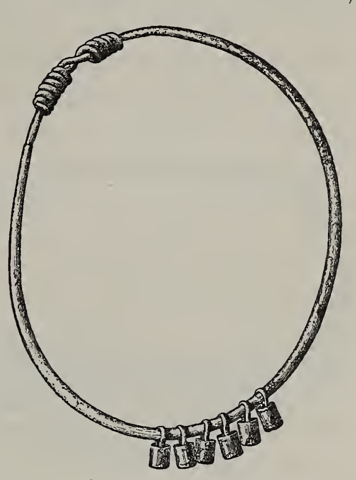


Abb. 84. Halsring.
Engelhardt, Vimose Fundet. 1/2.

Holzgefässe haben zur Zeit der Völkerwanderung überhaupt eine grössere Rolle gespielt, als die Grabausstattungen erkennen lassen. In den grossen Moorfunden sind zahlreiche Holzgefässe erhalten, von grossen Trögen aus einem ganzen Stamm bis zu kleinen Schalen mit Henkel, runden Schachteln und viereckigen Kästchen mit Schiebdeckeln. Diese Behältnisse sind zwar meist dickwandig und mit dem Messer geschnitzt (Abb. 81), doch trifft man auch sehr feine und zierlich gedrechselte (Abb. 82). Es ist recht auffällig, dass man bei Holz Abdrechselung anwendete, während Metall kaum so bearbeitet wurde, und die Dreh-

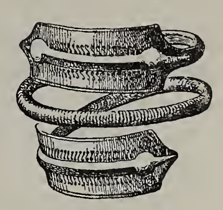
scheibe auch beim Thon nicht in Gebrauch gewesen zu sein scheint.

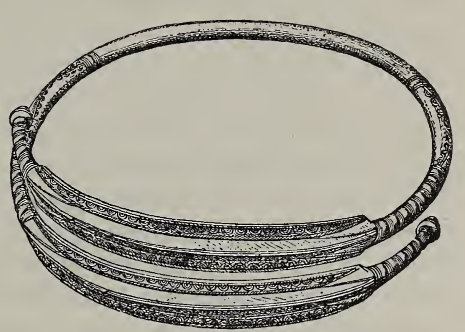
Bronzegefässe scheint man kaum hergestellt zu haben; damit wurde man ja durch die römische Industrie reichlich versehen. Dagegen verfertigte man zierliche Trinkbecher von Silber. In drei verschiedenen seeländischen Gräbern sind im ganzen 5 Silberbecher von der Form des in Abb. 49 dargestellten Exemplares gefunden worden. Sie sind alle in gleicher Art gearbeitet, aus dünn getriebenem Silber, mit einem besonderen, angelöteten Fuss und mit einem vergoldeten Bande unter dem Rande, das mit verschiedenen figürlichen Darstellungen verziert ist. Diese Becher sind heimische Arbeiten, doch ist die Form zweifellos einem römischen Vorbilde nachgeahmt.

Aus demselben Begräbnisplatz bei Varpelev stammt der reichste aller dieser Funde. Das Grab lag ungewöhnlich tief, mindestens 9 Fuss unter der Oberfläche des flachen Sandhügels, und war mit grösseren Steinen umsetzt und teilweise bedeckt (Abb. 83). So waren die am reichsten ausgestatteten Gräber durchgängig eingerichtet, da man natürlich auf das Grab eines vornehmen Mannes, das auch die kostbarste Ausstattung erhielt, mehr Arbeit verwendete. Aus den erhaltenen Skeletteilen ging hervor, dass der Begrabene ein kräftig entwickelter Mann von starkem Gliederbau gewesen sein muss. Wie in anderen Gräbern waren auch hier Kleiderreste wahrnehmbar, und die Schmucksachen lagen so, wie sie am Leibe und an der Kleidung getragen worden sein müssen.

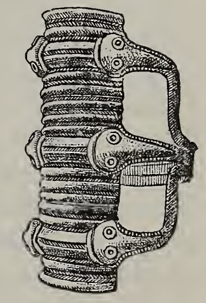
Beim Halse lag eine kurze Goldnadel, vermutlich zum Mantel, und dicht dabei ein schwerer Goldring, der gewiss am Oberarm getragen wurde (Abb. 86); an dem Platze des Gürtels lagen zwei Riemenschnallen von Silber mit einem dazugehörigen Beschlag; den Goldfinger zierte ein Spiralring von Gold, und den Daumen ein anderer Goldring. In der Gegend des rechten Ohres lag eine Goldmünze des Kaisers Probus (276—282) mit einer Oese zum Anhängen. Der gewöhnliche Holzeimer mit Metallbeschlägen und eine grosse römische Bronzeschüssel standen unterhalb der Füsse, ober dem Haupte aber, an dem entgegengesetzten Ende des Grabes, fand man eine Kollektion von mindestens 6 Glasgefässen, ein oder mehrere Thongefässe und einige Silberbeschläge von einem Trinkhorn; an dieser Stelle (wie an anderen) hatte ein eingestürzter Stein die Altertümer teilweise beschädigt. Ein 20 cm langes röhrenförmiges Glas, das in der Mitte ausgeweitet und gegen die beiden offenen Enden zugespitzt ist, kann nur als ein Weinheber aufgefasst werden; ähnliche kennt man aus römischen Gebieten. Endlich fand man auf dem Boden der Bronzeschüssel einen Kamm, und unmittelbar bei dem Holzeimer lagen über fünfzig Spielsteine von Bein, die in Männergräbern so häufig vorkommen.

Von allen diesen Altertümern ist im Vorhergehenden nur der Goldring noch nicht erwähnt worden. Grössere Schmuckringe, die vorher nicht in Gebrauch gewesen waren, kamen jetzt auf; die prachtliebende Zeit nach dem Falle des Römerreiches war nicht mehr ferne. Die Halsringe waren jedoch nur dünn und blos von Bronze und Silber, während sie in der nachrömischen Zeit schwer und von Gold sind. Sie dienten oft nur zum Tragen von Perlen und verschiedenen Anhängseln, namentlich einer Reihe von kleinen, eimerförmigen Zieraten von Silber, Bronze oder Eisen (Abb. 84); diese kunstlosen Zierstücke hatten die älteren Goldberlocken verdrängt. Wertvoll und gut gearbeitet dagegen sind die Armringe, alle aus massivem Gold, die allerdings bis jetzt nur selten gefunden worden sind. Es liegen nur 6 Exemplare vor, 4 davon in Grabfunden.. Der im Varpelev-Grabe gefundene (Abb. 86) gehört nach seiner eleganten Form und vorzüglichen Arbeit zu den besten Metallarbeiten, die aus der Vorzeit des Nordens bekannt sind.


Abb. 85. Fingerring. Nord. Fortidsm. I. 1/1.


Abb. 86. Armring. Aarb. 1877. 1/2.

Sehr häufig findet man Fingerringe von massivem Gold. Einige sind geschlossen und glatt wie moderne Eheringe; andere bestehen nur aus einem spiralischen Goldband; zahlreiche aber haben die schöne Form des eben besprochenen Armringes; sie bestehen aus zwei oder drei länglichen Platten, die durch ein rundes Band vereinigt sind (Abb. 85), oder das ganze bildet eine einzige grosse Platte (Abb. 87). Von diesen Ringen liegen in dänischen Funden über 50 Exemplare vor, und zahlreiche ähnliche sind in den anderen skandinavischen Ländern zum Vorschein gekommen. Sie zeigen in instruktiver Weise, wie man


Abb. 87. Fingerring. Aarb. 1877. 1/1.

durch Umbildung einer so einfachen Form wie des spiralischen Bandes zu einem so eigentümlichen Schmuckstück gekommen ist, wie es der Fingerring mit der grossen ornamentierten Platte darstellt, und beweisen zugleich, dass der Tierkopf nach und nach durch Umformung der Endpartien des Ringes entstanden ist. Der Armring in Abb. 86 repräsentiert das erste Stadium; hier lag noch jeder Gedanke an einen Tierkopf fern; in Abb. 85 ist die äussere Form bereits fertig, doch erst in Abb. 87 sind die Augen eingesetzt.

Schon bei den besprochenen 4 Beispielen für Männer- und Frauengräber sind mehrere Züge berührt worden, die für die Skelettgräber dieser Zeit charakteristisch sind.* Meist liegen mehrere Gräber beisammen, doch nur in kleinen Gruppen. Beide Geschlechter sind vertreten, und die weiblichen Gräber sind ebenso reich und der Hauptsache nach in derselben Art ausgestattet wie die männlichen; die Frau genoss somit wie in älteren Zeiten das gleiche Ansehen wie der Mann.

Auf diesen gemeinsamen Begräbnisplätzen scheint eine einzelne Sippe oder ein Hausstand zu ruhen, und wir können hier die interessante Bekanntschaft der verschiedenen Mitglieder machen. Hier ruht eine alte gichtbrüchige Frau mit einer Reihe von Schmucksachen, u. a. mit einer grossen hakenkreuzförmigen Silberspange und der Goldfibel in Abb. 72 (Sanderumgaard, Fünen), dort ein junger Mann von hohem Wuchse, mit einer tiefen Hiebwunde in der Stirne. Man hatte vergeblich versucht sein Leben zu retten, indem man die durch den Hieb zersplitterte Beinplatte in einer Länge von 7 cm aussägte; er ist kurz nach der Operation gestorben (Grabplatz bei Varpelev). Kindergräber sind nicht selten. Ein Kind im Zahnwechsel ist mit einem Thongefäss, einem Beinkamm und einer Bronzefibel bestattet (Raa Mölle, Lolland). Bei einem Kinderskelett, vermutlich von einem kleinen Mädchen, fand man in der Nähe des Kopfes einen Beinkamm und ein Thongefäss, auf der Brust zwei Fibeln und eine Anzahl Perlen (Vridslösemagle, Seeland). Die Altertümer der Kindergräber unterscheiden sich weder in der Art noch in der Grösse von denen, die man in den Gräbern der Erwachsenen findet.

Auf Seeland liegt der Kopf der Leiche in der Regel in südlicher Richtung, wenn das Grab tief ist und die für die Völker-

* C. Neergaard, Mém. d. Ant. d. Nord, 1892.

wanderungszeit charakteristischen Altertümer enthält. Die Bedeutung dieses Zuges lässt sich vorläufig noch nicht feststellen. Daneben kommen, wie weiter unten besprochen werden soll, auf denselben Begräbnisplätzen andere, wahrscheinlich jüngere Gräber vor, wo die Leichen die entgegengesetzte Lage haben. Auf Bornholm ist letzteres auch bei den oft reich ausgestatteten Gräbern aus der Völkerwanderungszeit der Fall. In Jütland dagegen — wo man allerdings nur wenige gleichzeitige Gräber kennt — liegt die Leiche in der Richtung von Ost nach West. Die Gräber auf Seeland sind konstant unter dem Bodenniveau angelegt; aufgeworfene Hügel fehlen. Die Leiche liegt gewöhnlich auf dem Rücken, die Beine sind schwach zusammengezogen, der eine Arm ruht auf der Brust; doch trifft man auch Skelette, die auf der Seite liegen, mit stärker zusammengezogenen Gliedmassen. Die Leiche wurde in voller Bekleidung und mit den Schmucksachen beigesetzt; dazu fügte man ausserdem die erwähnten Toilettesachen, zahlreiche Kleinigkeiten, die schon in Funden aus der römischen Zeit vorkommen, Messer, Schere, Ahle, Wetzstein, Nähnadel, Wirtel, sowie andere, die erst jetzt allgemeiner werden oder in neuer Form erscheinen, Brettspiel, Kästchen und einen Bund Bronzeschlüssel an einem grossen Ring.

Den eigenartigsten Bestandteil des Grabinhalts bilden die Gefässe, die einem bestimmten Brauche gemäss dem Toten mitgegeben wurden. Dieser Brauch kann für die behandelte Periode des nordischen Altertums bereits alt genannt werden, da er ein Erbe aus der römischen Zeit bildet, dessen Ursprung und Bedeutung schon oben erörtert worden ist. Das Speise- und Trinkservice erscheint aber jetzt kompletter, und sein Zweck tritt deutlicher hervor als früher. Reste von Tieren, besonders Knochen von Schafen und Schweinen, sind häufig anzutreffen. In dem oben erwähnten männlichen Grab bei Varpelev (S. 112) fand man zahlreiche Skeletteile eines Ferkels, das, wie man erkennen konnte, auf einer Holzschüssel gelegen hatte; in und bei einem kleinen Glasbecher mit geschliffenen Facetten lagen zahlreiche Reste von einem Barsch. In dem ersterwähnten Nordrupgrabe lagen im Winkel hinter den Knien (Abb. 68, *f*) Reste eines jungen Lammes, das nach verschiedenen Merkmalen zu schliessen ganz deponiert worden war, und Teile von anderen Lämmern und einem Ferkel. Ein gleichzeitiger jütischer Fund enthält Knochen eines Huhns. Die Zusammensetzung des Trinkservices ist im ganzen gleich-

artiger als ehedem, wie wir bei der Besprechung der einzelnen Gräber gesehen haben (vgl. auch die Bemerkung S. 67).

Welches Getränk aber enthielt das grosse Gefäss, und weshalb bediente man sich zu seiner Bereitung regelmässig eines Schöpfgefässes von Bronze mit eingesetztem Sieb? Die kostbaren Glasbecher von geringer Grösse deuten doch wohl auf ein edles und starkes Getränk. Das Trinkservice der nordischen Gräber ist ja eigentlich ein römisches Weinservice; ursprünglich diente das grosse Behältnis zum Mischen des Weines, und die kleineren Bronzegefässe waren zum Durchseihen und Einschenken bestimmt. Hätten die Nordländer das Sieb zu einem heimischen Getränk verwendet, so müssten auch Siebschalen von Thon vorkommen; solche sind jedoch fast unbekannt. Der oben erwähnte Heber endlich deutet bestimmt darauf hin, dass den Nordländern römischer Wein zugeführt wurde, gleich den südgermanischen Stämmen, von denen wir dies sicher wissen.

Das ganze Kulturgepräge dieser Periode war nördlich und südlich der Ostsee gleichartig, und auch die Grabanlage und die Bestattungsarten zeigen nahe Übereinstimmungen. Knapp neben einander liegende Gräber aus dem älteren Teile der Völkerwanderungszeit, mit unverbrannten, reich ausgestatteten Leichen, sind namentlich in Mecklenburg, Ostpreussen und Schlesien gefunden worden; zahlreiche entsprechende Begräbnisplätze aus dem Schlusse der Periode und der zunächst folgenden Zeit kennt man aus West- und Süddeutschland.* Diese allgemeine Grabform der Periode tritt in den verschiedenen Gebieten Dänemarks nicht gleich stark hervor; die älteren lokalen Unterschiede, die oben besprochen worden sind, machen sich auch jetzt noch geltend.

Auf Seeland, wo in der römischen Periode Beerdigung unverbrannter Leichen vorherrschte, hat man so viele und reich ausgestattete Skelettgräber aus der Völkerwanderungszeit aufgedeckt, dass diese Fundgruppe zu den reichsten der ganzen Vorzeit gehört; auch die benachbarten Inseln haben verschiedene entsprechende Funde beigesteuert.

Auf Fünen dagegen sind Begräbnisplätze mit unverbrannten Leichen selten, doch gehören die Funde von Sanderumgaard und Aarslev zu den charakteristischesten dieser Art. Im übrigen

* Die jüngste gründliche Behandlung der zahlreichen deutschen Funde dieser Art, in den Niederlausitzer Mitteilungen, Guben 1895, IV, führt in die Literatur ein.

wurde auf Fünen die Leichenverbrennung wie in älterer Zeit unverändert beibehalten, und man fuhr fort, die Urnen auf grösseren Gräberfeldern unter flachem Bodenniveau zu vergraben, wie oben geschildert worden ist.

Aus Jütland sind verhältnismässig noch weniger Skelettgräber bekannt; zum Teil haben sie Steinumfassungen von der oben beschriebenen Art (S. 73). Die Leichenverbrennung war noch allgemein, und wie in älteren Zeiten (S. 74) sind Hügelgräber nicht selten. Ebenso macht sich die Tradition in Schleswig geltend, wo nach wie vor Urnengräber unter flachem Bodenniveau angelegt und gewöhnlich zu grösseren Friedhöfen vereinigt wurden. Bei Borgsted, 1/2 Meile nördlich von Rendsburg, sind zahlreiche Urnen mit Beigaben aus dem späteren und dem letzten Abschnitt der Periode aufgedeckt worden.*

Bornholm endlich nimmt nach wie vor eine Sonderstellung ein.** Nach altüberkommenem Brauche sind Brandgruben im Laufe der ganzen Periode angelegt worden; doch trifft man auch unverbrannte Leichen, und letztere Bestattungsweise scheint nach und nach allgemeiner geworden zu sein. Die Leichen liegen oft in Kisten aus grossen Steinen, die mit mehreren Steinschichten bedeckt sind. Lag das Grab auf unbebautem Lande, so war die Stelle oft durch eine Steinpflasterung auf der Oberfläche oder knapp unter dem Rasen, einen Steinkreis oder einen einzelnen grossen Stein bezeichnet. Die

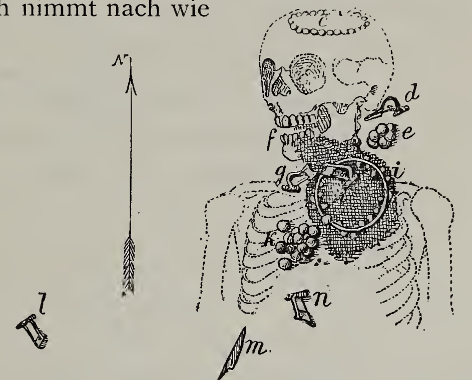


Abb. 88. Bornholmisches Skelettgrab. Aarb. 1885.

* J. Mestorf, Urnenfriedhöfe. Hamburg 1886.

** E. Vedel, Bornholms Oldtidsminder og Oldsager, Kjöbenhavn, 1886.

Ausstattung ist oft reich, doch nicht an Bronze- und Glasgefässen.

Abb. 88 zeigt den Inhalt eines solchen Grabes, das von einem grossen kreisrunden Steinhaufen bedeckt war. Auf dem Kopfe (*c*) lag ein zerfallener Kranz von 38 Glasperlen, bei *e* und *k* fand man zwei Häufchen Perlen, und 57 andere lagen dicht um einen silbernen Halsring (*i*), der mit Stoff bedeckt und umgeben war. An verschiedenen Stellen der Brust und beim Kopfe fanden sich 4 Fibeln aus Silber bezw. Bronze vor, von den in Abb. 69 und 71 dargestellten Formen. Oberhalb des Kopfes stand ein grosser Krug, in demselben eine Tasse und unmittelbar daneben ein Henkelgefäss.

Im ganzen spiegelt sich somit in der Grabform der verschiedenen Gebiete eine Tradition aus älterer Zeit ab, und die Bestattungsarten zeigen nicht minder starke Ungleichartigkeit als früher. Die Grabausstattungen dagegen sind durchgehends gleichartig oder weichen doch nicht mehr von einander ab, als erklärlich ist. Wenn in den Bornholmer Gräbern und ab und zu auch in Westdänemark Waffen vorkommen, auf Seeland und den benachbarten Inseln aber bis auf wenige Ausnahmen fehlen, so stimmt dies mit den Zuständen der vorhergehenden Periode; man hat eben an dem alten Brauche festgehalten. Wenn die seeländischen Funde sich durch ihre zahlreichen gut erhaltenen und wertvollen Altertümer auszeichnen, so erklärt sich dies teils aus dem Umstand, dass die Grabausstattung hier nicht von den Flammen des Scheiterhaufens zerstört wurde, teils aus der blühenden Kultur und hervorragenden Stellung dieser Insel. Eine grössere Macht und Wohlhabenheit musste die Entwicklung der Industrie begünstigen und den Verkehr mit dem Auslande fördern.

Schliesslich muss noch die Frage nach der Dauer dieser Periode, nach der Zeit ihres Beginnes und ihres Schlusses beantwortet werden. Von archäologischem Standpunkte betrachtet, ist die Antwort teilweise schon in der Darstellung der vorausliegenden Fundgruppe, teilweise in der unten gegebenen Schilderung der folgenden Zeit enthalten. Die Völkerwanderungszeit beginnt mit dem Verschwinden der für die römische Periode charakteristischen Altertümer aus den Funden und endet mit dem Auftreten der Altertümer, die das volle Gepräge der nachrömischen Zeit tragen. Eine historische Datierung des letzteren Wendepunktes ergeben die Begräbnisplätze der germanischen Eroberer auf römischem Boden; er muss darnach in das 5. Jhd. fallen. Für den Übergang von der römischen Zeit zur Völkerwanderungszeit kann man dagegen nur auf Grund von Wahrscheinlichkeits-

schlüssen das 3. Jhd. ansetzen. Die Dauer der Periode würde demnach etwa 200 Jahre betragen. Schärfere Zeitbestimmungen lassen sich kaum geben. Die Funde repräsentieren Stil- und Kulturperioden, und die Grenzen solcher lassen sich nicht nach Jahrzehnten abstecken. Anders verhält es sich mit der Möglichkeit, innerhalb der Periode gewisse chronologische Scheidungen vorzunehmen. Reichhaltige Funde lassen sich oft mit grosser Sicherheit einer früheren oder späteren Zeit zuweisen, wie unten bei den Moorfunden gezeigt werden soll. Ferner kann man erkennen, dass gewisse Funde und einzelne Formen sicher in den letzten Teil der Periode fallen: eingeführte Bronzegefässe fehlen in diesen Funden, da zahlreiche römische Werkstätten bereits den Betrieb eingestellt hatten oder da die Verbindungen abgebrochen waren; Form und Material der Glasgefässe verschlechtert sich nach und nach; verschiedene Formen erscheinen, die bereits die folgende Zeit ankündigen.

Es wäre freilich wünschenswert, genauere Zeitbestimmungen ausfindig zu machen.* Solche lassen sich aber, wie oben hervorgehoben, nur auf einem Wege erreichen, mit Hilfe von fremden, sicher datierten Sachen. Die zahlreichen eingeführten römischen Glas- und Bronzegefässe, Fibeln, Perlen u. s. w. bieten jedoch keinen genaueren chronologischen Anhalt. Anders scheint es sich mit den Münzen zu verhalten (S. 81). Diese gelten als gute chronologische Hilfsmittel. Da die römischen Münzen noch dazu Jahr für Jahr geprägt wurden, sollte man meinen, eine Münze in einem Gesamtfunde ersetze geradezu eine inschriftliche Jahreszahl.

Die Zeitbestimmung würde allerdings geringen Zweifeln unterliegen, wäre nicht der Abstand von den Gegenden, wo die Münzen zuerst in Umlauf gesetzt wurden, so bedeutend und der Weg, auf dem sie in den Norden kamen, so reich an Hindernissen verschiedener Art gewesen. So aber unterlag die Zufuhr der Münzen und ihre frühere oder spätere Deponierung allzuvielen Zufälligkeiten, als dass die Ablagerung halbwegs regelmässig Jahrzehnt für Jahrzehnt erfolgt sein sollte. Gar manche Münze kann sehr alt gewesen sein, ehe sie in die Erde kam; die Zeitbestimmung, die sie gibt, verdient daher wenig Zutrauen. Man kann auch nachweisen, dass römische Münzen lange in Umlauf waren. Der Thorsbjergfund enthielt 37 Münzen aus den Jahren 60—194, der Nydamfund 34 aus den Jahren 69—217;

* Oscar Montelius, Svenska fornminnesföreningens tidskrift, VI, VIII, IX.

in zwei anderen grösseren Funden mit 60 bzw. 255 Münzen umspannen letztere einen Zeitraum von 100 bzw. 150 Jahren u. ä. m. Schon diese Funde zeigen, wie stark man sich in der chronologischen Bestimmung auf Grund einer Münze verrechnen kann. Der Fehler kann aber noch grösser sein infolge des besonderen Umstandes, dass die römischen Silbermünzen seit dem Schlusse des 2. Jhds. so schlecht geprägt wurden, dass ihr Gehalt nur ca. 50 % betrug. Diese schlechte Münze fand schwer Eingang, namentlich bei den germanischen Völkern; den Norden hat sie, wie oben S. 81 erwähnt, gar nicht erreicht. Dagegen blieb die alte Münze in Umlauf. Auf den germanischen Begräbnisplätzen am Rhein und an der Donau, die nicht sehr weit in das 5. Jhd. zurückreichen, trifft man römische Münzen aus dem 1. Jhd. Im Grabe des Frankenkönigs Childerich († 481) fand man 40 Münzen aus den Jahren c. 50—c. 200. Aus dem Vorkommen solcher Münzen in einem nordischen Funde kann man somit zwar den Schluss ziehen, dass derselbe nicht älter ist als die jüngste Münze, aber keineswegs, dass er nur unbedeutend jünger ist. Wahrscheinlich muss man in jedem Falle zu dem Prägungsdatum noch eine Anzahl von Jahren zuschlagen, um die Zeit der Deponierung zu treffen; ob man aber 50, 100 oder 200 Jahre addieren soll, hängt immer nur von blossen Vermutungen ab. Dazu kommt, dass nur sehr wenige Funde römische Münzen enthalten. Ein wiederholtes Zusammentreffen von gewissen Altertümern mit Münzen aus einer gewissen Zeit würde, wenn viele solche Funde vorlägen, geeignet sein, einige vertrauenswürdige Anhaltspunkte zu einer Datierung zu ergeben. Aber ausser den genannten Moorfunden haben bis jetzt nur 6 Grabfunde aus Dänemark Münzen enthalten, meist nur 1 Exemplar, und noch seltener sind entsprechende Funde in den anderen skandinavischen Ländern. Nach dem heutigen Stande der Forschung kann man nur konstatieren, dass die Fälle wiederholten Zusammentreffens sehr selten sind, und zum Teile gerade die Unmöglichkeit genauerer Datierungen auf Grund von Münzen bewiesen haben. So z. B. hat man eine hakenkreuzförmige Silberspange (wie in Abb. 52) in dem Bennebo-Grab (Amt Holbæk) zusammen mit einer Münze des Antoninus Pius (zwischen 145 und 147), und im Nyrup-Grabe (Odsherred) mit einer Münze des Constans (337—50) gefunden. Die Zeitbestimmung schwankt also um 200 Jahre. Sollten aber beide Münzen die Wahrheit reden, d. h. sollten diese Spangen

im Laufe von 200 Jahren gebräuchlich gewesen sein, so wäre das nur ein neuer und vielleicht der beste Beweis für die Anschauung, dass alle Versuche, genaue archäologische Zeitbestimmungen ausfindig zu machen, sehr geringen Wert haben. Die Münze kann höchstens das einzelne Exemplar bestimmen, nicht aber die Form in ihrer ganzen Lebensdauer auf allen verschiedenen Gebieten.

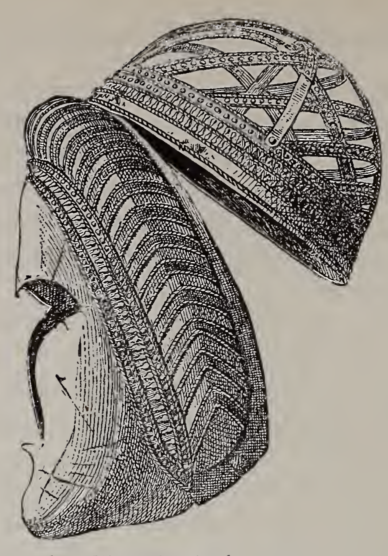


Abb. 89. Helm aus dem Thorsbjergfund. Aarb. 1875. $^1/_4$. S. S. 128.

VIII. DIE GROSSEN MOORFUNDE AUS DER VÖLKERWANDERUNGSZEIT.

Die Funde von Thorsbjerg, aus dem Vimoor und von Kragehul. — Der Nydamfund. — Sonstige Moorfunde. — Tracht und Ausrüstung des Kriegers. — Pferdegeschirr. — Ältere Deutungen der Funde. — Die Fundverhältnisse bei Thorsbjerg. — Die Fundverhältnisse bei Nydam. — Die Fundstelle bei Nydam. — Deponierung der Altertümer bei Nydam auf trockenem Lande. — Die Fundverhältnisse bei Kragehul und im Vimoor. — Sonstiger Inhalt der Funde. — Auffassung der Funde. — Zeit und Nationalität der Funde. — Ein- und Auswanderungen.

Lassen uns die Grabfunde aus der Völkerwanderungszeit, wie wir soeben gesehen haben, im Ungewissen über die Waffen und grösseren Gerätschaften dieser Periode, so bieten die gleichzeitigen Moorfunde dafür einen mehr als reichen Ersatz. Es sind die grössten Funde, die im Norden zu Tage gekommen sind, anziehend durch die Eigentümlichkeit, treffliche Bearbeitung und den guten Erhaltungszustand der Altertümer, und der Aufmerksamkeit auch auf Grund der eigenartigen Fundverhältnisse würdig. Mit diesen Funden wird C. Engelhardts Name für immer ver-

knüpft sein. Er verstand die mahnenden Winke, welche die ersten, zufällig gefundenen Altertümer gaben; er leitete persönlich die Ausgrabung der bedeutendsten Funde, und beschrieb sie in schönen und ausführlichen Abhandlungen.*

Im Jahre 1856 wurden die ersten Altertümer aus dem Thorsbjerg-Moor an die Altertümersammlung in Flensburg, deren Leiter Engelhardt damals war, eingesendet. Die Fundstelle ist ein ca. 8 Tonnen grosses Moor nördlich vom Dorfe Süder Brarup im südlichen Angeln, auf allen Seiten von hügeligen Höhenzügen eingeschlossen, die das Moor von einem Bache trennen, der in die Schlei mündet. Eine Probegrabung wurde 1858 vorgenommen, und nachdem eine gute Ausbeute gewonnen worden war, mit öffentlicher Unterstützung fortgesetzt. Unter grossen Schwierigkeiten, die zuströmendes Wasser verursachte, wurden die Ausgrabungen in den Jahren 1859 und 1860 fortgeführt, kürzere Zeit auch noch im folgenden Jahre, und damit abgeschlossen, da man annahm, dass die Grenze der Fundschicht erreicht sei. Die Ausbeute war sehr bedeutend und umfasste Kleidungsstücke, Metallobjekte, die zur Tracht gehören, Schmuck- und Toilettesachen, merkwürdige Helme, Ringbrünnen, Schilde, Schwerter und Beile, Lanzenschäfte, Bogen und Pfeile von Holz, prächtiges Reitzeug, Werkzeuge und verschiedene Gerätschaften nebst einer Anzahl römischer Münzen. Das Eisen war zwar hier, im Gegensatze zu anderen Moorfunden, stark angegriffen; die zahlreichen Objekte aus anderen Metallen, Bronze und Silber, und die Holzsachen waren jedoch wie gewöhnlich in gutem Stande. An Gold fand man 19 Stangen und abgeschlagene Stücke von Armbändern, sowie 5 kleine Ringe, die gleich den anderen genannten Goldstücken als Bezahlungsmittel gedient hatten.

Dieses Resultat ermutigte zur Untersuchung des Vimoors auf Fünen, woher seit 1848 fast jährlich Altertümer eingeliefert worden waren. Bei dem allmähligen Vorrücken des Torfstechens war man beständig auf neue Fundstücke gestossen. Das Vimoor ist über 1000 Ellen lang und liegt $1^1/_4$ Meile nordwestlich von

* C. Engelhardt, Denmark in the early iron age, illustrated by recent discoveries in the great mosses of Slesvig. London 1866. Von demselben Verfasser: Thorsbjerg Mosefund, Kph. 1863; Nydam Mosefund 1865; Kragehul Mosefund 1867; Vimose Fundet, 1869. — Aarb. f. nord. Oldkyndighed 1881, S. 128; 1892, S. 309. — Über die in diesem Abschnitte besprochenen Formen von Altertümern s. Sophus Müller, Système préhistorique.

Odense, unweit des Dorfes Allesö. Hohe Hügel umgeben es überall ausser an einem Punkte, wo eine enge Senkung zu anderen grossen Moorstrecken überleitet, die sich in den Odensefjord hineinziehen. Im J. 1859 wurde die erste Nachgrabung für das Nationalmuseum unternommen und gab reiche Ausbeute; gleichwohl strömten Jahr für Jahr neue Fundstücke ein. Im J. 1865 wurde daher abermals systematisch nachgegraben, doch wurde der Platz auch diesmal nicht erschöpft. Bei den Untersuchungen waren ca. 3500 Altertümer, grösstenteils von derselben Art wie bei Thorsbjerg aufgedeckt worden, und neue Sachen kommen noch immer Jahr für Jahr beim Torfstechen zum Vorschein.

Minder reichhaltig ist ein anderer Fund auf Fünen, aus dem Kragehul-Moor bei Flemlöse in der Nähe von Assens. Doch hat man Kenntnis davon, dass schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an dieser Stelle Altertümer gefunden worden sind; vieles kann somit in älterer Zeit abhanden gekommen sein. Erst in den sechziger Jahren liess das Kopenhagener Museum einen kleineren, scheinbar unberührten Teil der Schicht untersuchen. Später grub man wieder in den Jahren 1876 und 1877 nach. Im wesentlichen entspricht dieser Fund den beiden vorigen.

Stärker weicht der Fund von Nydam in Sundeved ab. Schon lange waren beim Torfstechen in der ausgedehnten Sumpfwiese, die den innersten Teil einer in den Alsensund verlaufenden Niederung bildet, Altertümer gefunden worden. In den Jahren 1859—63 wurde im Auftrage der Flensburger Altertümersammlung eine grössere Untersuchung in Angriff genommen; König Friedrich VII, der für die nationalen Altertümer ein lebhaftes Interesse hegte, war zweimal persönlich bei den Nachgrabungen zugegen. Der Krieg unterbrach die noch unabgeschlossenen Arbeiten. Der Fund kam nach dem J. 1864 mit der ganzen Flensburger Sammlung, zu der auch der Thorsbjerg-Fund gehörte, an das Kieler Museum. Nur ein kleiner Teil dieser beiden schleswigschen Funde, der teils der Privatsammlung Friedrichs VII. einverleibt, teils früher nach Kopenhagen eingesendet worden war, befindet sich jetzt im Kopenhagener Nationalmuseum.

In Nydam wurde ein 28-ruderiges Boot aus Eichenholz, das zerfallen auf dem Grunde des Moores lag, ausgegraben. Die Verbindungen hatten sich nach und nach aufgelöst und zuletzt war das ganze Fahrzeug in seine Teile zerfallen; doch waren alle Bestandteile noch vorhanden und wurden gesammelt, so dass

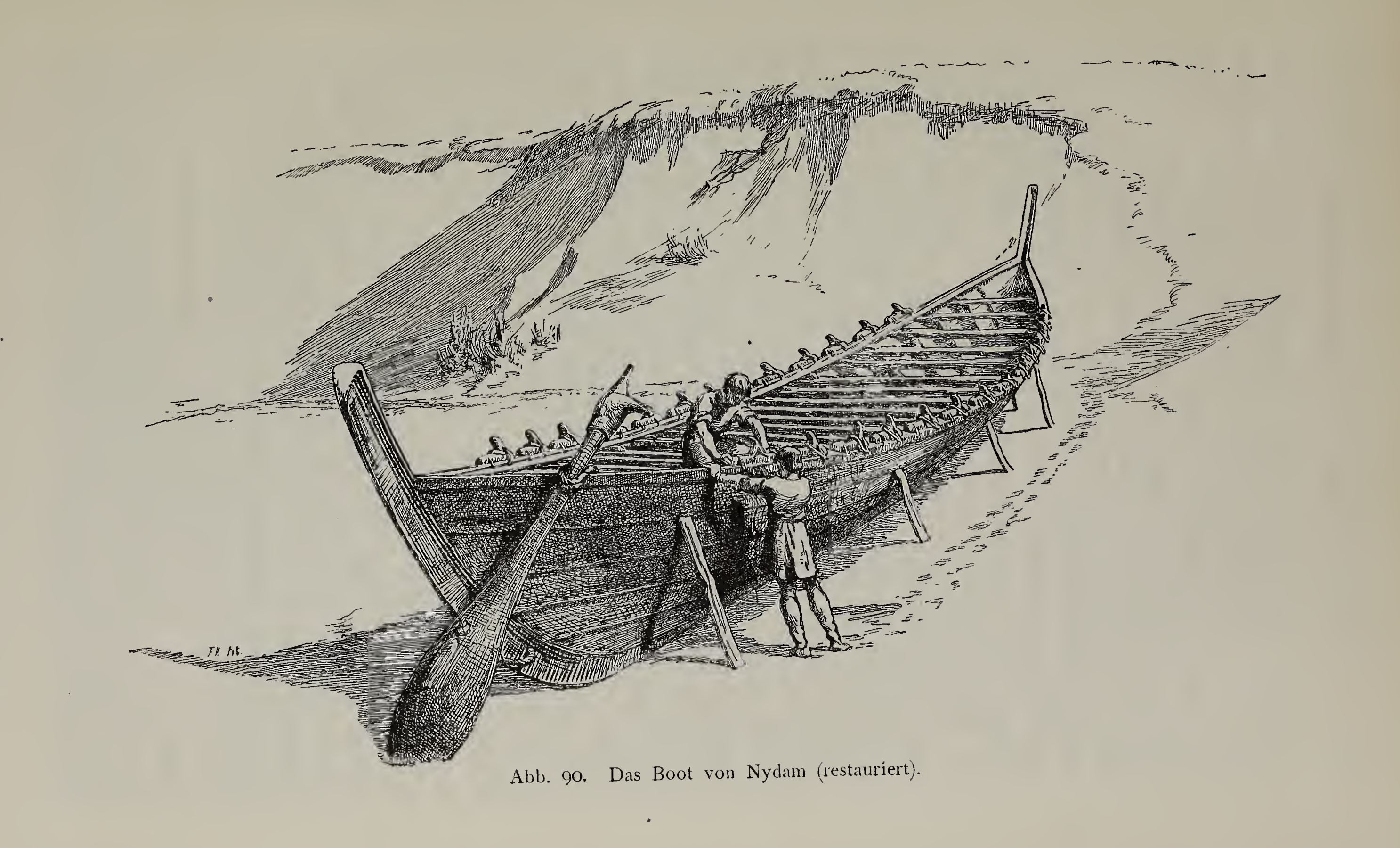


Abb. 90. Das Boot von Nydam (restauriert).

es möglich war, das schöne Fahrzeug in der Flensburger Sammlung vollständig zusammenzustellen und zu restaurieren (Abb. 90). Gegenwärtig steht es auf dem Dachraum des Kieler Museums. Das Boot ist in der Mitte 10½ Fuss breit und zwischen den Steven 75 Fuss lang. Die mächtigen Planken waren mit Eisennägeln verbunden. Die Klampen sind aus den Planken ausgehauen und waren mit den Spanten durch Bastschnüre verbunden. Die Ruderpflöcke sind separat verfertigt und waren an der Reling mit Bändern befestigt. Ausserhalb des Bootes lagen mehrere Ruder und das Steuer, das an der Seite des Bootes lose angehängt gewesen war.*

Im Oktober 1863 wurde ein anderes ungefähr ebenso langes Boot aus Kiefernholz, das parallel mit dem ersterwähnten lag, ausgegraben, auf das Moor gelegt und bis auf weiteres, ehe die Präparation beginnen konnte, mit Torferde bedeckt; so blieb es während des Krieges liegen und ist fast vollständig zugrundegegangen. Zahlreiche Altertümer lagen meist in und bei den Booten, doch zum Teile auch zerstreut auf dem Moorboden des ganzen untersuchten Terrains. Viele grössere bearbeitete Holzstücke von mehr oder minder unbestimmbarer Art müssen wohl zu den Fahrzeugen gehört haben; daneben aber fand man zahlreiche ähnliche Altertümer wie in den anderen grossen Moorfunden. An Waffen wurden eingesammelt: 106 Eisenschwerter nebst Holzscheiden mit Riemenbeschlägen und Ortbändern, Schnallen und Beschläge von Schwertriemen, mehrere hundert Speerschäfte, 552 Speerspitzen, 36 Bogen und mehrere hundert Pfeilschäfte, sowie zahlreiche Pfeilspitzen von Eisen und Bein, 70 Schildbuckeln von Eisen und mehrere von Bronze, Schildbretter und Metallbeschläge von Handgriffen; ferner fand man verschiedene Stücke von Reitzeug, darunter Gebisse; ausserdem Schmucksachen und zwar Fibeln, Knöpfe, Perlen und Hängezierate, Toilettegegenstände wie Beinkämme, Nippzangen und Ohrlöffel, ferner Gefässe von Holz und Thon, 76 Eisenmesser, 37 Beile, eiserne Ahlen in Schäften, 34 römische Silbermünzen und endlich mehrere Pferdeskelette.

* Eine Übersicht über sämtliche Funde von nordischen Schiffen mit Literaturangaben bietet der Aufsatz von George H. Boehmer, Prehistoric naval architecture of the north of Europe, Washington 1893 (Smithsonian Institution, Report of U. S. National Museum 1891). — Ein später bei Baumgarth in Westpreussen gefundenes Schiff ist publiziert von Conwentz in der »Anlage zum Verwaltungsbericht des westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1895.«

Mehrere andere Moore oder Seen Jütlands haben verwandte Funde geliefert, die zwar eine nicht geringe Anzahl von Altertümern, namentlich Waffen und Reitzeug enthalten, aber doch im Vergleiche mit den 4 grossen Funden unbedeutend genannt werden müssen. Es lässt sich nicht entscheiden, ob an diesen Stellen nicht mehr deponiert worden ist, ob die Funde nicht vollständig ausgegraben worden sind, oder ob schon im Altertum wieder etwas weggenommen worden ist; denn auch letztere Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen. Zwei von diesen Funden stammen aus dem Amte Veile, der eine aus dem Mühlteiche von Vingsted, Kirchspiel Bredsten, unweit des Veile-Baches, der andere aus dem Dallerup-See, Kirchspiel Thyrsted, etwa 1/2 Meile vom Horsens-Fjord; hier lagen die Altertümer am Rande des Sees. Zwei andere Funde stammen aus dem Hedelisker (Sumpf) im Kirchspiel Skjödstrup, etwa 1/4 Meile von der Kalöbucht, und aus dem Trinnemoor im Kirchspiel Thorslev, das zu dem vorletzten nördlichen Bezirk Jütlands gehört. Etwas abweichend ist der Fund von Porskjær, Kirchspiel Underup, bei Horsens, der ausser Schmucksachen zahlreiche Ortbänder von Schwertscheiden und Teile von Beschlägen zu Schwertgriffen, aber keine Klingen enthielt. Im Tranebærmoor auf der Lindet-Feldmark im Bezirk Holmans, fand man zahlreiche Wagenteile, Räder, Achsen u. s. w., doch nur sehr wenige andere Altertümer. Dazu kommen noch die unten erwähnten Funde aus dem Illemoor und einem Moor bei Krogsbölle in Nordfünen; vielleicht sind auch einige kleine Funde aus Seeland und Bornholm hierher zu ziehen.

Der reiche Inhalt dieser 4 grossen und 8 kleineren Funde muss den Wunsch hervorrufen, die Ausrüstung des nordischen Kriegers der Völkerwanderungszeit in einem Bilde veranschaulicht zu sehen. Diesen Wunsch befriedigt die folgende Gruppe, die in allen Einzelheiten auf erhaltenen originalen Stücken beruht. Ein Rock mit langen Ärmeln liegt in dem Thorsbjergfund vor; Vorderteil und Rückenteil sind aus separaten Stücken geschnitten. Die Ärmel sind aus einem anderen gemusterten Stoffe geschnitten und angenäht; die Ränder sind mit schönen, kunstvoll gewebten oder ausgenähten Borten besetzt. Beinkleider, die bis zu den Knöcheln reichen und an denen Strümpfe aus einem anderen solideren Stoff angenäht sind, liegen in demselben Funde vor, ebenso ausgeschnittene Lederschuhe mit eingepressten Ornamenten, die über dem Fusse zusammengebunden wurden, gleich

den bei den Römern üblichen, und endlich grosse viereckige Mäntel, von denen jedoch keiner vollständig erhalten ist. Entsprechende feine und gemusterte Stoffe, teils aus Wolle, teils aus Flachs, bei denen sich mehrere Farben nachweisen lassen, liegen in kleineren Resten aus gleichzeitigen Gräbern vor.

Einen Helm von getriebenem, teilweise vergoldetem Silber hat wieder der Thorsbjerg-Fund geliefert (Abb. 89). Antlitzmaske und Nackenstück scheinen jedoch ursprünglich nicht zusammengehört zu haben. Erstere ist nach einem römischen Vorbilde verfertigt; in der Mitte befindet sich ein dreieckiger Ausschnitt, der von einer (nicht erhaltenen) Partie ausgefüllt war, die nur für Mund und Augen Öffnungen freiliess. In der Figurengruppe ist diese Partie hinzugefügt. Inwendig ist der Helm mit Bronzeblech bekleidet, das mit Stoff oder Leder überzogen war. An der Unterseite der Vorder- und Hinterpartie sind Knöpfe für Verbindungsriemen angebracht. Grössere Fragmente eines römischen Bronzehelms liegen in dem gleichen Funde vor.

Den Leib bedeckte die Ringbrünne, hergestellt aus feinen Eisenringen, die in wechselnden Reihen teils zusammengeschmiedet, teils genietet und derart verkettet sind, dass jeder Ring immer in vier andere eingreift. Eine vollständige Brünne aus dem Vimoor zählt ungefähr 20,000 Ringe; ein einzelner Arbeiter muss gegen ein Jahr zur Herstellung gebraucht haben. Die Ringbrünnen waren daher kostbar und sind nicht allgemein getragen worden; doch liegen mehrere, allerdings nur teilweise erhaltene Exemplare aus Mooren und Gräbern vor.

Zur Deckung diente allgemein der Holzschild, immer von kreisrunder Form und aus dünnen Platten zusammengesetzt; der Rand war mit einem dünnen Metallband eingefasst und über dem Griff erhob sich in der Mitte die rund gewölbte oder zugespitzte Schildbuckel. Der Schild war schwach und leicht, damit man ihn mit ausgestrecktem Arm vor dem Leibe handhaben könne. Er fing den fliegenden Pfeil auf und hemmte den Speer in seinem Flug; doch das Holz wurde durchbohrt, wie man an den zahlreichen Schildbrettern aus den Moorfunden sehen kann. Auch Ausbesserungen mit Hilfe von dünnen Metallplatten, die über die Löcher gelegt sind, kommen allgemein vor.

Die gewöhnliche Angriffswaffe war der Speer; aus dem Vimoor und dem Nydamfund allein liegen etwa anderthalbtausend Exemplare vor. Das Blatt ist oft vorzüglich geschmiedet und



Abb. 91. Nordische Krieger aus der Völkerwanderungszeit.

ornamentiert; Form und Grösse sind verschieden, je nachdem es zu einem Stoss- oder Wurfspeer gehörte. Die sorgfältig geglätteten Schäfte, die meist von Eschenholz sind, erreichen eine Länge bis zu 3 1/2 Meter; in der Mitte waren, um den Speer mit grösserer Wucht schleudern zu können, Wurfschlingen angenagelt. Auf unserem Bilde ist der Reiter mit zwei Speeren bewaffnet, welche die beiden Hauptformen, mit und ohne Widerhaken, repräsentieren; namentlich aus Bornholmer Grabfunden geht hervor, dass der Krieger oft diese beiden Speere trug.

Das Bild zeigt ferner die beiden aus Moor- und Grabfunden bekannten Schwertformen, das kurze und breitere römische und das längere schmälere Schwert; letzteres war weit verbreiteter und im Norden vollständig heimisch. Die Langschwerter haben oft eine kunstvoll damaszierte Klinge,* auf der ein Fabrikszeichen oder ein nicht-römischer Name, *RICVS, RICCIM, VMORCD* u. ä. in guter römischer Schrift eingestempelt ist;** wahrscheinlich sind viele von diesen Exemplaren fremde, halbrömische Arbeiten. Die schönen, verschiedenartig geformten Griffe sind meist von Holz, mit dünn gehämmerter Bronze und Silber bekleidet oder mit breiten Nägeln aus diesen Metallen dekoriert; andere sind von Bein, Elfenbein oder Eisen. Die Scheiden sind aus dünnen Holzplatten hergestellt und mit Randbeschlag, Mundblech, Riemenbügel und Ortband von sehr verschiedenen Formen und aus verschiedenem Material ausgestattet. Ebenso variierend und mannigfach sind ferner die Schnallen, Beschläge, Knöpfe und Riemenzungen der Schulterriemen und Leibgürtel, woran die Schwerter getragen wurden. Ganze Schulterriemen sind in den Moorfunden erhalten; der Reiter in der Figurengruppe trägt ein mit charakteristischen römischen Ornamenten ausgestattetes Exemplar aus dem Vimoorfund. Das Leder von Leibgürteln ist nur in einem einzigen Grabfund (aus Bornholm) erhalten. Am Gürtel oder in ihn eingesetzt trug man meist einen sorgfältig bearbeiteten, länglichen, an den Enden zugespitzten Quarzitstein; da er bei dieser Art der Befestigung leicht verloren gehen konnte, findet man häufig Exemplare an verschiedenen Stellen; merkwürdigerweise aber hat man ihn bis jetzt nie in Gräbern getroffen.

* Mémoires des antiqu. du Nord, 1868, S. 158.

** J. Undset, Iscrizioni latine ritrovate nella Scandinavia, Bulletino dell' Inst. di Corrisp. archeol., decembre 1883. — O. Montelius, Les temps préhistoriques, Paris 1895, S. 161.

In Verbindung mit einem Stück Feuerstein diente er zum Feuerschlagen; zahlreiche Exemplare haben in der Mitte eine tiefe Furche, die vom Feuerstein herrührt. Den Zunder, in welchem man den Funken auffing, trug man in einer schön geschnitzten Schachtel mit Deckel am Gürtel neben dem Feuerstein angebunden (vgl. das Bild).

Der stehende Krieger hält einen Bogen in der Hand; solche sind in zahlreichen Exemplaren in den vier grossen Moorfunden zu Tage gekommen. Sehr zahlreich sind lange, schlanke und sorgfältig geglättete Pfeilschäfte mit einem zierlichen Einschnitt zum Anlegen der Sehne und mit Resten einer Pechmasse, mit welcher die vier Federreihen befestigt waren, die den Flug des Pfeiles lenkten. Feine und leichte Bein- und Eisenspitzen liegen massenhaft vor; auch Holzköcher, die ein ganzes Bündel Pfeile aufnehmen konnten, fehlen nicht. Der Gebrauch des Bogens muss daher allgemein gewesen sein. Dass auch das Beil als Waffe benutzt wurde, kann man daraus schliessen, dass Beile bisweilen in Gräbern gefunden worden sind; die Gräber enthalten aber niemals Werkzeuge. Von den zahlreichen in Moorfunden vorliegenden Beilen gibt sich keines mit Sicherheit als Waffe zu erkennen; vielleicht waren die schöneren Beilblätter, die ungefähr die Form der heute gebräuchlichen Äxte haben und mit einem Loch zur Aufnahme eines langen geraden Stiels versehen sind, zu kriegerischem Gebrauche bestimmt, während andere von der Form der Bronzecelte mit einer Tülle zur Aufnahme eines im Knie gebogenen Schaftes wohl vorzugsweise als Arbeitsgeräte benutzt worden sind.

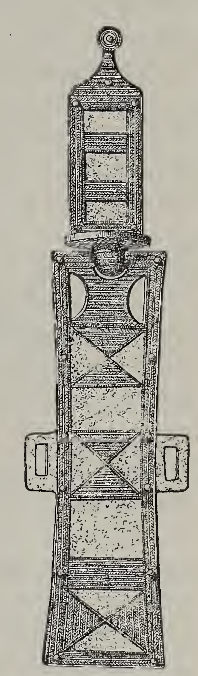


Abb. 92. Schutzplatte für Pferde. 1/3. Engelhardt, Vimose Fundet.

Die Reiterei spielte eine wichtige Rolle in den Kämpfen der damaligen Zeit; dies geht aus den sowohl in Grab- wie in Moorfunden sehr häufigen verschiedenartig geformten Sporen und den mannigfachen, in Mooren gefundenen Metallbestandteilen von Pferdezeug hervor, die ebenso geschmackvoll und gut gearbeitet sind wie die Ausrüstung des Kriegers. Die Gebisse sind von Eisen und Bronze, verschiedene mit schönen Metall-

ketten, an deren Enden der Lederzügel befestigt war. Zu dem Kopfgestell gehörte eine eigentümliche längliche Platte, die bisweilen mit vergoldetem Silberblech belegt ist (Abb. 92). Von der oberen kleineren Partie, die mittelst eines Gelenkes mit der grösseren Platte beweglich verbunden ist, ging ein Lederriemen aus, und in den zwei Oesen an den Seiten waren schmälere Riemen angebracht. Nach einem vollständigen Kopfgestell, das im Thorsbjergfunde vorliegt, darf man mit Wahrscheinlichkeit schliessen, dass diese Platte am Ende eines Riemens befestigt war, der über den Kopf des Pferdes lief, und dass sie (vergl. die Figurengruppe) vor dem Maule des Streitrosses herabhing, um die Nüsternpartie vor Hieben und Stichen zu schützen. Dies ist allerdings sehr auffallend, doch lässt sich das erhaltene Kopfgestell mit einer angefügten Platte kaum anders auf dem Kopfe eines mittelgrossen Pferdes anbringen. Mehrere vollständig erhaltene Skelette beweisen, dass die Pferde von kleiner Rasse waren. Doch bleibt diese Schutzplatte immerhin ein etwas zweifelhafter Punkt der Abbildung; unsicher ist auch, ob der lose Bronzereif unter dem Halse des Pferdes richtig angebracht ist. In allem übrigen aber bietet das Bild eine zuverlässige Darstellung der vollen kriegerischen Ausrüstung zur Zeit der Völkerwanderung in ihrer bunten Mischung von römischen und heimischen Elementen, bei der nichts fehlt, und alles gut und geschmackvoll gearbeitet ist.

Um für die Betrachtung der zahlreichen anderen Altertümer in den Moorfunden eine Grundlage zu gewinnen, wird es wohl am richtigsten sein gleich jetzt die Frage zu erheben, was diese grossen Niederlegungen veranlasst hat, die, wie bereits erwähnt, auf der ganzen Ostküste der jütischen Halbinsel von der Schlei im Süden bis zur Sæby-Aa im Norden, und auf Fünen in der Umgegend von Odense und Assens angetroffen worden sind. Bisher hat man allgemein angenommen, dass die Sachen unter ungefähr denselben Verhältnissen niedergelegt worden seien, unter denen man sie auf allen diesen Plätzen gefunden hat, nämlich in Sümpfen oder auf dem Grunde von Seen, die später verwachsen sind. Ferner hat die von Worsaae vertretene Ansicht, dass die Moorfunde Siegesopfer sind, die den Göttern nach grösseren Kämpfen geweiht wurden, im allgemeinen Beistimmung gefunden, meist jedoch mit einem gewissen Vorbehalt, da man fühlte, dass diese Erklärung nicht ganz befriedigend

sei, sondern noch einer kleinen Richtigstellung bedürfe.* Endlich sind von einigen Forschern, teils schon vor 30 Jahren, teils in neuester Zeit, verschiedene andere Deutungen vorgebracht worden, die zwar untereinander etwas abweichen, aber in dem wesentlichsten Punkt übereinstimmen. Nach der älteren Erklärung sollen sowohl die grösseren als die kleineren Funde von Marodeuren herrühren, die einem vorrückenden Heere gefolgt sind und alles, was sie nach und nach auf verschiedenen Schlachtfeldern auflasen, gesammelt und in Seen und Mooren verborgen haben.** Nach der jüngeren Deutung sind die Funde Beutedepôts, hinterlassen von einem siegreich vorrückenden Heer, das in Seen und Sümpfen barg, was es geraubt, durch Plünderung erworben, und erobert hatte. Beiden Erklärungen gemeinsam ist die Auffassung, dass die Sachen verborgene Werte repräsentieren, die man einmal wieder an sich nehmen wollte.*** Eigentlich stehen sich somit nur zwei Erklärungen gegenüber, die letztere, nach der die Sachen nur vorübergehend verborgen sein sollten, und die Worsaae'sche, nach der sie Opfer sind, die auf ihrem Platze liegen bleiben sollten. Beide Anschauungen sollen bei der folgenden eingehenden Behandlung, die sich vorläufig auf die vier grossen Funde beschränkt, berücksichtigt werden.

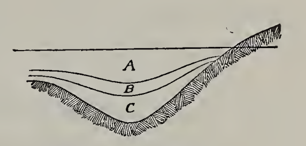


Abb. 93. Durchschnitt des Thorsbjergmoores.

Im Moore von Thorsbjerg waren die Verhältnisse im wesentlichen folgendermassen. Zu oberst lag eine bis zu 11 Fuss starke Schicht (Abb. 93, *A*) von langfaserigem Moos und Sumpfpflanzen, die für sich allein als Torf weniger gut brauchbar war. In den tiefsten Teilen dieser Schicht begannen sich die Altertümer zu zeigen, teils einzelne Schildbretter, teils andere Objekte von Holz, Leder, Stoff und Metall. Die folgende Schicht (*B*), die etwa 5 Fuss stark war, bestand aus einem schwarzen und

---

* J. J. A. Worsaae, Om Slesvigs Oldtidsminder, Kph. 1865, S. 55; Om Betydningen af vore store Mosefund fra den ældre Jernalder, Oversigt over Kgl. danske Vidensk. Selsk. Forhandlinger, 1867.

** Jap. Steenstrup, Et Blik paa Natur- og Oldforskningens Forstudier, Kph. 1862, S. 5.

*** Henry Petersen, Hypothesen om religiöse Offer- og Votivfund: Aarb. for nord. Oldkynd. 1890.

ganz reifen Torfstoff, einer weichen Morastmasse, die mit der noch unreifen Moorschicht vermengt zur Torffabrikation verwendet wurde. In dieser Schicht fand man bis zur Tiefe von 4 Fuss die Hauptmasse der Altertümer; einzelne schwerere Gegenstände lagen noch ein paar Fuss tiefer. Die unterste, bis 12 Fuss mächtige Schicht (*C*) enthielt jedoch in der Regel keine Altertümer.

Sind nun die Sachen in einen See niedergelegt worden, so muss die Schicht *A* Wasser gewesen sein, *B* aber ungefähr wie jetzt weicher Schlamm, in welchem die Gegenstände bei der Versenkung in verschiedener Tiefe, mit einer Differenz bis zu 6 Fuss, stecken geblieben sind. Das wäre aber allerdings ein höchst sonderbarer Platz für Gegenstände, die man einmal wieder an sich zu nehmen beabsichtigte. Man hätte, um sie wiederzufinden, in einer 4—6 Fuss tiefen Schlamm-Masse, über der Wasser stand, herumsuchen müssen. An einer solchen Stelle würde gewiss niemand seine Schätze verbergen.

Die Altertümer lagen zerstreut auf einem runden Platze von ca. 7700 Quadratfuss (ca. 1/7 Tonne Land), am dichtesten in der Mitte, während die Menge gegen die Peripherie nach allen Seiten zu abnahm. Das Moor erstreckte sich nach allen Richtungen noch über diesen Platz hinaus, an einer Seite allerdings nicht weit. Doch selbst bei der Annahme, dass das vermeintliche Seeufer fast bis zum Rande der Altertümerschicht gereicht habe, müssen die Sachen doch, nach der Ausdehnung letzterer, bis zu 100 Fuss vom festen Lande entfernt und in einer Breite von ca. 70 Fuss niedergelegt worden sein. Wie war dies möglich? Schleuderte man sie von dem Seeufer aus in das Wasser? Selbst wenn man die Möglichkeit zugeben wollte, dass Gegenstände von der in Frage stehenden Art so weit geworfen werden können, so bliebe es doch sonderbar, dass man Wertsachen, die man unter günstigen Verhältnissen wieder einmal beheben wollte, in einem Seebecken derart zerstreut hätte. Ein Hinauswaten in den tiefen Sumpf ist undenkbar, doch hätte man von Booten aus die Sachen versenken können; dann bliebe es aber wieder auffallend, dass man sie nicht auf einen Haufen zusammengelegt hat, statt sie über die grosse Fläche hin zu zerstreuen.

»Die obersten Altertümer müssen nach gewissen Kennzeichen zu schliessen längere Zeit atmosphärischen Einwirkungen

ausgesetzt gewesen sein, ehe sie von einer Moorschicht bedeckt wurden. So zum Beispiel waren die Holzsachen auf der nach oben gewendeten Seite dunkel und schwärzlich; die Unterseite dagegen war hell und glatt gleich den tiefer liegenden Holzsachen, die in Bezug auf Farbe und Glätte wie ganz neu aussahen«. Dieser Umstand ist mit der Annahme einer Versenkung des Fundes in Wasser, um ihn zu verbergen und aufzubewahren, unvereinbar. Denn wenn man auch annehmen könnte, die durch atmosphärische Einwirkung erfolgte Verwitterung der Oberfläche rühre daher, dass die Holzsachen lange auf dem Wasser geschwommen seien, ehe sie, von demselben durchtränkt, in die Tiefe sanken, so bliebe es doch merkwürdig, dass sie gerade zu den übrigen Gegenständen gesunken wären; vor allem aber kann man unmöglich die wertvollen Sachen auf dem Grunde des Wassers verborgen und gleichzeitig dafür gesorgt haben, die Aufmerksamkeit Fremder durch die zahlreichen auf der Oberfläche herumschwimmenden Schildbretter und Speerstangen auf sie zu lenken.

Derartige Fundverhältnisse dürften es gewesen sein, die Engelhardt dazu bewogen, in seiner Publikation über diesen zuerst entdeckten Moorfund die Auffassung vorzutragen, dass die Altertümer auf der Oberfläche eines Sumpfes niedergelegt und von den Pflanzen, die damals dort wuchsen, bedeckt worden seien. Damit kam er gewiss der Wahrheit sehr nahe. Nur muss man annehmen, dass es nicht ein weicher Sumpf war, sondern ein wenigstens einigermassen fest verwachsenes Moor, das von den Leuten, welche die vielen Gegenstände über die grosse Fläche hin verstreuten, betreten werden konnte. Darnach müsste die oberste Schicht *A* eine spätere Bildung sein und *B* sich aus einer festen Schicht in die weiche Schlamm-Masse verwandelt haben, in welcher die mehr oder weniger tief eingesunkenen Sachen gefunden worden sind. Kann die Moorbildung so vor sich gegangen sein, dann sind, so weit man sehen kann, sämtliche archäologischen Fundverhältnisse verständlich.

Eine Untersuchung der Naturverhältnisse durch einen auf diesem Gebiete besonders kundigen Forscher hat nun wirklich gerade dieses Resultat ergeben. »Nach allem vorliegenden ist es wahrscheinlich, ja sogar unzweifelhaft«, sagt der Botaniker E. Rostrup in einer schriftlich abgegebenen Erklärung, »dass zu der Zeit, als die Altertümer im Thorsbjergmoor niedergelegt

wurden, dort ein so dichtes Bebemoor war, dass es diese Sachen tragen konnte, wogegen die obersten Moorschichten später darüber gewachsen sind und gleichzeitig die Altertümer tiefer hinabgedrückt haben. Die Schicht *B* hat sich später in ihrem unteren Teile auf dem gewöhnlichen Wege nach und nach in schwarzen Torfschlamm verwandelt«.

Wenn es in Bezug auf den Thorsbjergfund darnach also mehr als wahrscheinlich ist, dass die Sachen nicht in Wasser versenkt, sondern auf eine geschlossene Moorfläche niedergelegt worden sind, so wird eine nähere Betrachtung der anderen grossen Moorfunde unzweifelhaft zu demselben Resultat führen. Doch kann man für diese den Beweis nicht von der naturgeschicht-

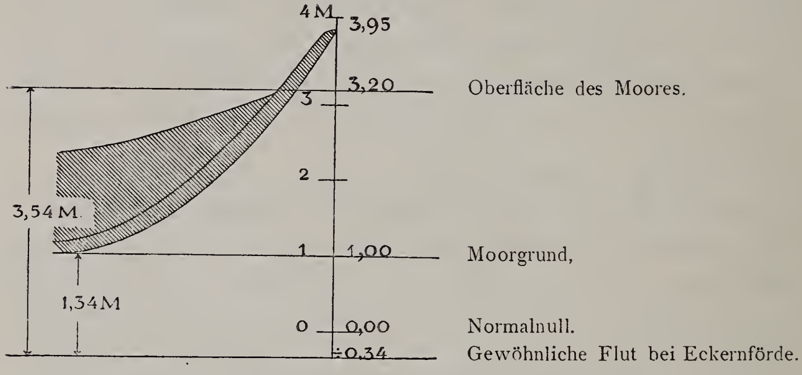


Abb. 94. Durchschnitt der Fundstelle des Nydambootes.

lichen Untersuchung der Verhältnisse erwarten, da die Beobachtungen nicht zu einer festen Entscheidung der Frage hinreichen, ob die jetzt verwachsenen Moore zur Zeit der Niederlegungen Wasserbecken waren oder nicht. Man ist ausschliesslich auf die Erwägung der archäologischen Beobachtungen angewiesen.

Die Auffassung, die Engelhardt in Bezug auf seinen ersten grossen Moorfund vortrug, wurde bald stillschweigend aufgegeben. Nirgendwo findet man später eine Andeutung darüber, dass einer der Funde auf trockenem Boden gelegen haben könne. Man hat sich gewiss dieser Erklärung gegenüber von Anfang an unsicher gefühlt; dies rührte vielleicht von der Schwierigkeit her, sich vorzustellen, wie die Niederlegung der Sachen auf dem grossen Platze vor sich gegangen sein könnte, der so weich war, dass die im ganzen leichten Sachen in verschiedene Tiefe, bis

zu 6 Fuss, versinken konnten; dann hätten ja die Menschen, die diesen Sumpf betraten, selbst tief einsinken müssen. Niemandem ist damals eingefallen, dass eine ehemals feste Schicht in der Tiefe des Moors sich nach und nach in eine weiche Schlamm-Masse verwandeln kann. Zur Bestärkung der Vorstellung, dass die Altertümer in Wasser niedergelegt worden seien, trug gewiss wesentlich noch der Umstand bei, dass der nächste grosse Fund, im Nydam-Moor, Fahrzeuge enthielt. Es lag nahe anzunehmen, dass, wo Boote waren, auch Wasser gewesen sei, und die Naturverhältnisse schien deutlich zu künden, dass diese Boote aus dem Alsensund in die innerste Bucht gerudert worden seien, wo sie versenkt wurden, um die reiche Ladung zu verbergen.

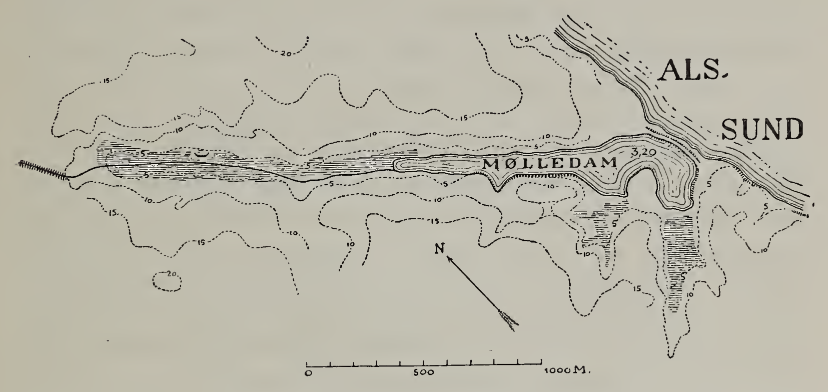


Abb. 95. Terrainkarte der Nydamfundstelle.
Nach der Königl. preuss. Landesaufnahme 1877.

Diese Auffassung wurde jedoch zu einer Zeit vorgetragen, als noch keine Messung der Höhe des Platzes im Verhältnis zum Meeresspiegel vorlag, und, wie gleich hinzugefügt werden muss, die Verhältnisse nicht gestatteten, ein Nivellement vorzunehmen. Nach den heute vorliegenden Karten aber scheint klar zu sein, dass die Boote nicht versenkt werden konnten, sondern auf trockenem Lande gestanden haben müssen.

Das im J. 1863 aufgedeckte Boot aus Eichenholz lag nach den Fundberichten in einer Tiefe von 1,30—1,90 m, höchstens 2,20 m. Der Abstand der Steven von der Unterkante der Bodenplanke ist auf 2,95 m berechnet worden. Wenn also das Wasser im Altertum auf diesem Platze ebenso hoch stand wie die gegenwärtige Wiesenfläche, so musste das Boot, auf dem Kiel stehend,

mit dem Steven 75 cm über die Oberfläche des Wassers herausragen (vgl. Abb. 94). Diese Berechnung erfährt zwar eine kleine Reduktion durch die Berücksichtigung des Umstandes, dass das Boot, sobald es den Boden berührte, auf die Seite fallen musste, doch würden selbst in diesem Falle die Steven kaum so tief zu liegen gekommen sein wie die gegenwärtige Moorfläche, keinesfalls aber tiefer, somit 2,20 über dem Boden. Eine Betrachtung der Terrainverhältnisse wird zeigen, dass in dieser Höhe kein Wasser gestanden haben kann.

Die Fundstelle in der Nydamwiese zeigt die Karte Abbildung 95. Der zwischen der Wiese und dem Alsensund liegende Mühlenteich ist nachweislich erst im 16. Jhd. durch die Anlage eines Dammes am Strande entstanden. Die Erde zu letzterem nahm man von den Hügeln im innersten Teile der Niederung, und gleichzeitig wurde eine Rinne durch die ganze Wiese bis zum Mühlenteich gezogen. Nach der preussischen Karte von 1877 steht das Wasser hier 3,20 m über Normalnull, und mindestens ebenso hoch ist die Oberfläche der Wiese. Man muss aber noch 34 cm dazuschlagen, da die gewöhnliche Flut bei Eckernförde, dem nächsten Punkt, für den die Korrektion angegeben ist, um so viel unter Normalnull steht. Die gegenwärtige Wiesenfläche bei Nydam liegt somit mindestens 3,54 m über der gewöhnlichen Flut und ebenso hoch müsste der Wasserspiegel gestanden haben, welcher das Boot bedeckt haben sollte. Ein solcher Unterschied zwischen dem Wasserstande der offenen Bucht und des nahen Sundes kann jedoch nicht existiert haben. Die Stelle muss trocken gelegen haben, 1,34 m über der gewöhnlichen Flut. Nur in einem Falle kann das Boot versenkt und unter Wasser verborgen worden sein, wenn eine Landhebung von 3,54 m erfolgt sein sollte; dafür scheint aber nichts zu sprechen.

Zahlreiche andere Beobachtungen beweisen vielmehr klar, dass die Fundstelle im Altertum nicht unter Wasser stand. »Man fand einzelne Eisensachen, namentlich Speerspitzen und Schwerter, senkrecht oder schräg in den lehmigen Meeresgrund eingestochen oder vielleicht eingesunken, so dass die Spitze bisweilen einige Fuss tief im Lehm stak; ja bisweilen waren die Speere so tief eingebohrt, dass man den Schäften 3—4 Fuss nachging, ohne die Spitzen zu erreichen.« Wie könnte das geschehen sein, wenn die Stelle mindestens 2,20 m tief unter

Wasser stand? Geringer kann die Höhe des Bootes, wenn es umgewälzt auf der Seite lag, nicht gewesen sein. War es vielleicht auch möglich, die langen Speere so tief einzubohren, und konnten sie vielleicht bei einem Gefecht so tief unter das Wasser geflogen sein, so bleibt es doch unmöglich, ein Schwert unter so tiefem Wasser in den Grund einzustecken. Und für alle Fälle wäre es ganz sinnlos gewesen, Sachen, die man wieder in Besitz nehmen wollte, auf diese Weise anzubringen.

Man fand mehrere Holzsachen, ein langes Brett, eine grosse Keule und ein Messerfutteral, unter den Bootsplanken liegend. War hier trockener Boden, so ist das ganz verständlich; die genannten Gegenstände lagen unter dem Boote, das über ihnen zusammengefallen ist. Stand aber hier Wasser, so mussten sie auf der Oberfläche herumschwimmen, ehe sie nach und nach so durchtränkt waren, dass sie sinken konnten; dann können sie aber schwerlich unter die Seite des Bootes geraten sein.

Wie lässt sich überhaupt das Vorkommen der zahlreichen grösseren und kleineren Holzsachen, die man um das Boot herum und in demselben fand, mit dem Gedanken an eine Versenkung in Wasser vereinbaren, namentlich mit der Vorstellung, dass die Gegenstände verborgen worden seien? Die verschiedenen lose liegenden Sachen, Ruder, Reisbesen, Schöpfgefässe, Schalen und Teller von Holz mussten ja, als das Boot versenkt wurde, in die Höhe steigen und von Wind und Wellen entführt werden. Nur ein ganz merkwürdiger Zufall hätte sie wieder nach Verlauf einer gewissen Zeit gerade neben dem Boot und in dasselbe versinken lassen können, und vor allem wären sie doch auf der Oberfläche des Wassers sichtbar gewesen und hätten verraten, was tiefer unten verborgen lag.

Und nun gar die Pferdeskelette! Bei Nydam wurde in der eigentlichen Altertümerschicht ausserhalb des Bootes ein annähernd vollständiges Skelett angetroffen, von Altertümern oberhalb, unterhalb und seitwärts derart umgeben, dass kein Zweifel darüber bestehen kann, dass es mit allen anderen Objekten zusammen niedergelegt worden ist. Ferner fand man Teile von anderen Skeletten und namentlich mehrere Schädel, von denen drei noch ein Gebiss zwischen den Kinnbacken liegen hatten. Mehrere Schädel und Knochen trugen tiefe Spuren vieler schwerer Hiebe und waren von Pfeilen durchlöchert. Wenn ein Kampf zur See vor sich gegangen sein sollte, so könnte man

annehmen, dass die an Bord befindlichen Pferde niedergemacht und dann in das Wasser geworfen worden seien. Doch so wird der Fund nicht aufgefasst; die Boote sollen ja versenkt worden sein, um die kostbare Ladung zu verbergen. Weshalb hat man dann die toten Pferde über Bord geworfen? Wenn man das Boot versenkte, so lag kein Grund vor, zuvor die toten Tiere auszuwerfen.

Man nimmt jedoch an, dass die getöteten Pferde und alle anderen Sachen in dem Boot versenkt wurden, und erst nachdem dieses zerfallen war, von Wasserströmungen in der Umgebung zerstreut worden sind. Die verschiedenartigen Fundobjekte wurden nämlich teils in dem Boote, teils ausserhalb desselben auf dem ganzen untersuchten Areal von 10,000 Quadratfuss zerstreut angetroffen. Es ist nun gewiss von vornherein höchst unwahrscheinlich, dass schwerere Metallsachen auf dem Grunde des Wassers von Strömungen so weit gezerrt worden sein können. Doch nehmen wir an, es sei dem wirklich so: die abgeschlagenen Pferdeköpfe und die ganzen Rümpfe können unmöglich derart verschleppt worden sein; sie mussten zu der Zeit, als die Verbindungen des Bootes sich aufgelöst hatten, längst zu Skeletten geworden und diese zerfallen sein.

»Ferner waren mehrere Pferdeknochen stark vermodert, wie es mit solchen Knochen zu gehen pflegt, die nicht hinreichend bedeckt waren, so dass die Luft freieren Zutritt gehabt hat. Viele waren so stark verwittert, dass sie dem Zerbröckeln nahe waren . . . . ausserdem waren mehrere dieser Knochen von Raubtieren (Wölfen oder grösseren Hunden) benagt, die Zugang zu ihnen gehabt haben müssen, ehe sie von der Torfmasse bedeckt wurden«. Diese Beobachtungen beweisen unwiderleglich, dass der Fund nicht in Wasser versenkt worden ist. Die Boote müssen somit an den Strand gezogen worden sein und auf trockenem Lande gestanden haben. Ob sie im Laufe der Zeiten zerfallen, oder, worauf mehreres deutet, gewaltsam in ihre Teile aufgelöst worden sind, lässt sich nicht entscheiden. Teils in, teils um die Boote herum sind alle die verschiedenen Objekte hingeworfen oder niedergelegt worden, sichtbar und auf trockenem Boden, und in dieser Lage sind sie nach und nach von der Moorschicht bedeckt worden.

Im Kragehul-Moor lagen die Sachen 3—5 Fuss tief, auf dem lehmigen Sandboden und in der nächst höheren c. 2 Fuss

starken Torfschicht, was sich ganz gut mit dem Gedanken vereinbaren liesse, sie seien in Wasser versenkt worden und darnach mehr oder minder tief in die weiche Schicht, in der man sie findet, eingesunken. Dagegen spricht jedoch der Umstand, dass der Fundplatz mitten im Moor vom festen Boden weit entfernt liegt. Dorthin konnte man die Gegenstände nicht werfen, man ist schwerlich zu dieser Stelle durch Wasser und Morast gewatet, und man würde die guten Gegenstände, die man einmal wieder in Besitz zu nehmen hoffte, nicht unter solchen Verhältnissen deponiert und über einen grossen Platz hin zerstreut haben. Auch hier waren Wurfspeere, einmal auch ein Schwert und an einer anderen Stelle ein Pfeil, tief in den Grund unter den übrigen Sachen eingebohrt.

Ausführlichere Berichte liegen über den Vimoorfund mit seinen Tausenden von Altertümern vor. Die Fundstätte war auch hier ein grösserer Platz von ca. 9000 Quadratfuss im Moore draussen, nicht in der Nähe festen Grundes. Die Altertümer begannen sich in der Regel nach der Entfernung des Grastorfs und der obersten faserigen Schicht in einer Tiefe von 2—3 Fuss zu zeigen; sie lagen meist in der folgenden ca. 2 Fuss starken Schicht. Die Niederlegung der Sachen wäre hier wie bei den anderen Funden ganz unbegreiflich, wenn man annimmt, dass der Platz von Wasser bedeckt war. Auch hier waren einzelne Gegenstände unterhalb der übrigen eingebohrt; so zum Beispiel war eine Speerstange ohne Eisenspitze 3—4 Fuss unterhalb der tiefsten Stelle der Altertümerschicht senkrecht in den Boden eingesteckt. Man fand Flechtwerk von Reisern und Stöcken, das man als eine Art Einhegung des Depots auffasste; etwas ähnliches ist bei Thorsbjerg beobachtet worden. Wozu eine solche Einhegung bei einer Vensenkung der Sachen unter Wasser dienen sollte, ist nicht recht verständlich; dagegen würde sie am rechten Platz sein, wenn die Sachen auf trockenem Boden lagen.

In der ganzen Altertümerschicht zerstreut fand man zahlreiche Tierknochen, namentlich von Pferden. Dicht um zwei Hauklötze herum lag eine grosse Menge zersplitterter und zerhackter Knochen von Pferden und Schweinen. Der Oberteil eines Pferdeschädels war von Altertümern oben, unten und an den Seiten umgeben. Dass die Knochen aus gleicher Zeit stammen wie die anderen Fundbestandteile, ist nicht zu be-

zweifeln; mit der Vorstellung, dass hier ein Wertdepot vorliege, lassen sich die Tierreste allerdings nicht vereinbaren.

Wie im Thorsbjergfund weisen auch hier zahlreiche Holzsachen die Spuren atmosphärischer Einwirkungen auf, und in beiden Funden kommen verschiedene Sachen vor, die von Larven, welche nur dürres Holz angreifen, stark zerfressen sind. Namentlich ein Schwertknauf und eine Speerstange sind von Larvengängen so durchkreuzt, wie ein Stück altes Holz. So alte morsche Waffen hat man gewiss nicht gebraucht. Das Holz ist unter freiem Himmel liegend wurmstichig geworden. Der Platz ist also nicht von Wasser bedeckt gewesen, sondern hat eine bereits fest verwachsene Moorfläche gebildet. Später hat sich darüber eine Schicht von 2—3 Fuss Dicke angesetzt und die 2 Fuss starke Altertümerschicht hat sich in die weiche Masse verwandelt, in welche die Gegenstände verschieden tief einsinken konnten.

Man wird gegen diese Erklärung vielleicht die zwei einbaumartigen (vgl. I, 149) »Boote« und mehrere »Ruder«, die im Vimoor gefunden worden sind, geltend machen wollen. Doch diese Artbestimmungen sind zweifellos von der Vorstellung einer Versenkung des Fundes in Wasser beeinflusst gewesen. Die s. g. Einbäume sind mächtige Tröge mit unten flachem Boden und mit vorspringenden Partien an den Enden, die als Handhaben dienten. Die als Ruder aufgefassten Stücke könnten zwar nach der Form des breiten und flachen, am Ende abgerundeten Blattes und des langen Schaftes wirklich Ruder gewesen sein (Abb. 96). Bei mehreren Exemplaren ist jedoch das Blatt auf beiden Seiten von Feuer versengt. Es können Geräte zum Einschieben und Herausnehmen des Brodes aus dem Ofen gewesen sein, wie solche von den Römern gebraucht wurden. Mehrere andere Exemplare mit kurzen Blättern von ähnlicher Form können als Spaten verwendet worden sein. Ähnliche hat man in der Erdmasse des Dannevirke und in den Grabhügeln von Jellinge getroffen, wo sie unzweifelhaft zu Erdarbeiten verwendet worden sind.

Endlich sind noch einige an und für sich unbedeutende Objekte zu nennen, die jedoch für die Auffassung der Funde nicht unwichtig sind. Überall im Vimoor stiess man auf lange zugespitzte und von Zweigen befreite Äste. Ebenso zahlreich waren Haken und Gabeläste, und an mehreren Stellen fand man

ziemlich zahlreiche Reste von Seilen. Auch bei Nydam und Thorsbjerg fand man viele zugespitzte Stangen; auf einem 10 Quadratfuss grossen Platze lagen einige zwanzig Stück. Im Vimoor fand man ausserdem Wagenräder, grosse Rechen oder Eggen zur Feldarbeit, Holzkeulen und zahlreiche bearbeitete Holzstücke von unbekannter Bestimmung, endlich Späne und Abfälle von Holzarbeit. Alles das lässt sich weder zu Wertgegenständen zählen, die man aufbewahren wollte, noch zu Sachen, die man in das Wasser werfen konnte, um sie zu verbergen, da sie ja auf dem Wasser schwimmend die Depotstelle verraten hätten. Gleiches gilt von den vielen Holz- und Thongefässen in den 3 grössten Funden. Ausserdem beweisen viele Spuren, dass die Sachen mit Flammen in Berührung gekommen und dass auf dem Platze selbst Feuer angezündet worden sind. Mehrere Gegenstände sind verbrannt oder versengt und bei Thorsbjerg fand man viele Kohlenstückchen, oft sogar in grösseren Haufen.

Aus alledem geht hervor, dass die Gegenstände in den vier grossen Moorfunden nicht in Wasser versenkt, sondern auf trockenen und zugänglichen Grund niedergelegt worden sind. Sie lassen sich ferner nicht als aufbewahrte und verborgene Wertgegenstände auffassen, denn sie waren unbedeckt und sichtbar, bis sie nach und nach von der Vegetation bedeckt worden sind. Hält man alle diese Einzelheiten zusammen, so kann nach den angeführten und nach den gleich unten noch zu erwähnenden Indicien die richtige Erklärung dieser Funde nicht mehr zweifelhaft sein.

Abb. 96. Ruderartiges Gerät (Brodschaufel). Engelhardt, Vimose Fundet. 1/8.

Auf diesen Plätzen ist etwas hergerichtet worden und etwas vorgegangen. Auf der verwachsenen Moorfläche, die einen offenen Platz im Walde oder an der Küste, wo man die Boote auf das Land gezogen hatte, bildete, hat eine Schar von Kriegern Halt gemacht. Nach der Grösse der Plätze und Anzahl der Waffen müssen es Hunderte von Männern gewesen sein. Aus Zweigen wurden Hütten gebaut, und Reiserzäune bildeten eine

Einhegung. Handwerker, Frauen und Kinder befanden sich bei der Truppe, wie man aus den zahlreichen Werkzeugen zu Holz- und Schmiedearbeit im Vimoor, aus den Frauenschmucksachen, Halsringen und Perlen, und aus dem Spielzeug, namentlich mehreren Kreiseln gleich den von Kindern noch heute zum Spielen gebrauchten, schliessen kann. Man war mit allem versehen, was zum Leben im Felde gehört; Pferde und Wagen mangelten nicht. Man hat hier eine Zeit lang gelebt, sein Mahl bereitet, gearbeitet, sich die Zeit mit Brettspiel verkürzt und — gekämpft.

Ein heftiger Kampf hat auf dem Platze selbst oder dicht daneben stattgefunden. Viele Waffen zeigen Spuren von Hieben und Stichen; die Speerspitzen sind verbogen, die Schwerter zerbrochen, Lanzenstangen und Bogen durchhauen. Es war kein leichtes Scharmützel, sondern ein entscheidender Kampf, aus dem einer der Teile als Sieger hervorging. Das Lager mit seinem ganzen Inhalt wurde erobert.

Diese Funde enthalten die Kampfbeute. Vieles ist jedoch so stark beschädigt, dass dies nicht von dem blossen Kampfe herrühren kann. Mehrere Schildbuckeln sind nicht bloss eingeschlagen, sondern auch zusammengebogen. Ein grosser Bronzekessel ist kreuz und quer zerhackt und dann vollständig zusammengedrückt. An einer Hose fehlt ein Stück eines Beinlings, und an einer Jacke ist ein Ärmel abgerissen. Eine Ringbrünne fand man in zwei Hälften geteilt, jede in einem Thongefäss liegend; die Gefässe standen von einander weit entfernt. Die Sieger haben die erbeuteten Sachen absichtlich zerstört und meist in grösster Unordnung durch einander geworfen.

Anderwärts dagegen ist eine geordnete Niederlegung erkennbar. Im Thorsbjergmoor lagen viele von den Holzsachen in grösseren Haufen beisammen, so z. B. ein Bündel Pfeile, mehrere Schichten von Schildbrettern übereinander; letztere waren bisweilen mit einem Speer durchbohrt, der sie zusammenhielt. Fast alle Schildbuckeln fand man nahe bei einander. Kleinere Gegenstände lagen in grösseren; sie waren zusammengebunden oder in Stoff eingehüllt. Im Vimoor fand man in ein Stück Stoff eingepackt 38 zum Teile verbogene Speerspitzen, in deren Tülle die Enden der abgebrochenen Stangen sassen, nebst einem Stück eines Schwertknaufs. Eine Schildbuckel war mit einer in vier Stücke zerbrochenen Eisenaxt zusammengepackt; Speerspitzen und Schwertklingen waren in eine Ringbrünne eingewickelt. Die

Gegenstände sind also zum Teile beim Kampfe und der darauffolgenden Zerstörung durcheinander geworfen, zum Teile als Beute gesammelt und in einer gewissen Ordnung niedergelegt worden.

Und alles das, die wertvollen Gold- und Silbersachen, die ganzen und die zerbrochenen Waffen, Tröge, Thongefässe und die niedergemachten Pferde hat man auf dem Platze liegen lassen. Dies geschah gewiss, wie Worsaae ausgesprochen hat, einem bestimmten Brauche zufolge, als Siegesopfer für die Götter. Schon früher war von den Gegenständen die Rede (I, 430), die zur Stein- und Bronzezeit als Opfer eines Einzelnen den Göttern durch Niederlegung geweiht worden sind; im folgenden Abschnitt werden die entsprechenden Funde aus der Eisenzeit behandelt werden, wobei dem Beweise, dass diese Sachen offen und sichtbar niedergelegt worden sind, besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden soll. Diesen kleineren Funden scheinen die grossen Niederlegungen als Gesammtopfer einer zahlreichen Kriegerschar ganz zu entsprechen.

Es ist hier versucht worden, so zu sagen in dem Buche der Vorzeit zu lesen, das die grossen Moorfunde uns aufgeschlagen vorlegen; aber gar manche Stelle ist schwer zu deuten und die alte Sprache ist nicht jedermann leicht verständlich. Es ist daher gut, dass man auf alte literarische Berichte hinweisen kann, die dasselbe erzählen, was hier aus den Funden herausgelesen worden ist. Neben anderen Berichten ist namentlich hervorzuheben, was Caesar von den Galliern erzählt (VI, 17), dass sie, »wenn sie in den Kampf gehen, in der Regel die Beute dem Kriegsgott geloben. Haben sie gesiegt, so opfern sie die Tiere und tragen die übrigen Sachen auf einen Platz zusammen. In vielen Gauen sieht man aufgestapelte Haufen von solchen Sachen an heiligen Orten. Nur selten ist jemand gleichgiltig gegenüber dem Heiligen, so dass er entweder seine Beute verbirgt oder etwas von dem, was niedergelegt wurde, entwendet, worauf die härteste Strafe gesetzt ist«. Diese Stelle gibt über den Anlass zu den nordischen Opfern Auskunft und erklärt zugleich, wieso die vielen Gegenstände unberührt liegen bleiben konnten, bis sie nach und nach von der Vegetation bedeckt wurden und die Begebenheit schliesslich in Vergessenheit geriet. Auf keltischem Boden dürften ähnliche Opfer in den grossen Funden von Tiefenau

bei Bern und von La Tène im Neuenburger See (s. S. 26) vorliegen.

Über die übrigen oben genannten Moorfunde, die zwar von gleicher Art sind, doch weit weniger Altertümer enthalten als die vier grossen Funde, lässt sich, soweit sie in älterer Zeit aufgedeckt worden sind, nichts bestimmtes äussern, da die zu einer näheren Beurteilung notwendigen Aufklärungen fehlen. Anders steht es mit zwei in den letzten Jahren aufgedeckten Funden aus Nordfünen. Im Illemoor bei Rynkeby lagen die Altertümer 2½ Fuss tief unter dem Rasen an einem Seeufer. Man fand einen grossen Brandplatz: die Stelle ist somit wasserfrei gewesen. Waffen, ein Pferdeskelett und zahlreiche Menschenknochen lagen über den Platz hin verstreut. Ein Gefecht hat hier stattgefunden und der Walplatz ist seitdem unberührt und ungestört geblieben. Bei Krogsbölle fand man zahlreiche Waffen unmittelbar um einen mit Steinen gepflasterten Weg, der im Altertum über eine Moorstrecke geführt hat. Die Speere staken nicht selten schräg in der dünnen Torfschicht. Auch hier hat ein Kampf stattgefunden. Im Tranebær-Moor (S. 127) scheinen Reste einer Wagenburg vorzuliegen, in Porskjær dagegen geopferte Gegenstände.

Wie immer auch die speziellere Deutung der einzelnen Funde schliesslich lauten wird, wenn einmal alle Erwägungen abgeschlossen sind, eines ist doch sicher, dass sie alle nach derselben Richtung hin deuten, dass sie Zeugnisse für Kämpfe sind, die auf oder bei den verschiedenen Plätzen, wo man die Altertümer findet, stattgefunden haben. Man hat geglaubt, die Funde enthielten Kriegsbeute, heimgebracht von Kriegerscharen, die zur Völkerwanderungszeit fern von der Heimat, vielleicht an den Grenzen des römischen Reiches, umhergestreift seien; dagegen sprechen jedoch unwiderleglich die vielen wertlosen Sachen, die zerbrochenen Speerstangen und Bogen, Schilde und Pfeile; eine solche Beute würde man nicht den weiten Weg mitgeführt haben. Im Lande selbst ist gekämpft worden, oft, an vielen Stellen, und von grossen Scharen. Die Moorfunde bezeugen kriegerische Begebenheiten in Dänemark zur Völkerwanderungszeit, einer Zeit, wo ja im Süden überall die Völker gegen einander und gegen die Römer in Waffen standen.

Wenn aber der Versuch gemacht worden ist, alle diese Funde mit einander in Verbindung zu setzen und sie auf einen grossen Feldzug zu beziehen, so kann dies nicht richtig sein.

Sie sind nämlich nicht ganz gleichzeitig. Die Funde von Thorsbjerg und aus dem Vimoor haben den gleichen Charakter, und auch die kleineren Funde aus dem Trinnemoor, von Vingsted und aus dem Illemoor weichen nicht ab: Sachen von römischer Arbeit treten stark hervor, die Schwertgriffe schliessen mit grossen Kugeln ab, die Speerblätter sind verhältnismässig kurz, die Tierornamentik steht noch in den ersten Anfängen — um nur ein paar einzelne Züge hervorzuheben. Die Funde von Nydam, Hedelisker und Porskjær dagegen enthalten nur wenige römische Sachen, die Schwertgriffe haben oben und unten lange Querpartien, die Speerblätter sind lang und schlank, die Tierornamentik spielt eine grössere Rolle. Noch jünger sind die Funde von Kragehul, Dallerup und Krogsbölle; römische Sachen fehlen, und alle Objekte haben ein merklich späteres Gepräge. Diese Abweichungen sind gewiss der Ausdruck eines chronologischen Unterschiedes von mehr als einem Jahrhundert. Während die ältesten Funde noch dem 4. Jhd. angehören können, reichen die jüngsten gewiss über das Jahr 500 hinaus. Andere haben die Moorfundgruppen etwas früher oder später angesetzt. Von denen, welche sich in den letzten Jahren darüber geäussert haben, führt Montelius die älteren Funde auf das 3. Jhd., die jüngeren auf das 4. Jhd. zurück, während Wimmer sie aus sprachlichen und paläographischen Gründen in das 5. und 6. Jhd. setzt.*

Man hat angenommen, die Gegenstände in diesen Funden seien mit Unrecht der heimischen Bevölkerung zugewiesen worden. Könnten sie nicht von fremden Scharen herrühren, die einmal über das andere, bald hier, bald dort besiegt wurden? Die fremden Krieger könnten Nachbarn der Römer gewesen und darum in den Besitz so vieler römischer Sachen gekommen sein. Die Anzahl dieser Gegenstände in den ältesten Funden ist allerdings auffallend gross; zahlreiche Waffenteile sind von römischer Arbeit, die Schwertklingen sind mit halbrömischen Namen gestempelt, Elemente gleichen Ursprungs trifft man überall auch an den nichtrömischen Erzeugnissen. Eine reichhaltige Zusammenstellung von Arbeitsgerätschaften liegt im Vimoorfund vor — Ambosse, Schmiedezangen, Hämmer, Feilen, Hobel, Bandeisen, Meissel, Bohrer u. a. m. — alles Werkzeuge der klassischen Welt, welche

* Oscar Montelius, Svenska fornminnesföreningens tidskrift, VI, 267. Ludv. F. A. Wimmer, Die Runenschrift, Berlin 1887, S. 302.

die Kelten schon vor Christi Geburt übernommen hatten und die erst jetzt im Norden erscheinen. Industrie und Handwerk in den Moorfunden stehen ebenso hoch und haben im wesentlichen das gleiche Gepräge wie in den südgermanischen Funden. Sollte alles das nicht doch auf eine kriegerische Einwanderung deuten? Ein Vergleich mit dem Inhalt der Gräber liefert jedoch keine Stützen für diese Annahme. In beiden Fundgruppen findet man die gleiche Kultur in ihrer charakteristischen Mischung von römischen und heimischen Elementen. Von entscheidender Bedeutung für die Frage nach der Nationalität der Funde dürfte jedoch der Umstand sein, dass in mehreren Funden Runeninschriften vorkommen (s. S. 97), die sich als nordisch erwiesen haben und in der Sprachform deutlich von dem gleichzeitigen Gotischen, Deutschen und Angelsächsischen unterscheiden.

Die Moorfunde erklären sich somit hinreichend durch die Annahme von Kämpfen zwischen der heimischen Bevölkerung, von Bewohnern Jütlands gegen die Fünens, von Häuptling gegen Häuptling. Fasst man alle verschiedenen Verhältnisse zusammen, so scheint dennoch auf diesem Punkte zu einer Wanderungshypothese in einer oder der anderen Form Stoff vorzuliegen: zu beachten sind die vielen Kriegsfunde in Westdänemark, Fünen, Jütland und Schleswig, während sie auf der seeländischen Inselgruppe ganz fehlen; ferner die hervorragende Stellung der letzteren Gebiete in der Völkerwanderungszeit (S. 118), und vor allem die merkwürdige Veränderung des Inhalts und der Form der Gräber, die gegen Schluss der Periode im ganzen Lande mit Ausnahme Bornholms eintritt. Eine annehmbare Einwanderungs- oder Eroberungshypothese zur Erklärung dieser Verhältnisse ist jedoch bis jetzt noch nicht aufgestellt worden.

Die schwierige Frage nach der Einwanderung neuer Völker scheint hier ebenso beantwortet werden zu müssen, wie es oben bei der Besprechung der Stein- und Bronzezeit geschehen ist: von archäologischer Seite muss sie noch unbeantwortet bleiben. Wo der Kulturgegensatz zwischen der älteren und der neu auftretenden Bevölkerung gross ist, dort gibt sich eine Einwanderung in den archäologischen Funden klar zu erkennen: slavische und germanische Funde unterscheiden sich deutlich, die Hinterlassenschaften der Germanen auf römischem Boden, der Kelten in Italien (S. 27) und der nordischen Vikinger im christlichen Westen sind leicht nachweisbar. Wo es sich dagegen, wie hier, um ver-

wandte Völker, andere nordische oder germanische Stämme, um ein andauerndes Zuströmen, um eine langsame und vielleicht nicht immer kriegerische Verschiebung handelt, können die Funde keine deutlichen Spuren enthalten. Daher kann man sich dem bestimmten Widerspruch von Montelius gegen die Annahme jeder wie immer gearteten Veränderung in der Zusammensetzung der Bevölkerung des Nordens schon seit der Steinzeit kaum anschliessen. Von den älteren Perioden war schon oben die Rede (Bd. I, 208, 313, 321). Was die Eisenzeit betrifft, so lassen die oben besprochenen lokalen Verschiedenheiten, die Stockungen und Abbrechungen in der Entwicklung, die hie und da hervortreten, und vor allem die oben erwähnten Verhältnisse während der Völkerwanderungszeit und gegen ihren Schluss zu am ehesten an territoriale Gegensätze und Verschiebungen der Bevölkerung denken. Doch die Zeit zu einer festeren Formulierung dieser Annahme ist noch kaum gekommen.*

Ähnlich steht es mit der Frage nach den Auswanderungen aus Skandinavien zur Völkerwanderungszeit. Die Historiker diskutieren die Vertrauenswürdigkeit der alten Berichte über die Auswanderungen der Kimbern, Langobarden, Gothen und Angelsachsen aus dem Norden**; die Archäologen aber schweigen. Wenn gleichwohl Alexandre Bertrand neulich gemeint hat, einen archäologischen Beweis für die ursprünglichen Sitze der Kimbern auf der jütischen Halbinsel gefunden zu haben***, wenn Hans Hildebrand geglaubt hat, den Rückweg der Heruler in ihre nordische Heimat verfolgen zu können †, so ruhen diese Annahmen gewiss auf sehr schwachen Stützen. Mit mehr Grund kann auf das Verhältnis zwischen Gotland, das, wie die Funde beweisen, ein Centrum in Ostskandinavien war, und den ausgedehnten Begräbnisplätzen in dem gerade gegenüberliegenden Ostpreussen hingewiesen werden, wo, wie historisch feststeht,

* Aarb. f. nord. Oldkynd. 1892, 311. — Joh. C. H. R. Steenstrup, Hvorlænge have Danske boet i Danmark, Hist. Tidskrift, 6. R., VI. 114. — Osc. Montelius, Nordisk Tidskrift, Stockholm 1884, S. 21; Arch. f. Anthropologie, Brschw., XVII, 151; Les temps préhistoriques, Paris 1895, S. 41.

** Rudolf Much, Deutsche Stammsitze, Halle 1892. — Humanistiska Vetenskapssamfundet, Uppsala, 1890—92, I. — Ungarische Revue 1886, S. 200. — Jacob, in den Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, Bonn 1894.

*** Alexandre Bertrand, Revue archéologique, Paris 1893, I, 283, 1894, I, 152.

† Hans Hildebrand, Från äldre tider, Stockholm 1882, S. 71.

Gothen sassen, die aus Skandinavien über das Meer gekommen sein sollen. Archäologische Übereinstimmungen sprechen dafür, dass Schleswig sein Kontingent zu den angelsächsischen Besiedlern Englands gestellt hat. Diese und andere ähnliche Beziehungen scheinen sich vorläufig noch nicht ins Reine bringen zu lassen; doch liegt der Zeitpunkt dafür vielleicht nicht mehr ferne.

IX. DIE GOLDHÖRNER UND DER SILBERKESSEL.

OPFERFUNDE AUS DER EISENZEIT.



Abb. 97. Das Goldhorn von 1639. $^1/_6$.

Die Auffindung der Goldhörner. — Ihre Form. — Ole Worms Deutung — Worsaaes Deutung. — Unsicherheit der Deutungen. — Der Silberkessel. — Die fremden Elemente der Bilder. — Nordischer Ursprung und Alter des Kessels. — Grundlagen der Deutung. — Inhalt der Bilder. — Jap. Steenstrups Deutung. — Stilisierung der Bilder. — Die buddhistische Theorie. — Fundverhältnisse. — Form des Kessels. — Fundverhältnisse der Deibjerg-Wagen. — Andere Opferfunde. — Tieropfer. — Ein Opferplatz. — Bedeckung von Altertümern mit Erde und Wasser auf natürlichem Wege.

Selbst eine flüchtige Kenntnis der nordischen Altertümer lehrt, dass die Funde ausserhalb der Gräber, aus Erde und Moor, einen hervorragenden Platz in der ganzen Reihe von Hinterlassenschaften aus allen prähistorischen Perioden einnehmen. Wir begegneten ihnen zuerst in der Stein- und Bronzezeit und erkannten ihren Zusammenhang mit der Religion. In einer neuen Form haben wir im vorigen Abschnitt diese Niederlegungen in den grossen Moorfunden aus der Völkerwanderungszeit kennen gelernt. Die Betrachtung der übrigen Funde aus der Eisenzeit, der dieser Abschnitt gewidmet ist, wird unsere Erkenntnis der ganzen Gruppe durch die wichtige Beobachtung erweitern, dass viele Opferfunde sichtbar und unbedeckt niedergelegt worden sind.

Den natürlichen Eingang zu diesem Kapitel eröffnen die beiden schleswigschen Goldhörner. Eines davon wurde im J. 1639 von dem Bauernmädchen Kristine Svensdatter unweit des Dorfes Gallehus in der Nähe von Mögeltondern gefunden. Der Zufall

spielte es ihr in die Hand; die Erhaltung des Fundes ist aber doch ihr Verdienst, denn wenn sie nicht Auge und Überlegung gehabt hätte, so würde sie es nicht beachtet und bewahrt haben. Den schönen Fundbericht lesen wir bei Ole Worm.*

Schon acht Tage vor der Entdeckung war das Mädchen desselben Weges gegangen und hatte ein Stückchen des Hornes aus der Erde hervorragen sehen; doch hielt sie es für eine Wurzel und stiess nur mit einem Stock, den sie in der Hand hielt, daran. Als sie nun in Begleitung von zwei anderen Mädchen an der Stelle wieder vorbei kam, sah sie, dass es keine Wurzel sei, und machte sich daran, die Erde mit den Fingern zu lockern, worauf sie mit Mühe das grosse Goldhorn hervorzog. Froh rief sie den Gefährtinnen, die inzwischen weitergegangen waren, nach, sie sollten stehen bleiben und schauen, was für ein merkwürdiges Ding sie gefunden habe; diese aber sagten, es sei nur ein unbrauchbares Jagdhorn und rieten ihr, es wegzuwerfen. Sie nahm es dennoch mit sich, obwohl sie ein schweres Bündel trug, wusch es in einem Bach und sah nun, dass es kein gewöhnliches Horn war. Zuhause wurde sie verlacht, weil sie sich um den wertlosen Kram kümmerte; doch sie reinigte es vollständig und brachte es dann nach Tondern, um zu erfragen, aus was für einem Metall es sei. Dort schickte sie eine Frau mit einem der losen Ringe, die das Horn umgaben, zu einem Goldschmied, da sie selbst fürchtete nicht die Wahrheit zu erfahren. Die Antwort lautete, es sei Gold, und nun verbreitete sich weit und breit die Kunde, dass ein grosses Goldhorn gefunden worden sei. König Christian IV. weilte damals mit dem Prinzen Christian in Glückstadt. Man erzählte ihm von dem Funde, und ein Bote wurde abgeschickt, um weitere Nachrichten einzuholen und das Horn zu bringen. Als es der Prinz erblickte, gefiel es ihm so gut, dass der König es ihm schenkte, damit er sich ein Trinkhorn daraus machen lassen könne; mit einem Knauf, der den Namenszug Christian V. trug, an dem spitzen Ende verschlossen, zierte es fortan den Tisch des Prinzen. Das Mädchen wurde endlich berufen, um selbst über ihren Fund zu berichten, und mit einem ansehnlichen Geldgeschenk entlassen.

Fast hundert Jahre später, 1734, wurde das andere Horn von einem armen Kätner, Jerk Lassen, gefunden, der unweit seiner Wohnung Lehm graben wollte. Es lag ca. 1 Fuss tief auf der Seite und zwar, wie berichtet wird, nur ein paar Schritte weit von der Stelle, wo das erste Horn gefunden worden war. Auf diese Angabe darf man jedoch nicht viel Gewicht legen. Eine Fundstelle, die nicht besondere Kennzeichen hat, lässt sich nach 100 Jahren schwerlich ganz genau wieder nachweisen. Das Horn wurde dem Gutsbesitzer, einem Grafen Schack überbracht, und dieser übergab es König Christian VI, der dem Bauer eine Belohnung von 200 Reichstalern auszahlen liess.

So lauten die Fundberichte über die merkwürdigsten und wertvollsten Altertümer, die jemals in Dänemark zu Tage ge-

---

* S. Bd. I, S. 125. Olaus Worm, Monumenta Danica, liber V.

kommen sind.* Gerade ihre Kostbarkeit gereichte ihnen jedoch zum Verderben. Mit Nachschlüsseln wusste sich ein Dieb im J. 1802 Zugang zu der Kgl. Kunstkammer, wo die Hörner damals aufbewahrt wurden, zu verschaffen, und schmolz sie gleich nach dem gelungenen Diebstahl ein. Wir sind daher nur mehr auf die alten Abbildungen angewiesen, die zwar für die Darstellungen im Ganzen und für die Erkenntnis des allgemeinen Charakters der Arbeit ausreichen, aber im einzelnen vieles zweifelhaft lassen. Nicht einmal ein Abguss ist erhalten, da die in das Ausland gesandten Kopien zu Grunde gegangen sind. Auch die alten Beschreibungen sind etwas mangelhaft. Doch steht soviel fest, dass beide Hörner aus einem inneren glatten Horn von minder feinem Gold und einer äusseren Bekleidung bestanden, die von eng aneinander stossenden Ringen aus sehr feinem Golde gebildet war; ursprünglich waren diese Ringe gewiss angelötet. Sie waren teils mit eingepunzten Figuren und Ornamenten, teils mit angelöteten Figuren in ziemlich hohem Relief verziert. Beide Hörner scheinen mit Tragketten versehen gewesen zu sein. Wie die Spitze ursprünglich eingerichtet war, lässt sich nicht sicher entscheiden, da beide Hörner am schmalen Ende abgebrochen gefunden wurden; aller Wahrscheinlichkeit nach waren die Spitzen doch verschlossen und die Hörner bestimmt, als Trink- oder Opferhörner zu dienen. Das ältere Horn soll 2 Fuss 9 Zoll lang gewesen und 6 Pfund 13 Lot gewogen haben; das jüngere soll noch etwas schwerer gewesen sein, 7 Pfund 11 Lot, obzwar das erhaltene Stück nur 1 Fuss 9 Zoll lang war. Der gesamte Goldwert der Hörner würde nach modernem Gelde etwa 19,000 Mark betragen.

Die Abbildungen 98 und 99, nach Stephens' Old Northern Runic Monuments, zeigen, Ring für Ring entfaltet, die ganze Reihe von Bildern: Menschen und Tiere in verschiedenartigem Ensemble, Schlangen und Wesen mit Schlangenschwanz, sowie mehrere unbestimmbare Figuren, Sterne und Ornamente. Was bedeuten nun alle diese Bilder und Zeichen? Die Antwort lässt sich in sehr wenigen Worten geben: wir wissen es nicht. Unter solchen Umständen ist es keine anziehende Aufgabe, darüber viele Worte zu verlieren, und doch lässt sich eine nähere Be-

* Atlas de l'Archéologie du Nord, Copenhague, 1857. Mémoires des Antiquaires du Nord, 1850—60, S. 293. George Stephens, The Oldnorthern Runic Monuments, Kopenhagen, 1866—67, I, S. 320.

sprechung nicht vermeiden. Notwendigerweise muss erklärt werden, wie es zugehen konnte, dass die Bilder so oft und zwar vortrefflich gedeutet wurden, und dennoch beständig gleich undeut-

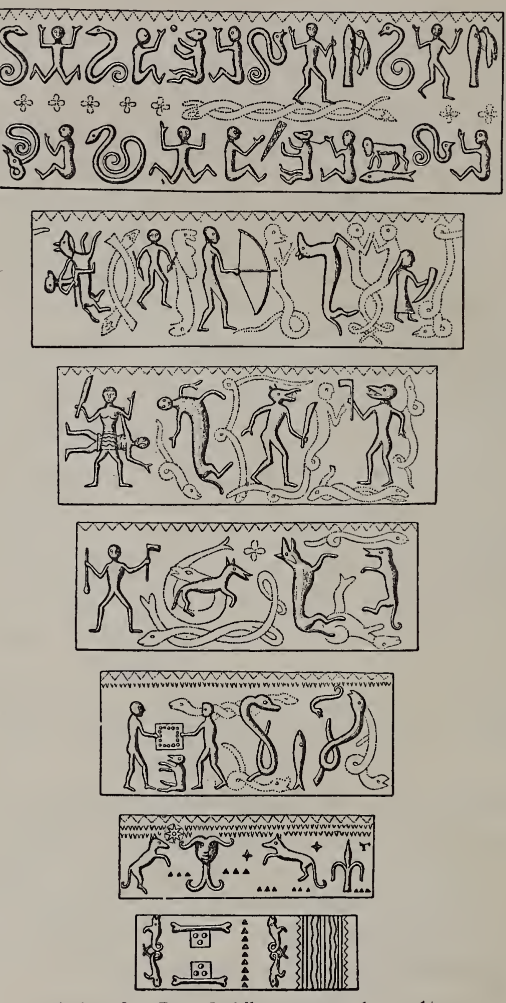


Abb. 98. Das Goldhorn von 1639. 1/4.

bar sind. Vor allem aber gewinnen wir damit einen guten Ausgangspunkt für die Beurteilung anderer, ebenso interessanter Deutungen von bildlichen Darstellungen aus dem Altertum.

Zwei Jahre nach der Auffindung des ersten Hornes ver-

öffentlichte Ole Worm sein gelehrtes Werk, worin er eine vollständige Deutung der Bilderreihe vorbrachte: sie ist nach ihm eine allegorische Darstellung der Tugenden und Laster des

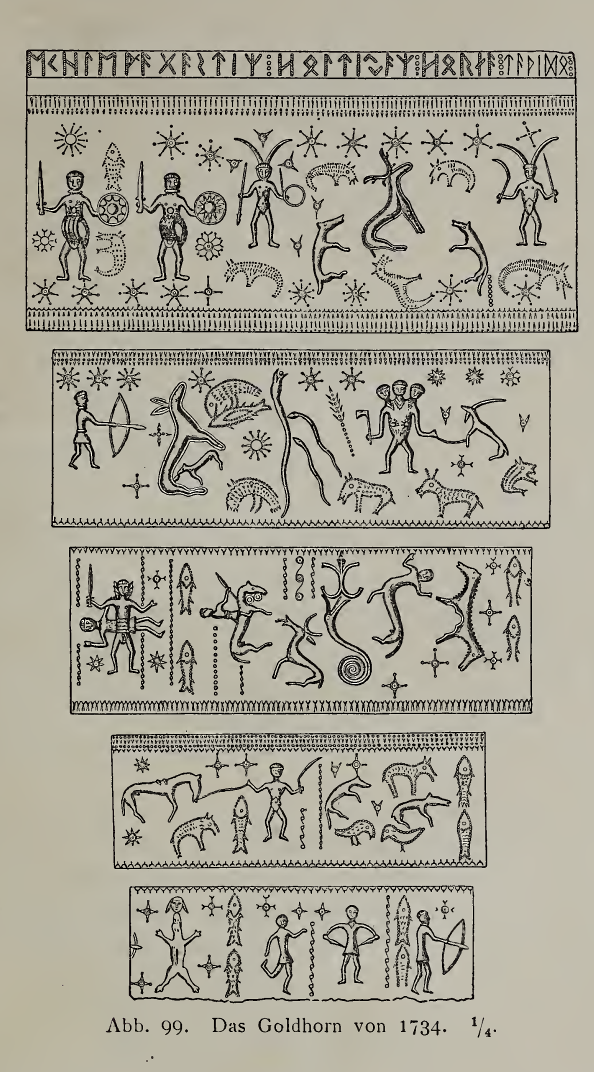


Abb. 99. Das Goldhorn von 1734. 1/4.

Menschen, der Werke des Friedens und Krieges, und schliesslich des Todes. Eine ansprechende Erklärung, tief und gross, aus einem Gusse, und des wertvollen und stattlichen Objektes würdig! Und alle Bilder gingen darin vollständig auf.

Der oberste Ring (Abb. 98) zeigt (von links angefangen) nach Worm den Menschen, von Schlangen, Sinnbildern der bösen Mächte, angegriffen. Mit aufgehobenen Armen jammert der Mensch über sein Elend. — Ein Tier mit menschlichem Kopf bezeichnet den in tierischen Zustand versunkenen Menschen, die menschlichen Figuren mit erhobenen Armen beiderseits drücken aus, dass bei den Göttern Hilfe gesucht werden muss. — Ein Mensch wehrt sich mit Waffen gegen das Böse in Gestalt einer Schlange. — Der Fisch bedeutet die Wollust, der gierige Geier ist das Symbol gewaltsamen Angriffes; diese Figuren erinnern daran, dass man sich gegen das Böse wehren soll. Eine Schlange scheint den Geier zu ermuntern. — Mit emporgestreckten Armen beklagt der Mensch, dass der Vogel (die Begierde) den Fisch (die Schwachheit) angreift. — Links unten verjagt der Mensch eine Schlange, wird aber rückwärts von einer zweiten angegriffen, eine Mahnung, dass gegen das Böse Vorsicht not thut. Eine Wiederholung der zweiten Figur oben, um die tiefe Wahrheit derselben einzuschärfen. — Abermals eine Wiederholung aus der oberen Reihe, doch mit einigen Veränderungen: das Tier hat einen Strick um den Hals und wird mit einem Stock bedroht; das soll heissen, dass diejenigen, die nicht durch glimpfliche Mittel zur Tugendhaftigkeit zu bringen sind, durch Peitsche und Kette in Zucht gehalten werden müssen. — Ein Tier mit Menschenkopf, auf einem Fische stehend, bezeichnet diejenigen, die den Gelüsten nachgeben. — Die sitzende, von der Schlange angegriffene Figur bedeutet den Müssiggang, der zum Bösen führt. — Auf dem zweiten Ringe sind die ehrenhaften Leibesübungen dargestellt, die vom Bösen ablenken, nämlich Reiten, Kampfspiel und Jagd. Der alte bärtige Mann, der dem Reiter ein Horn reicht, erinnert daran, die Strapazen nicht zu übertreiben, sondern sich ab und zu die Sorgen durch einen guten Trunk zu erleichtern. — Der dritte Ring zeigt die Schrecken des Krieges: ein Mensch wird umgebracht oder geopfert, — der Kentaur ist das Bild der rohen Kraft, — zwei Menschen mit Wolfsköpfen, die auf einander losgehen, zeigen wie der Krieg vernünftige Menschen in wilde Tiere verwandelt. — Weiter erblickt man: die Segnungen des Friedens, — den Spiegel der Wahrheit, der dem in tierischen Zustand herabgesunkenen Menschen vorgehalten wird, damit er seine Schlechtigkeit erkenne und sich bessere, — das verschleierte Antlitz der Gerechtigkeit, — die Lilie der Tugend, — die Pforte des Todes — und schliesslich Schlangen und Würmer, Symbole für die Vernichtung des Körpers.

Alles das stimmt mit den Bildern sehr gut oder doch so gut, als man billigerweise verlangen kann; denn einige Freiheit muss man ja einem so alten Kunstwerk einräumen. Mit einem Aufwande von grosser Gelehrsamkeit beweist Worm aus der klassischen Literatur, dass man im Altertume mit Allegorien ganz vertraut war.

Die Bilder waren somit vollständig, scharfsinnig und mit einem guten wissenschaftlichen Apparat erklärt; und dennoch folgte eine lange Reihe von anderen Erklärungen nach. Viele davon passten ungefähr ebenso gut zu den Darstellungen. Über eine dieser Deutungen äusserte sich der Historiker Hans Gram im J. 1734 folgendermassen:

»Die Erklärung, die ein Advokat in Holstein Namens Bartholomäus Grauer geliefert hat, verdient kein Lob. Sie beweist nur, dass der Autor ein sehr dreistes Genie ist, von der Art, die mit einer ganz mediocren Gelehrsamkeit und Wissenschaft in solchen Dingen decidieren will, welche die Allergelehrtesten abschrecken könnten; dagegen sich vernünftige Leute zurückhalten, und obschon sie ihre Konjekturen noch so annehmbar zu machen verstünden, sich doch, so lange es an hinreichenden Lumières fehlt, genieren, über solche dunkle Sachen zu raisonnieren.«*

Diese Worte lassen sich auf verschiedene andere Deuter der Goldhörner anwenden; und doch gehörten einige davon zu den kenntnisreichsten und kritischesten Gelehrten ihrer Zeit. Die meisten von diesen Schriften darf man sicherlich der Vergessenheit überliefern, ob sie nun die Heimat der Hörner nach slavischen Ländern, nach England, nach Irland, Spanien und Sibirien oder, wie in unseren Tagen, nach Südosteuropa verlegen, ob sie nun beweisen, dass die Bilder die Rätsel der Alchymie oder die Wahrheiten des Christentums enthüllen oder eine Art heiligen Kalender darstellen, oder ob sie die Deutung geben, dass hier naturhistorische Aufklärungen über verschiedene lang- und kurzköpfige Menschenrassen vorliegen.

Anders steht es mit den Deutungen aus der nordischen Mythologie, die schon im 17. und 18. Jhd., und zuletzt von F. Sander versucht worden sind.** Sie kehren hartnäckig immer wieder und haben einen Vertreter gefunden in demjenigen Forscher unserer Zeit, dessen hohe wissenschaftliche Stellung im 19. Jhd. der Worms im 17. Jhd. entspricht, in Worsaae, dessen Deutung der Goldhörner nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.***

Worsaae ging von dem auffallenden Unterschiede der Hörner aus, dass das eine auf dem Grunde mit zahlreichen Sternfiguren übersäet ist, während das andere Bilder von Schlangen und Ungeheuern aufweist. Dieser Umstand verdient gewiss Beachtung. Ferner hielt er sich an die Bilder, die auf beiden Hörnern in gleicher Gestalt vorkommen, an die dreiköpfige Figur, die zweifellos ein Götterbild ist, und an die übrigen Gestalten, die sich mit der nordischen Götterlehre vereinbaren lassen. Auf dieser Grundlage fussend suchte er nachzuweisen, dass das später gefundene Horn Valhöll, das ältere Helheim darstelle, und dass

* Annaler for nord. Oldkynd 1853, S. 141.

** F. Sander, Guldhornen, Stockholm 1888.

*** J. J. A. Worsaae, Nordens Forhistorie, Köbenhavn 1881, 161; The industrial arts of Denmark, London 1882, 175.

sie somit zusammen die Hauptzüge der nordischen Mythologie wiedergeben.

Auf dem obersten Ringe des Valhöllhorns (Abb. 99) erkannte Worsaae Odin mit dem Speere Gungnir in der Rechten und dem Goldring Draupnir sowie einem Scepter in der Linken. Um sein Haupt steht dreimal sein heiliges Zeichen, ein dreizackiger Stern, und unter ihm der Eber Sæhrimnir. Links davon erblickt man zwei Einherier oder Valkyrjen, rechts die beiden Wölfe Odins, Geri und Freki, zwischen ihnen den Hirsch Eikthyrnir und unter diesem die Ziege Heidrun. Darnach folgt der Gott Freyr mit Sichel und Scepter in den Händen, und unter ihm sein Eber Gullinbursti. Auf dem zweiten Ringe ist die Göttertrias Odin, Thor und Freyr durch eine dreiköpfige Figur repräsentiert. Die Attribute sind Thors Hammer und Bock; unter letzterem erblickt man einen anderen Bock. Die Ähre links vom Götterbilde ist Freys Zeichen; die zwei anderen Tierfiguren stellen wieder Sæhrimnir und Gullinbursti vor. Darauf folgt Loki, symbolisiert durch eine grosse Schlange mit dem Idunsapfel im Munde, mit zwei Jungen, Vali und Narfi. Der Raub der Idun und der Äpfel ist repräsentiert durch den Riesen Thjassi in Adlergestalt, der auf den in einen Lachs verwandelten Loki einhackt. Die Gruppe mit dem Bogenschützen und der Hinde mit ihrem Kalb stellt die Ermordung Baldrs durch den blinden Hödr vor. Auf dem dritten Ringe erblickt man rechts am Rande die Pforte von Valhöll. Die Fische bezeichnen die Wasserströme, die Valhöll umgeben. Darauf folgt einer der Bergriesen, die beständig die Götterburg bedrohten, die Esche Yggdrasill und unter ihr der Drache Nidhögg, endlich Hermodr auf Sleipnir u. s. w.

Auch hier ist eine Erklärung für jedes einzelne Bild gefunden, ein guter Zusammenhang tritt zu Tage und der Inhalt entspricht den Voraussetzungen. Und dennoch werden auch dieser Deutung neue Versuche folgen, wie sie der Worms folgten. Es genügt somit nicht, wie man gewöhnlich glaubt, eine gute und wahrscheinliche Erklärung zu finden. Es gehört anderes dazu, soll sie Vertrauen erwecken.

Vielleicht wird man weder die älteste noch die jüngste Deutung ansprechend finden; vielleicht wird man beiden nur geringen Wert beilegen. Und doch darf man nicht ausser Acht lassen, dass zwei Gelehrte, die zu ihrer Zeit über die grössten Kenntnisse und Erfahrungen auf diesem Gebiete verfügten, sie gut gefunden haben. Woher kommt es denn, dass sie kein Zutrauen erwecken und dass die Meinungen aller Erklärer so weit auseinandergehen können? Einfach daher, dass man nicht ein einziges Detail in allen bisher aufgestellten Deutungen für sicher identificiert erklären kann.

Die Aktion der einzelnen Figuren und ihre Zusammenstellung ist oft mehrdeutig, jedenfalls aber immer ganz einfach: hier erblicken wir eine Jagdscene, dort einen reitenden Mann; doch nichts verrät uns, welche Jagd oder welcher Reiter das ist.

Wie bestimmt man überhaupt ein solches Bild? Es ist eine menschliche Figur, ein Hirsch, ein Fisch; diese allgemeine Bestimmung ist in der Regel nicht zweifelhaft. Doch ob es Odin oder ein Mensch, ob es der Valhöllhirsch und der Fisch Thjodvitnirs ist, lässt sich nur mit Hilfe anderer Bilder, deren mythologischer Charakter feststeht, oder auf Grund alter Sagen und Gesänge bestimmen. Wir kennen jedoch keine anderen, besser bestimmten Bilder, und die schriftlichen Quellen enthalten keine Angaben über Einzelheiten, nach denen man die Figuren identifizieren könnte. Es hat auch andere Schild- und Schwertträger gegeben als die Einherier, andere Reiter als Heimdall. Es ist nichts darüber bekannt, dass der Hirsch und die Fische des Mythus anders ausgesehen hätten als gewöhnliche Hirsche und Fische. Es ist möglich, dass der runde Gegenstand, den »Odin« in der Hand hält, Draupnir ist; aber es ist nicht bekannt, dass der Ring gerade so ausgesehen hat. Wenn alle Einzelheiten unsicher sind, so hilft die Möglichkeit einer Erklärung des Ganzen gar nichts. Man wende nicht ein, dass der ganze gute Zusammenhang die Deutung bestätige; die Erfahrung spricht dagegen: aus der gleichen Bilderreihe sind ja viele zusammenhängende Deutungen geschöpft worden.

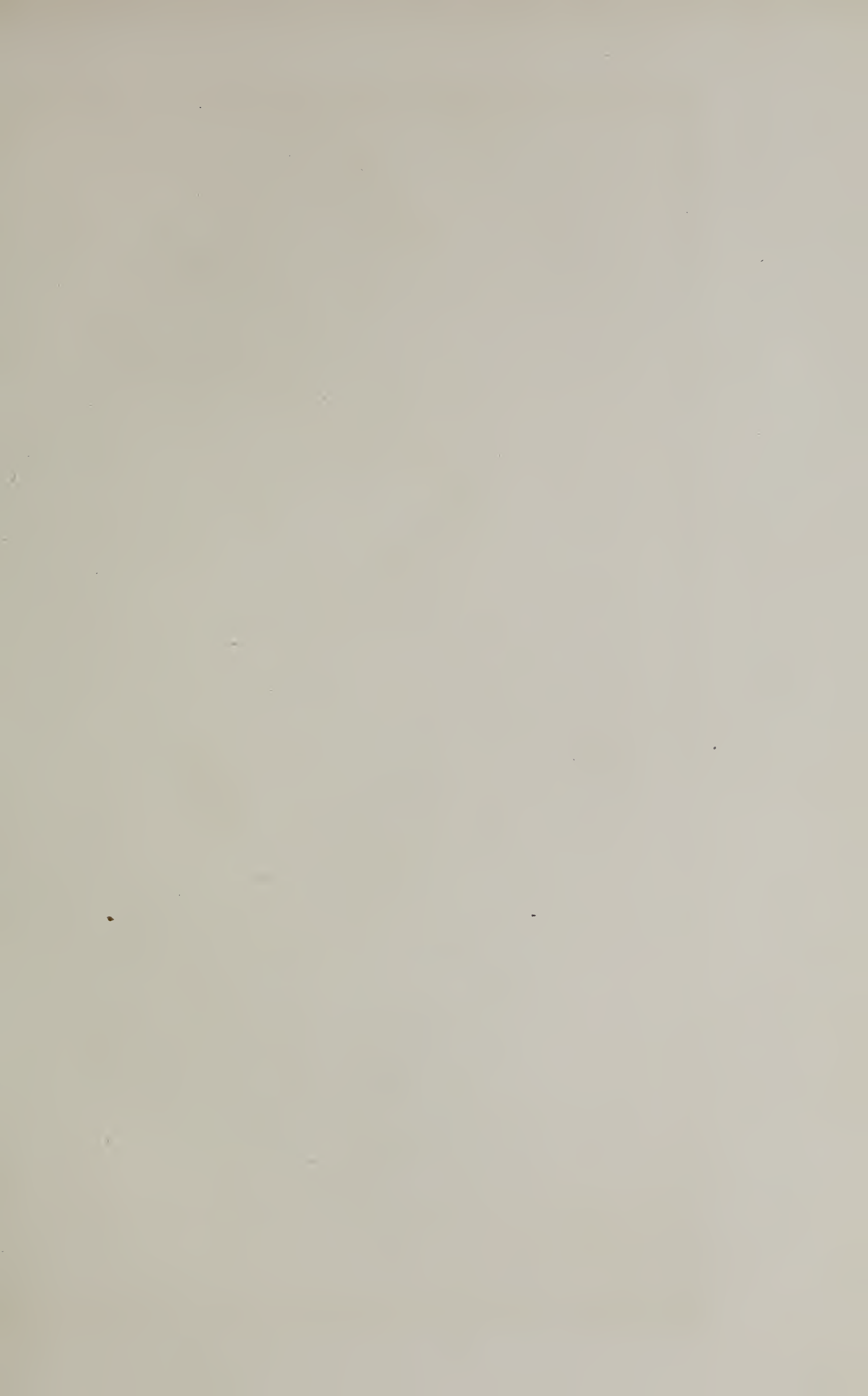
Ja, stünde nur fest oder wäre es auch nur wahrscheinlich, dass wir die Gestalten des Valhöllglaubens aus den späteren Perioden des Altertums auf diesen Hörnern aus der Völkerwanderungszeit finden können, so hätte man einen Grund, einer aus dieser Sphäre geschöpften und gut zusammenhängenden Erklärung einiges Zutrauen zu schenken. So erfreulich dies auch wäre, so muss man es doch für ziemlich unwahrscheinlich erklären. Unter den zahlreichen figürlichen Darstellungen, die teils aus derselben Zeit stammen wie die Goldhörner, teils etwas älter oder jünger sind, hat sich keine Gestalt des späteren Valhöllglaubens mit Sicherheit nachweisen lassen. Man befindet sich sozusagen in einer ganz anderen Welt. Die Axt, welche die dreiköpfige Gottheit in der Hand hält, ist nicht der Thorshammer, wie wir ihn aus der Vikingerzeit kennen. Der Vogel »Thjassi« auf dem Fisch »Loki« kommt auch sonst vor (s. S. 94), wo keine Umgebung die Richtigkeit dieser Bestimmung andeutet; dagegen ist der Raubvogel über dem Fisch aus der klassischen Kunst wohlbekannt. Dorthin fallen auch die Kentauren der Goldhörner. Eine dreiköpfige Gottheit kannten auch die Griechen,

Römer und Gallier. Die einzigen bestimmbaren Bilder gehören also nicht zu einem speziell nordischen, sondern zu einem weit grösseren Götterkreis, der vielen Völkern gemeinsam war und, wie es scheint, religiöse Mitteilungen von Volk zu Volk repräsentiert, die ganz den in diesem Buche schon oft nachgewiesenen Kulturmitteilungen entsprechen. Die Bilder der Goldhörner drücken Vorstellungen aus, die vor dem uns bekannten Valhöll liegen, und sollten sie dennoch die Götter dieser Glaubenssphäre darstellen, so haben diese eine um so viel ältere und daher abweichende Gestalt, dass es wenigstens bis jetzt nicht möglich gewesen ist, sie mit Sicherheit zu erkennen.

Eine sehr wichtige Bestätigung dieser Auffassung brachte der grosse Silberkessel, der im J. 1891 bei Gundestrup in der Nähe von Aars, nordwestlich von Hobro (Jütland), gefunden worden ist (s. die Tafel, wo ausser dem Kessel auch zwei Platten abgebildet sind).* Er ist in- und auswendig mit zahlreichen Bildern bedeckt, unter denen sich viele nach gleichzeitigen Darstellungen bei den klassischen Völkern und ihren nächsten Nachbarn bestimmen lassen. Und die Bestimmungen sind hier weit sicherer und deutlicher als bei den wenigen oben erwähnten Bildern der Goldhörner; zum Teile ist die Ähnlichkeit so gross, dass man von einer Kopierung oder doch wenigstens von einer Nachbildung dessen, was die Verfertiger des Kessels selbst gesehen hatten, sprechen kann.

Ein Teil der fremden Bilder ist aus der klassischen Kunst hergeholt. Man vergleiche den Mann, der mit einem Löwen ringt (Silberkessel von Gundestrup, Abb. 100) mit der Darstellung der Bezwingung des nemeischen Löwen durch Herakles (von einem griechischen Bronzerelief, Abb. 101). Abgesehen von dem Unterschiede, der sich daraus ergibt, dass das eine ein griechisches Kunstwerk von hohem Werte, das andere eine barbarische Arbeit aus dem Norden ist, wird man eine grosse Ähnlichkeit in der Zusammenstellung der Figuren und in ihren Bewegungen im einzelnen finden. Etwas ähnliches lässt sich von einer kleinen männlichen Figur, die auf einem Delphin reitet, von Löwen und Greifen, von Pegasus und einem Hippokamp sagen. Ein anderes Element kann man mit Sicherheit als gallorömisch bestimmen, nämlich die öfters vorkommende Schlange mit Widderkopf (s. Abb. 103) und die mit gekreuzten Beinen

* Sophus Müller, Det store Sölvkar fra Gundestrup, Nordiske Fortidsminder I.





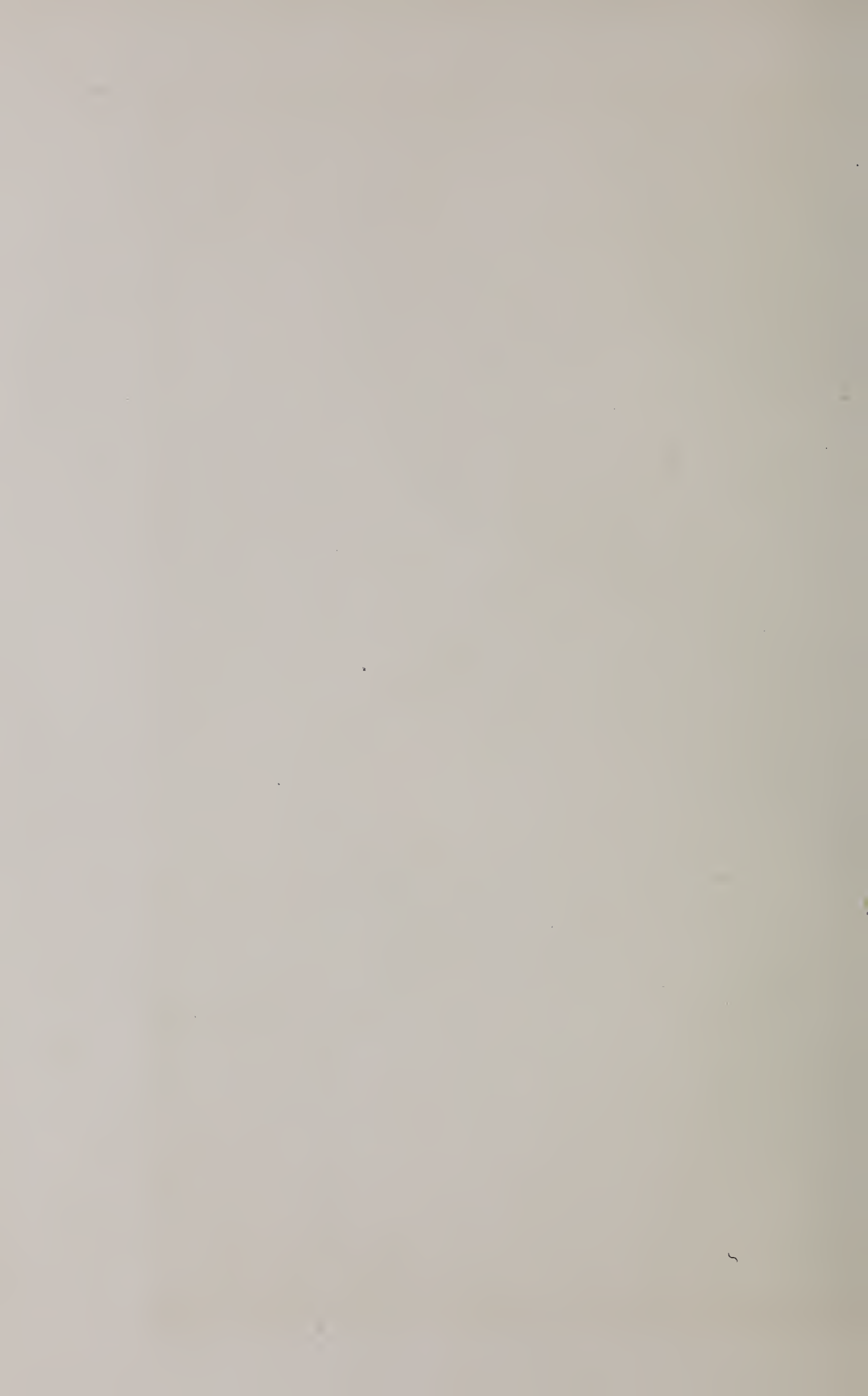
DER GROSSE SILBERKESSEL V

Verlag von Karl J. Trübner in Strassburg.





GUNDESTRUP IN JÜTLAND.



sitzende männliche Figur mit einem Hirschgeweih auf dem Kopf, die in den Händen einen Ring und eine grosse Schlange hält (s. die Tafel rechts unten); mit allen diesen Attributen findet man den gallischen Gott Cernunnos dargestellt.

Auch auf dem Silberkessel ist somit alles, was sich bestimmen lässt, fremd; nicht eine einzige Figur lässt sich nach der späteren nordischen Mythologie erkennen, und das gleiche gilt von allen anderen Bildern aus der Völkerwanderungszeit und den nächsten auf sie folgenden Jahrhunderten. Erst später trifft man Einzelheiten, die nach nordischen literarischen Quellen bestimmt werden können.



Abb. 100.
Scene auf dem Silberkessel von Gundestrup.



Abb. 101.
Herakles und der nemeische Löwe. Nach A. Furtwängler, Die Sammlung Sabouroff.

Man könnte sagen: vielleicht sind nicht die Vorstellungen und Vorbilder von aussen übernommen worden, sondern die ganzen Objekte, welche diese fremdartigen Bilder tragen, die Goldhörner und der Silberkessel, aus einem anderen Lande eingeführt. Das lässt sich aber bei so kostbaren Stücken aus einer so fernen Zeit schwerlich annehmen. Dass die Goldhörner im Norden verfertigt sind, wird übrigens durch die Inschrift (s. S. 99), den Figurenstil und die Ornamente bewiesen. Zweifelhafter steht es mit dem Silberkessel.

Bei figuralen Darstellungen kommt es vor allem auf das Stilgepräge und die Kunst an. Der Stil ist ein besserer Führer als der Inhalt des Bildes. Ein griechisches und ein römisches

Kunstwerk sind leicht von einander zu unterscheiden, auch wenn die Darstellung dieselbe ist. Eine Madonna oder eine Athene eines modernen Künstlers unterscheidet sich deutlich von einer italienischen Renaissance-Arbeit und einer griechischen Skulptur, selbst wenn der Künstler in alter Manier gearbeitet hat. Fasst man das Stilgepräge der grossen, auswendig angebrachten Köpfe (Abb. 102) ins Auge, so wird man finden, dass sie unter die gallo-römische Kunst fallen, die wir aus zahlreichen Arbeiten in Stein und Metall aus dem 1. und 2. Jhd. nach Chr. kennen. Nach derselben Richtung oder doch auf andere keltische Völker in der Nähe der Römer weisen mehrere Einzelheiten hin, so, wie erwähnt, Cernunnos und die Schlange mit Widderkopf, ferner die grossen Trompeten mit Tierköpfen, die länglichen Schilde, die Helmzierden (s. Abb. 103), und endlich die auf vielen Brustbildern vorkommenden Halsringe mit Endkugeln (s. Abb. 102).

Also doch lauter fremde, römische oder keltische Züge — kein speziell nordischer! Sollte der Kessel nicht doch am Ende eingeführt sein? Im Stile liegt aber doch etwas, was sich nicht mit dem, was wir aus dem Auslande kennen, vereinbaren lässt. Oben (Abschn. II) ist dargelegt worden, dass der Norden eine keltische Periode hatte, der wirklich angeeignete fremde Kulturelemente ihr Gepräge tief aufgedrückt haben, und deren Einfluss noch in der nächsten Zeit nach Chr. Geburt merkbar ist. Grosse Eisenkessel von ähnlicher Form wie der Silberkessel sind in Dänemark nichts ungewöhnliches gewesen (Abb. 2). Bronzekessel von der Grösse des Silberkessels, einzelne davon inwendig und auswendig mit Figuren verziert (S. 174), besass man in der römischen Periode; sie können als Vorbild gedient haben. Findet man dennoch, der Silberkessel stehe in Dänemark merkwürdig isoliert da, so kann daran erinnert werden, dass die Wagen von Deibjerg eine ähnliche Sonderstellung einnehmen, und dass doch die Annahme einer Einfuhr derselben ausgeschlossen ist (S. 46); ebenso fremd schienen die Goldhörner zu sein, ehe die kleineren Figurendarstellungen nach und nach bekannt wurden (S. 92). Ein triftiger Grund zu der Annahme, der Kessel sei nicht im Norden verfertigt, scheint nicht vorhanden zu sein. Allenfalls könnte ja ein fremder Arbeiter nach Dänemark gekommen sein oder ein Nordländer sich eine Zeit lang in Gallien aufgehalten haben; beides war damals kaum etwas ungewöhnliches.

Was das Alter des Kessels betrifft, so sind die meisten in Betracht kommenden Momente schon berührt worden. Er muss in die römische Periode Dänemarks, wahrscheinlich in das 2. Jhd. gesetzt werden. Seine Besprechung ist jedoch in dem betreffenden Abschnitte unterblieben, um bei der Betrachtung der Bilder die aus den Goldhörnerdeutungen gewonnenen Erfahrungen verwerten zu können. Als erste und wichtigste Regel muss darnach gelten, Zeit und Ort zu bestimmen; dadurch



Abb. 102. Eine Platte von dem Silberkessel.
Darstellung einer weiblichen Gottheit mit ihren Attributen.

sichert man sich vor einer wilden und ziellosen Jagd nach Parallelen, die etwa gar bis nach Asien führt, und vor der Gefahr, durch falsche Analogien in Versuchung geführt zu werden. Bei der Erklärung der Bilder wird man mit Sicherheit nur die römische und die halbrömische Kultur, deren Träger zur Zeit nach Christi Geburt die den Römern näheren oder ferneren Völker nördlich der Alpen waren, heranziehen dürfen. Was in Zeit und Raum stärker absteht, darf dagegen nur mit grösster Vorsicht benutzt werden. Die Deutungen der Goldhörner haben ferner gelehrt, dass unsichere Gesamtdeutungen wertlos sind, und dass nur sichere Einzelbestimmungen einen Fortschritt be-

deuten. Von welcher Art letztere sein können, ist bereits angedeutet: bei einer Reihe von Bildern lässt sich erkennen, dass sie in den Kunst- und Kulturkreis ihres Zeitalters fallen. Innerhalb der abgesteckten Grenzen dürfte sich die Möglichkeit ergeben, noch andere Bestimmungen allgemeinerer Art vorzunehmen.

Die grossen auswendigen und mehrere kleinere inwendige Brustbilder scheinen Gottheiten vorzustellen, teils männliche, teils weibliche. Nach ihren Attributen könnte man zwar ihren Wirkungskreis, nicht aber ihre Namen angeben. In der in Abb. 102 wiedergegebenen Gruppe nimmt ein solches Bild einer Göttin den hervorragendsten Platz ein. In der Hand hält sie einen Vogel; dies war bei vielen Völkern des Altertums das Attribut der Liebesgöttin. Ein Mensch und ein Tier ruhen in ihrem Arm und an ihrer Brust; sie wurde somit als liebevolle Beschützerin aller lebenden Wesen gedacht. In demselben Sinne sind weitere Tiere, ein Löwe und zwei Vögel oben hinzugefügt. Daneben sind zwei kleinere Menschenfiguren angebracht, die im Gegensatz zu der nackten Göttin vollständig bekleidet sind, während sie durch das tief herabhängende Haar, das dem der Göttin gleicht, als weibliche Wesen gekennzeichnet sind. Die eine sitzt ruhig, die andere ordnet das Haar der Göttin; sie müssen als Priesterinnen oder Dienerinnen der Göttin aufgefässt werden.

Die grosse Platte Abb. 103 (vgl. auch die Tafel links unten) zeigt einen Aufzug von behelmten Reitern, Krieger zu Fuss ohne Kopfbedeckung, mit Schild und Speer, dann einen Befehlshaber mit Helm, der das Schwert an der Schulter trägt, und zuletzt drei Bläser mit nach oben gerichteten Hörnern. Links erblickt man eine doppelt so grosse männliche Gestalt, die einen Mann mit dem Kopfe nach unten über einen länglichen Gegenstand hält, der einem Kessel gleicht. Ist hier ein Menschenopfer in Gegenwart einer zahlreichen Schar dargestellt, wie wir von solchen bei gallischen und germanischen Völkern hören?

Die Bilder eines Mannes mit gezogenem Schwert und eines sehr grossen Ochsen können eine Auerochsenjagd vorstellen, die nach Cäsar von den Galliern als nationaler und rühmlicher Sport betrachtet wurde. Die Gruppe in Abb. 104, durch Hunde und andere Tiere vervollständigt, ist auf einer der inneren Platten dreimal dargestellt, und dieselben Figuren, nur in etwas ab-

weichender Anordnung, zeigt die runde Bodenplatte. In gewissem Grade erinnern sie an Darstellungen des asiatischen, auch im römischen Reiche allgemein verehrten Mithras, der einen Ochsen tötet.* Es liegt auch nahe, an die Zusammenstellung eines Mannes mit einem Ochsen auf den nordischen Goldbrakteaten (Abschnitt X) zu denken. Eine wirkliche Verwandtschaft scheint jedoch weder nach der einen, noch nach der anderen Richtung hin vorhanden zu sein. Nicht jedes Bild eines Mannes mit einem Ochsen lässt sich auf den Mithraskreis zurückführen, wenn sonst nichts darauf deutet, und hier kann man weder in der Komposition, Handlung, Tracht, noch in den Emblemen oder Nebenfiguren eine entscheidende Übereinstimmung erkennen.

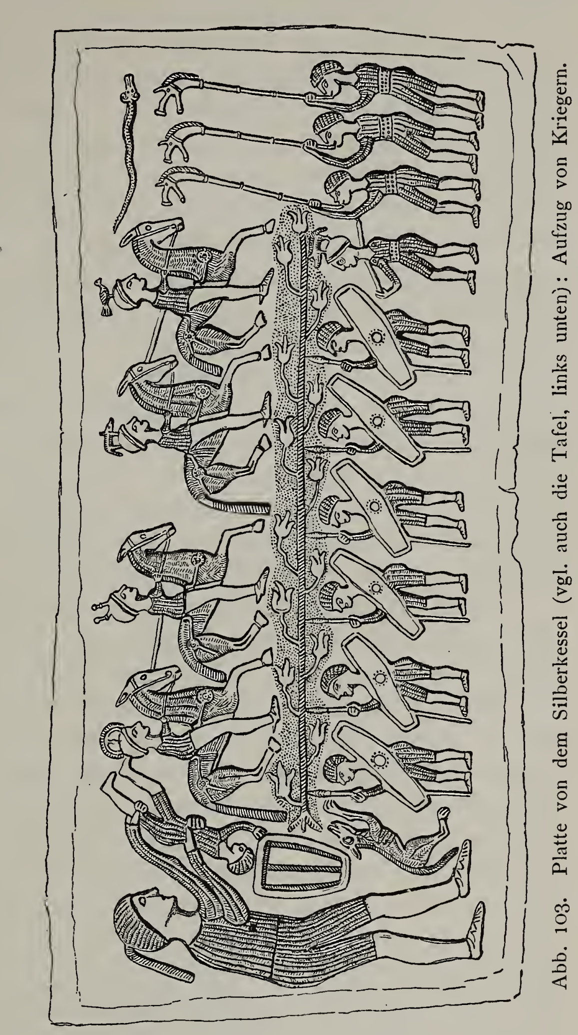


Abb. 103. Platte von dem Silberkessel (vgl. auch die Tafel, links unten): Aufzug von Kriegern.

Ein Teil der Figuren scheint zusammenhängende Darstellungen zu bilden, ein anderer dagegen zusammenhangslos hin-

* Franz Cumont, Textes et monuments relatifs aux mystères de Mithra Bruxelles 1894—95.

zugefügt zu sein, namentlich die vielen merkwürdigen Tiere aus der Welt der Kunst oder Natur, so ausser den bereits erwähnten insbesondere Elephanten und wahrscheinlich Hyänen und Antilopen. Von der Voraussetzung auszugehen, dass alles ein Werk aus einem Gusse sei, ist gänzlich unberechtigt. Vielmehr hat man in den Darstellungen ein buntes Durcheinander von heiligen Figuren, erzählenden Gruppen und frei eingefügten dekorativen Bildern zu erkennen. So arbeitete der Künstler des Altertums. Naheliegende Beispiele dafür sind der merkwürdige, figural verzierte Goldfisch von Vettersfelde in der Nieder-Lausitz* und die mit Silber belegte Schildbuckel sowie die anderen Stücke mit zahlreichen figuralen Darstellungen aus Herpály und Osztrópataka in Ungarn.** So steht es auch im christlichen Mittelalter. Man trifft religiöse und sehr profane Bilder unmittelbar neben einander, in der Mitte des Pergamentblatts die heilige christliche Scene, und im Rahmen allerhand komische und grelle Bilder. In ähnlicher Weise sind auf dem Silbergefässe mit den religiösen Darstellungen verschiedene römische Cirkustiere verbunden, die im römischen Kunstgewerbe eine so grosse Rolle spielten und auch den Barbaren füglich aus den vielen Amphitheatern an den römischen Grenzen durch Autopsie bekannt sein konnten.

Ist es eigentlich zu verwundern, dass man in der Deutung der Darstellungen auf dem Silberkessel ohne den Beistand einer gleichzeitigen Literatur nicht weiter kommt? Wie wenig lässt sich über die figuralen Darstellungen auf den chaldäischen Siegelsteinen trotz ihrer grossen Anzahl sagen, wie wenig über die reichen Bilderreihen auf den norditalischen Bronzeeimern und über den grossen mit Bildern verzierten Goldfisch! Nicht ein einziges griechisches Vasenbild mythologischen und historischen Inhalts liesse sich ohne die Aufklärungen, welche die Literatur bietet, deuten. Dies gilt von jeder bildlichen Darstellung; es bedarf nicht erst der Erfahrungen, die man mit den Goldhörnern gemacht hat, um dies zu wissen.

Nur ein einziger ausländischer Forscher hat bisher den Silberkessel genauer untersucht, Alexandre Bertrand; er nimmt an, dass er in Jütland verfertigt sei und benutzt die Darstellungen dazu, gewisse gallische Monumente mit den Kimbern in Ver-

* A. Furtwängler, Der Goldfund von Vettersfelde, Berlin 1883.

** Joseph Hampel, Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklos, Budapest 1886.

bindung zu bringen.* Von anderen Forschern liegen nur kurze Äusserungen vor, die darauf hinausgehen, dass der Kessel gallo-römisch oder germanisch sei und aus der Völkerwanderungszeit stamme. Die Untersuchungen haben sich auf Alter und Heimat des Kessels bezogen; doch kein Archäologe hat sich auf eine ins einzelne gehende Deutung sämtlicher Darstellungen eingelassen.**

Doch war vorauszusehen, dass solche von anderer Seite her kommen würden. Der Anfang ist bereits in den Jahren 1893—95 von Jap. Steenstrup gemacht worden.*** Ich möchte vorziehen, darüber nur zu äussern, was einmal von einer Schrift über die Goldhörner gesagt worden ist: »Der Verfasser hat sein Thema vortrefflich behandelt, von dem Standpunkt aus besehen, den er sich gewählt hat«. Eine nähere Betrachtung wird gleichwohl lehrreich sein, da sie zur Klärung des Urteils über solche Deutungen überhaupt beitragen kann. In dieser Beziehung hat die breit und tief angelegte Untersuchung von Jap. Steenstrup eine grosse Bedeutung.

Zunächst kommt hier der Naturforscher zu Wort, der den Kessel von seinem Standpunkt aus betrachtet. Die Blätter, die den Grund mehrerer Darstellungen bedecken, werden für Blätter indischer Feigenarten erklärt; folglich stammt der Kessel aus Asien. Es gibt aber gar viele andere Blätter, sowohl in der Natur wie in der Kunst, die den unbeholfen gezeichneten und stilisierten Blättern des Gefässes ebenso ähnlich sind oder noch näher stehen. Gerade das Feigenblatt zu wählen ist also derselbe Fehler, der begangen wurde; als man den Hirsch auf dem Goldhorn Eikthyrnir nannte; es gibt ja auch andere Hirsche. Der Naturforscher betrachtet sodann die Tiere des Silberkessels und bestimmt sie als asiatisch; folglich ist abermals Asien die Heimat des Kessels: wieder derselbe Fehlschluss, da gar nicht

* Alexandre Bertrand, Revue archéologique, Paris 1893, I, 283; 1894, I, 152.

** Archäologiai Ertesitö, Budapest 1893, S. 199; 1894 S. 395. — Revue archéologique 1895, 371. — Nach der Veröffentlichung dieses Buches hat Direktor A. Voss in der Festschrift für Adolf Bastian, Berlin 1896, nachzuweisen gesucht, dass die Bilder des Silberkessels Mithrasvorstellungen enthalten. Die ausgezeichnete Abhandlung enthält zahlreiche interessante Bemerkungen, doch dürfte sie wohl keine Veranlassung zur Änderung der oben S. 165 geäusserten Meinung, dass die Darstellungen in keiner näheren Berührung mit dem Mithraskulte stehen, geben.

*** Jap. Steenstrup, Det store Sölvfund ved Gundestrup, Kgl. Danske Vidensk. Selsk. Skrifter, Kjöbenhavn, 1895, 6. R., hist. philos. Afdel. III, 4.

berücksichtigt wird, dass es damals andere Gebiete gab, wo diese Tiere heimisch waren, nämlich die römische Arena und die römische Kunst, wo sie sowohl auf grossen Steinarbeiten als auf kleinen Gefässen vorkommen. Also wiederum derselbe Fehler, der Jahrhunderte lang in der Goldhornliteratur immer wieder begangen worden ist, oder den man beginge, wenn man heute einen dänischen Elephantenorden für eine eingeführte indische Arbeit erklären wollte.

Überhaupt aber ist es ein vollkommenes Missverständnis, aus der Natur Bestimmungen für die dürftige und nur in sehr geringem Grade naturähnliche Kunst des nordischen Altertums zu suchen. Nicht nur ist die Charakterisierung, indem nur einige Züge hervorgehoben, andere unterdrückt werden, so fragmentarisch, dass sich viele Zweifel erheben müssen — schon auf diese Zweifel hin wird ein Teil der Bestimmungen Steenstrups hinfällig —, sondern diese Kunst ist zugleich stilisiert, sie hat ihre eigenen Pflanzen und Tiere, die zur Natur nur in entfernter Beziehung stehen — damit werden zum andernmale die naturhistorischen Bestimmungen hinfällig. Dieser Satz gilt übrigens nicht bloss für das nordische Altertum, sondern für jede stilisierte Kunst. Diese kümmert sich nicht darum, wie die Tiere gebaut sind, und wie das Laubwerk wächst. Sache des Kunsthistorikers ist es zu bestimmen, wo die Art entstanden ist, wo Kreuzungen vor sich gegangen sind, und wo das Individuum seine höchste Entwicklung erreicht hat. In der Welt des Stils hat der Naturforscher wenig zu suchen, und er wird sicherlich enttäuscht werden, wenn er hier seine Systeme anzuwenden versucht.

Wer das Akanthusblatt in seinem Wachstum vom griechischen Kapitäl an bis in die romanische, gotische und moderne Kunst hinein verfolgt, wird bald aufgeben müssen, die Distelart zu bestimmen. Es muss der Kunstgeschichte überlassen bleiben, die blauen Leoparden und die grünen Panther (S. 106) zu erklären. Der Ochse hat auf dem Silberkessel nur ein Horn, weil er im Profil abgebildet ist (Abb. 104). Der Naturforscher bestimmt ihn darnach als einen »Wildesel mit aufgesetztem Scheitelschmuck, um auszudrücken, dass das Tier in dämonischer Verkleidung auftritt«. Der Kunsthistoriker dagegen weiss, dass im Altertum nichts gewöhnlicher ist als die Darstellung des Ochsen mit einem einzigen Horn, und zwar sogar in den höchsten Stilgattungen von Assyrien bis nach Italien. Abb. 105 ist einem

schön ausgeführten griechischen Vasenbild in gutem Stile vom Ende des 5. Jhds. entnommen, das Jason zeigt, der einen Ochsen zu dem Altar der Chryse auf Samothrake führt.

Der Delphin auf dem Silberkessel wird für einen »indischen Wels oder Karpfen« erklärt, weil dem Erklärer nicht bekannt ist, dass der Delphin in der spätgriechischen und römischen Kunst mit langen, vom Maul herabhängenden Fäden und Lappen stilisiert ist, und dass der Künstler thatsächlich die Flossen anbringt, wo er nur will (vgl. Abb. 60). Der Löwe in der Herakles-



Abb. 104.
Detail einer Scene auf dem Silberkessel von Gundestrup.



Abb. 105. Detail eines griechischen Vasengemäldes, nach Millingen, Peintures de vases grecs, Rom 1813, Pl. 51.

gruppe (Abb. 101) hat eine ziemlich naturgetreue Vordertatze, doch die Hinterbeine tragen Hufe. Mit dem ganz verfehlten Vergleichsstoff, den sich der Naturforscher gewählt hat — indem er Geschöpfe der Natur statt solche der Kunst zum Vergleich heranzog — werden auch die Resultate hinfällig, ganz wie es der Fall war, als man die im Norden verfertigten Goldhörner auf Slaven oder Keltiberer zurückführte und demgemäss deutete.

Mit jenen alten Deutungen hat Steenstrups weitere Erklärung des Silberkessels nicht wenig gemein. Sie wirkt gleich jenen dadurch überraschend, dass sie Punkt für Punkt gerade das bietet, was man am wenigsten erwarten sollte. Die grossen

männlichen Brustbilder mit Bart und kurzgeschnittenem Haar auf der Aussenseite des Kessels »haben zum Vorbilde gewisse professionelle Kraftkünstler, die vor einem zuschauenden Publikum Stärke-, Ausdauer- und Gleichgewichtsproben in verschiedener Weise ausführen«. Noch über die Valhölldeutung der Goldhörner schwingt sich die Deutung der übrigen Brustbilder auf, die trotzdem, dass sie durch das lang herabwallende Haar, den fehlenden Bart, und die Form der Brust deutlich als weiblich bezeichnet sind, für männlich erklärt und auf »hohe und heilige Kirchenfürsten, Buddha-Würdenträger oder Gross-Lamas« gedeutet werden. Diese fein und stilvoll durchgeführte Erklärung stellt selbst die Kalenderberechnung nach den Ornamentspitzen und kleinen Kreisen der Goldhörner in Schatten: die kleine Vertiefung in der Mitte der menschlichen Oberlippe und das Grübchen unter der Unterlippe, die auch bei den grossen Köpfen des Silberkessels ausgedrückt sind, werden als die runden Farbenflecke gedeutet, mit denen die buddhistische Geistlichkeit ihr Antlitz bemalt. Auch Jap. Steenstrups Deutung führt in ferne Zeiten und Gegenden, woher kein eigentlicher Vergleichsstoff vorliegt: der Kessel stammt aus dem inneren Hochasien und die Bilder stellen heilige buddhistische Legenden vor.

Dass die Rassen des indischen Südens und des tibetanischen Nordens, die grosse Tierwelt dieser beiden Klimate, die alten Kulturhinterlassenschaften und neuen Reisebeschreibungen, endlich die buddhistischen Legendensammlungen mit ihren 550 Erzählungen, alles das zusammen genommen, einen reichen und dankbaren Stoff darstellen, aus dem Erklärungen für die Bilder des Silberkessels geholt werden können, ist wohl verständlich; weit schwieriger war es, die Bilder der Goldhörner mit der klassischen und altnordischen Mythologie in Einklang zu bringen. Der Versuch ist natürlich auch geglückt. Alles ist erklärt, bis auf die kleinsten Details herab, ebenso gut wie dies mit den Goldhörnern so oft der Fall war, doch beständig nur mit einer gewissen Nachgiebigkeit sowohl von Seiten der Quellen als von Seiten der Bilder. Gerade darin liegt jedoch die Hauptschwierigkeit. Wie schon oben bemerkt: ein einziger, noch so kleiner sicherer Punkt würde alles andere stützen. Punkt für Punkt aber müssen die Bilder wie die Texte nach einer ganz eigenen Methode gelesen werden; man muss einerseits allzuviel zufügen,

anderseits allzuviel wegnehmen, als dass man glauben könnte, Bilder und Texte hätten mit einander auch nur das mindeste gemein.

Als Beispiel seien die Deutungen der hier abgebildeten Partien des Kessels (Abb. 100—104) vorgeführt. Die in Abb. 102 reproduzierte Platte von der Aussenseite des Gefässes stellt eine der Selbstaufopferungen Buddhas vor. Die Legende* beginnt mit der Erzählung, dass eine von einem Habicht verfolgte Taube in Buddhas Armhöhle Zuflucht suchte und ihn um Hilfe bat. Dies soll in dem Bilde ausgedrückt sein: aber was man sieht, ist ein grosses Brustbild mit einem erhobenen Arm, ein kleiner Vogel, der auf der Hand sitzt, und darüber ein grosser Vogel. Ferner ist es nicht ein »Habicht«, sondern das Bild umfasst 2 Vogel-, 3 Menschen- und 2 Vierfüsslerfiguren. Von den 9 Figuren des Bildes können nur 4 der Legende entsprechen. Endlich ist es bedenklich, dass das Bild nur den ersten Einleitungsakt darstellt, nicht aber das Geschehnis selbst, worauf es gerade ankommt. Buddha nahm nämlich, um dem Habicht einen Ersatz für die Taube zu geben, ein Messer und schnitt sich aus einem Schenkel ein Stück Fleisch aus. Der Raubvogel verlangte jedoch das Fleisch zugewogen. Eine Wage wurde geholt und Buddha schnitt sich aus dem anderen Schenkel und aus der Brust Fleich aus; schliesslich erhob er sich, um sich selbst auf die Wagschale zu legen, sank jedoch erschöpft um.

Der Herakles mit dem Löwen (Abb. 100) wird als Buddha und die hungrige Tigerin gedeutet. Die Legende erzählt: Ein König hatte 3 Söhne; der jüngste war Buddha. Die Brüder erblickten im Walde eine Tigerin, die Junge geworfen hatte; sie war von Hunger und Durst so erschöpft, dass sie sie fast aufgefressen hätte. Da liess Buddha die Brüder vorausgehen, und legte sich vor die Tigerin; doch diese war zu erschöpft, um ihn fressen zu können. Da ritzte sich Buddha mit einem spitzigen Stifte, und liess die Tigerin sein Blut lecken. Sie aber öffnete dann den Rachen und sättigte sich an seinem Fleisch. Das Bild entspricht der Legende insofern, als es wirklich zwei Figuren zeigt, einen Mann und ein wildes Tier, einen Löwen oder Tiger. Aber sowohl Ensemble als Details weichen ganz ab. Wären nur z B. die Jungen da, so würde die Sache in Ordnung sein. Darf man aber eine beliebige Zusammenstellung von einem Mann mit einem Löwen als Buddha und die Tigerin auslegen, dann kann diese Scene auch auf Samson oder David, auf verschiedene orientalische Gottheiten und auf mehrere mittelalterliche Helden mit einem Löwen gedeutet werden — unter anderen auch auf Herakles mit dem Löwen. Dass gerade letztere Auslegung richtig ist und keine andere, geht aus zahlreichen Details in der Gruppierung und Haltung der zwei Figuren hervor, worin dieses Bild mit den allgemein verbreiteten Darstellungen von Herakles mit dem Löwen übereinstimmt.

Vor dem Ochsen (Abb. 104) steht ein Mann mit gezücktem Schwert, der im Begriffe steht, die Waffe dem Tiere in die Brust zu stossen. Diese Gruppe ist auf derselben Platte dreimal dargestellt; dies soll die drei Gruppen feindlicher Geister bedeuten, die den 7 ersten Aposteln des Buddhismus in Tibet begegneten. Die Ähnlichkeit liegt darin, dass das Bild 3 Tiere (»Wildesel mit Scheitelaufsatz«) — doch ist nicht bekannt, dass die feindlichen Geister so dargestellt worden wären — und drei Männer zeigt; wäre die Platte grösser gewesen, wird uns versichert, so würden die 4 fehlenden noch hinzugefügt worden sein. Das Schwert, das zum Stoss

* I. J. Schmidt, Der Weise und der Thor, St. Petersburg 1845, S. 11, 16, 25.

gezückt ist, soll ein »Wanderstab« sein. Die Ähnlichkeit ist hier somit ebenso gross wie bei den anderen Bildern.

Die grosse Platte Abb. 103 wird aus der Legende von Buddhas Sprung in die 10 Ellen tiefe mit glühenden Kohlen gefüllte Grube gedeutet. Da Buddha trotz aller Bitten an seinem Beschlusse, sich selbst aufzuopfern, festhält, lässt sein königlicher Vater dies nah und fern verkünden, worauf die Vasallenfürsten und Untertanen zusammenströmen. Sie beugten ihr rechtes Knie zur Erde, erzählt die Legende, legten die Handflächen an einander und flehten Buddha an, seinen Vorsatz aufzugeben. Er liess sich jedoch nicht dazu bewegen. Als er nun in die Feuergrube springen wollte, fassten ihn Dschadskin (der Fürst der Götter) und Brahma jeder von einer Seite beim Arme und versuchten noch einmal ihn zu überreden. Buddha aber liess seinen Blick auf Dschadskin und den vielen Umstehenden verweilen und sagte: Hindert mich nicht an meinem Vorsatze, die höchste Vollkommenheit zu erlangen. Da niemand darauf antwortete, sprang er sofort in die Feuergrube. — Stimmt das irgendwie zu dem Bilde? Nach der Legende fassen zwei Personen eine dritte überredend am Arme, während das Bild einen Mann zeigt, der eine kleine Figur in umgedrehter Stellung vor sich hält; das Bild zeigt einen Zug von bewaffneten Männern und Reitern, während die Legende von knieenden und flehenden Scharen berichtet. Der erstere Einwand lässt sich nicht wegdeuten; der letztere aber macht dem Erklärer keine Schwierigkeit. Es sind nicht bewaffnete Männer mit Speer, Schwert und Schild: die lange Blattranke in der Mitte ist eine »Prozessionsfahne«; sie wird auf »Fahnenstangen« von Männern getragen, die zugleich einen »Prozessionsschild« tragen und sich auf einen »Prozessionsstab« stützen. So leicht wird der kriegerische Aufzug in einen friedlichen umgewandelt. Doch liegt der Einwand nahe, dass über Fahnen von dieser Form und über alle genannten Prozessionsinstrumente überhaupt nichts bekannt ist.

Diese Art von Beobachtung, Vergleichung und Deutung geht durch die ganze Arbeit Steenstrups. Der buddhistischen Betrachtung, in die wir schon so tief eingedrungen sind, folgend könnte man sagen, sie sei eine mächtige Selbstaufopferung in buddhistischem Stil, vollführt in der Absicht, die herkömmlichen Irrtümer in der Bilderdeutung endlich klar ins Licht zu setzen und dadurch für die Zukunft zu verhindern. —

Dass sowohl die Goldhörner als auch der Silberkessel zu heiligen Kultzwecken bestimmt waren, darf man nach ihrer Art, Kostbarkeit und Dekoration annehmen; Beispiele für solchen Gebrauch von Hörnern und Kesseln liessen sich von zahlreichen Völkern des Altertums beibringen. Doch auch in anderer Weise dürften diese und viele verwandte Funde in Beziehung zu dem religiösen Leben stehen. Eine Betrachtung der Fundverhältnisse wird zeigen, dass sie ursprünglich nicht verdeckt und verborgen waren. Sie sind also gleich den grossen Moorfunden nicht verborgene, sondern geopferte Gegenstände.

Der Silberkessel ist beim Torfstechen entdeckt worden.

Er stand 2—3 Fuss unter der Oberfläche eines mit Heidekraut bewachsenen Moores, von fester Torferde umgeben. Er ist nicht vergraben worden, denn die Schicht über ihm zeigte keine Spuren eines Durchstichs. Nach der gewöhnlichen Auffassung müsste er also in Wasser versenkt worden sein, das sich nach und nach in ein Moor verwandelt hat. Dagegen erheben jedoch die Ortsverhältnisse denselben Einspruch, wie bei den grossen Moorfunden. Der Fundplatz liegt ca. 70 Fuss vom Rande des Moors entfernt; der Kessel kann also nicht dorthin geschleudert worden sein. Hin zu waten wäre unmöglich gewesen, da das Moor sehr tief ist; man wäre im Schlamm stecken geblieben. Allenfalls hätte man hinsegeln können; doch ist es kaum glaublich, dass man auf ein Wasser hinausgefahren wäre, um einen Schatz tief in den weichen Boden zu versenken und zu verbergen.

Für die Vermutung, die sich angesichts der hier und an vielen anderen Plätzen beobachteten Verhältnisse erheben muss, hat der Botaniker E. Rostrup den wissenschaftlichen Beweis geliefert: der Kessel ist auf einer fest verwachsenen Moorfläche niedergesetzt worden, die Torfmasse ist um ihn herum angewachsen und hat ihn nach und nach bedeckt. Die Untersuchung eines Torfausstiches von der Oberfläche bis unter den Boden des Kessels zeigte, dass er keine Reste von Pflanzen, die unter dem Wasserspiegel wachsen, enthält. In der obersten 4 Fuss starken Moorschicht ist nur eine Freiluftvegetation vorhanden, und schon in der Tiefe, wo der Kessel stand, war die Moorfläche mit Wachholder- und Birkengebüsch bedeckt gewesen.

Der Kessel stand auf seinem Boden, doch war er in seine Bestandteile aufgelöst. Ein aus einem Stück getriebenes, ca. 70 cm breites Becken bildet den Unterteil. In diesem lagen eine grosse kreisrunde Platte für die Mitte des Bodens, zwei röhrenförmige Stücke, die zur oberen Randeinfassung gehören, sowie 5 längere (s. Abb. 103) und 7 kürzere Platten (s. Abb. 102), alle 20—21 cm hoch, welche die Seiten des Gefässes gebildet haben. Diese Partien sind mit angelöteten Bändern verbunden gewesen, die über die Ränder der Platten und des Beckens griffen; die Lötmasse ist an verschiedenen Stellen noch erhalten. Der Kessel ist gewaltsam zerbrochen worden, so dass von einer Platte sogar ein Stück abgerissen ist.

Bei der Zusammenstellung des Kessels orientierte namentlich der Umstand, dass die viereckigen Platten verschieden gekrümmt waren, die längeren einwärts, die

kürzeren auswärts, und dass zwei von jeder Art Nagellöcher aufwiesen, aus denen hervorging, dass diese Platten mit dem Rücken gegeneinander angebracht gewesen waren. Der Oberteil des Kessels war von doppelten Platten gebildet. Ferner kannte man die Form bereits von dem oben S. 76 besprochenen Kessel von Brokjær (Abb. 106) und mehreren ähnlichen her, die alle aus sehr dünner Bronze verfertigt sind, mit Mündungsrand und Tragringen von Eisen. Zwei davon, die jedoch nur teilweise erhalten sind, sind mit grossen Masken in hohem Relief und anderen Darstellungen in ähnlichem Stil wie die Dekoration des Silberkessels verziert; nur erinnern sie noch stärker an die gallo-römische Kunst und sind sicher fremde Arbeiten. Das eine dieser Gefässe, aus Rynkeby auf Fünen, hat einen doppelten Oberteil mit figuralen Darstellungen sowohl innen wie aussen, also ganz wie beim Silberkessel. Die Form konnte somit keinen Zweifeln unterliegen. Die Grösse bestimmten der Boden und die 5 längeren, nach innen gewendeten Platten, die zusammen gerade den Umkreis des Bodens ausfüllten. Von den kürzeren, auswendig angebrachten Platten muss dagegen eine fehlen; es sind nur 7 vorhanden, während zur Ausfüllung der ganzen Seite, so dass nur schmale Zwischenräume für die Verbindungsbänder übrig bleiben, 8 notwendig wären. Ferner fehlen die 2 Tragringe und ebenso der grösste Teil des Mündungsrandes. Die beigegebene Tafel zeigt alle erhaltenen Teile in ihrem richtigen Zusammenhang; vielleicht war jedoch die Reihenfolge der äusseren Platten etwas abweichend. Der Unterteil ist sehr dünn getrieben, die Seite etwas schwerer wegen des hohen Reliefs der Figuren, das dem Arbeiter eine sehr schwierige Aufgabe gestellt hat. Etwas schwerer ist ferner die Mittelplatte des Bodens, wo das Relief noch höher ist. Bei den grossen auswendigen Brustbildern sind die Pupillen der Augen mit blauem Glasfluss eingelegt. Das Gefäss ist nicht neu. Beulen und Sprünge zeigen, dass es lange in Gebrauch gewesen ist, und mitten unter dem Boden ist es sogar durchgerieben und gesprungen. Die Aussenplatten sind ursprünglich ganz mit einer dicken aufgelegten Vergoldung bedeckt gewesen, die jetzt zum Teile abgerieben ist. Das Silber ist sehr fein; sein Gewicht beträgt 8885 Gramm, und der Wert ist auf c. 1336 Mark abgeschätzt worden.

Ähnliche Verhältnisse wie der Silberkessel zeigen die schon besprochenen, mit Bronze verzierten Wagen aus dem Deibjergmoor (S. 44). Alle Partien von Eschen-, Buchen- und Erlenholz, die Radspeichen, Felgen, Naben und Seiten waren von Larven ganz durchbohrt; nur die Achsen, die aus Eichenholz sind, waren unangetastet. Sind die Wagen wirklich in diesem Zustande hingesetzt worden, so waren sie ganz unbrauchbar. Ein Versuch, sie zu bespannen und ziehen zu lassen, würde gewiss ihren gänzlichen Zusammenbruch zur Folge gehabt haben. Sollten sie aber tatsächlich in diesem Zustande gewesen sein, als sie auf den Fundort gebracht wurden? Derselbe ist zwar gegenwärtig ein Moor; damals aber mochte dort trockener Boden gewesen sein, so dass die Larven das Holz angreifen konnten.

Die Wagen lagen über zwei c. 30′ bzw. 40′ lange Strecken zerstreut; der Abstand beider Fundplätze betrug 20 Fuss. Die Länge der Wagen aber betrug von der Spitze der Deichsel bis

zum Hinterstück nur c. 13 Fuss. Die zusammengehörigen Stücke waren jedoch nicht vereinigt. Auf dem ganzen Fundplatze lagen mannigfache Reste von Rädern kreuz und quer durcheinander. An einer Stelle lagen zwei Wagenachsen c. 30′ von einander entfernt. Teile des einen Wagens waren unter die Stücke des anderen geraten. Zwei Radreifen waren von den Felgen abgebrochen und zusammengebogen. Man kann mit Bestimmtheit erklären, dass die sehr soliden Zusammenfügungen beider Fuhrwerke vollständig aufgelöst und einzelne Partien auch absichtlich

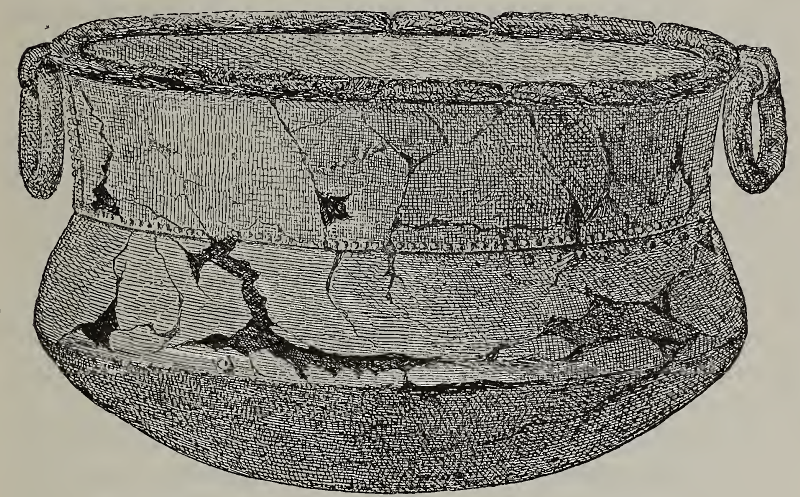


Abb. 106. Kessel von Brokjær. Aarb. 1881. 1/6.

beschädigt worden sind, ehe die Wagen auf ihren Platz gebracht wurden.

Die Tiefe, in der die Sachen gefunden wurden, betrug 2—4 Fuss, da der Boden uneben war. Wie hoch das Wasser, das die Stelle bedeckt haben soll, gestanden haben mag, kann man a priori nicht wissen. Nimmt man an, dass es so hoch stand wie die gegenwärtige Moorfläche, so hätten die Leute damals 450—550′ weit in den See hinauswaten müssen — so gross ist nämlich der Abstand der Fundstelle vom festen Lande — und zwar durch Wasser, das bis zu 4 Fuss tief war — dies ist die grösste Tiefe einer Sandbank, die sich über den Moorboden dicht an der Fundstelle vorbei zieht; ausserhalb derselben ist das Moor noch tiefer.

Ist es aber wahrscheinlich, dass man sich mit alten wurmstichigen Holzsachen diese Ungelegenheiten gemacht hätte? In Bezug auf Partien mit Metallbeschlägen liesse sich das allenfalls noch annehmen, keineswegs aber in Bezug auf den Wagenkasten, die Achsen und die Felgen, deren Reifen man beseitigt hatte.

Nimmt man einen noch höheren Wasserstand an, so wird ein Hinauswaten noch unwahrscheinlicher, und man muss dann schliessen, dass die Leute auf den See hinausruderten. Ist es aber denkbar, dass man die Sachen in mehr als 4 Fuss tiefem Wasser verbergen wollte und sie zu diesem Zwecke über eine 90 Fuss lange Strecke verstreute, statt alles an einem Orte niederzulegen?

Endlich könnte das Wasser niedriger gestanden haben als die gegenwärtige Oberfläche des Moors, so dass man trockenen Fusses zu dem Platze gelangen konnte. Dann lag aber auch der Fundplatz fast oder ganz trocken, und die Sachen sind mehr oder weniger sichtbar gewesen. Ausschlaggebend ist aber, dass es unvernünftig erscheinen muss, Holzsachen ohne Metallbeschläge in Wasser verbergen zu wollen. Nach allem zu schliessen, müssen die Wagen gleich dem Silberkessel in vollständig zerbrochenem Zustande auf trockenen Grund offenkundig hingelegt worden sein.

Ähnliche Betrachtungen lassen sich in Bezug auf zahlreiche andere Funde geltend machen. Bei Radbjerg, Ksp. Veggerlöse, auf Fünen, fand man im J. 1894 zwei grosse Lure wie das Bd. I, S. 433 abgebildete. Sie lagen bei einander dicht unter dem Bodenniveau in einer kleinen Senkung, die früher, namentlich im Winter, mit Wasser bedeckt war, und nun zum erstenmale unter den Pflug genommen wurde. Die Bronzestücke lagen c. 8 Zoll tief; die grossen Platten um die Schallöffnung der Hörner hätten somit, solange sie mit dem Rohr zusammenhingen, durch oder über den Rasen aufragen müssen; doch war durch die zerstörenden Einflüsse der Zeit das Metall an mehreren Stellen brüchig geworden, so dass die Mündungsplatten von den Rohren abgefallen waren. Die Deckschicht war hier nicht Torf, sondern Humus; doch kann von einer Vergrabung der Hörner nicht die Rede sein. Die gleiche Schicht bedeckte nämlich zahlreiche Tierknochen und Topfscherben, die um die Hörner herum lagen. Sie müssen ursprünglich sichtbar gewesen sein, und der Humus

hat sich erst im Laufe der Zeit darüber angesetzt. Sollte dies nicht auch bei den dicht unter der Oberfläche der Erde gefundenen Goldhörnern von Gallehus der Fall sein? Welche Rolle namentlich die Würmer bei der Bedeckung von Gegenständen spielen, die auf der Erde liegen, ist bekannt. In seiner berühmten Schrift über die Regenwürmer veröffentlicht Charles Darwin eine Reihe von Beobachtungen über Baureste, die durch die Tätigkeit der Würmer bedeckt worden sind, über Steine und allerhand Gegenstände, die im Laufe eines Menschenalters 1 Fuss oder noch tiefer gesunken sind, oder besser gesagt, über welche die Tiere eine so dicke Humusschicht gebreitet haben.* Man hat somit alle Ursache anzunehmen, dass Humus- und Moorbildungen sehr oft die Sachen bedeckt haben, die in der Vorzeit unbedeckt auf den Erdboden niedergelegt worden sind.

Gute Belege dafür bieten mehrere neue und wohl aufgeklärte Funde. Beim Ausreuten von Dornengestrüpp auf dem Langholm unter Sophienberg, in der Nähe von Frederiksborg, fand man ein zerbrochenes und unvollständiges grosses Bronzegefäss von ähnlicher Form wie der Silberkessel; der Boden stand nur 8 Zoll unter der Oberfläche. — In einem kleinen Moor bei Grinderslev Kloster (Salling Nörre Herred) stiess man auf zwei zusammengehörige Bronzeringe von der Bd. I S. 391 besprochenen Art. Sie lagen 1¼ Fuss tief in einer Torfschicht, die sich, wie eine botanische Untersuchung zeigte, nicht im Wasser gebildet hat. — Ein schwerer zackiger Halsring gleich dem S. 43 abgebildeten lag im Roved Moor, Bez. Anst, c. 40 Fuss von festem Grunde entfernt, 2¼ Fuss tief; in derselben Tiefe waren Wurzelenden grosser Bäume ausgegraben worden. — Zwei aus Kuhhorn schön geschnitzte Trinkhörner aus der römischen Periode gleich den S. 62 besprochenen, doch ohne Bronzebeschläge, lagen unmittelbar neben einander 3 Fuss tief im Holmegaards-Moor, Bez. Tybjerg. Die Stelle war c. 130 Ellen von dem nächsten festen Grund entfernt. Die Niederlegung der Hörner auf diesem Platze ist nur unter der Annahme verständlich, dass die Oberfläche des Moors in der angegebenen Tiefe zugänglich war. Fünf andere ähnliche Trinkhörner sind einzeln oder paarweise aus anderen Mooren gehoben worden. — Zwei prächtige ornamentierte Bronzegefässe aus der Schlusszeit der Bronzeperiode (Bd. I. S. 387) wurden in einem Moore bei Gundestrup gefunden, das von dem Moore, aus welchem der Silberkessel stammt, nicht weit entfernt ist. Sie lagen, ineinander gesteckt, 4 Fuss tief, und die botanische Untersuchung ergab, dass das Moor bereits in dieser Tiefe geschlossen und verwachsen war.

Sind alle diese Altertümer nicht verborgen gewesen, sondern erst nach und nach von der Natur bedeckt worden, so können sie nicht als verborgene Werte aufgefasst werden. Gleich den oben behandelten grossen Moorfunden aus der Völkerwan-

* Charles Darwin, The Formation of vegetable mould through the action of worms, London 1881. — P. E. Müller, Studien über die natürlichen Humusformen, Berlin 1887.

derungszeit (Abschn. VIII) müssen sie als Opfergaben für die Götter niedergelegt worden sein. Dass mehrere, namentlich die grössten und kostbarsten Stücke, die Goldhörner, der Silberkessel, die Deibjergwagen und das Bronzegefäss von Sophienberg zerbrochen und unvollständig sind, erklärt sich wohl aus denselben religiösen Vorstellungen, welche die absichtliche starke Zerstörung so vieler Gegenstände in den grossen Moorfunden veranlassten (S. 144). Die übrigen angeführten kleineren Funde fallen unter die Gruppe von Funden, die oben auf Grund ihrer eigenartigen Zusammensetzung als Opfer- oder Votivfunde bezeichnet worden sind (Bd. I, S. 430). Sehr viele derselben sind also sicherlich offen und unbedeckt niedergelegt worden. Dass viele andere Feld- und Moorfunde mit Recht als Depotfunde bezeichnet werden können, soll nicht bestritten werden (Bd. I, S. 424); sie können in der Absicht, sie wieder zu beheben, deponiert worden sein. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass auch mindestens bei einem Teil davon in Zukunft sich bestimmte Züge nachweisen lassen werden, die ihre Zugehörigkeit zu den Opferfunden dokumentieren.

Der Gedanke an eine offene Niederlegung von Opfergaben für die Götter erfährt eine eigenartige Bekräftigung durch einige Funde, welche zeigen, dass Tiere auf diese Art geopfert worden sind. In den Mooren, namentlich Jütlands, findet man auffallend häufig Thongefässe, bisweilen in grosser Anzahl, und es steht zu vermuten, dass sie mit Opfern zusammenhängen; hie und da lässt sich das auch beweisen. Etwa 2½ Fuss tief in einem Moore bei Lundtoft, Bez. Sönderlyng, fand man auf einem Areal von c. 200 Quadratellen 20—30 Thongefässe und viele Schafsknochen. Zwei Gefässe wurden bei einer vom Nationalmuseum veranstalteten Untersuchung gehoben. Sie waren zerbrochen; der Boden stand wagrecht auf dem Grunde, umgeben von den Scherben. In beiden Gefässen lagen die Knochen je eines ca. einjährigen Lamms, das geschlachtet worden war; der Kopf ist der Länge nach gespalten und die Schenkelknochen sind durchschnitten. Eine botanische Untersuchung der deckenden Torfschicht ergab, dass sich dieselbe nicht in Wasser gebildet hat. Das Moor ist geschlossen und verwachsen gewesen, als man die Gefässe auf seine Oberfläche niedersetzte, jedes mit einem geschlachteten Lamm; die Gefässe boten Raum dafür, da sie bis zu 60 cm hoch sind. Sie standen frei auf der Moorfläche, zerfielen auf

diesem Platze und wurden nachmals von der Vegetation bedeckt. Ähnliche Funde von Thongefässen mit Schafsknochen sind in einem Moore in der Gegend von Hjörring und im Kragehulmoor auf Fünen (demselben, aus dem der grosse Fund aus der Völkerwanderungszeit stammt) gemacht worden. Alle diese Gefässe zeigen gewisse Eigentümlichkeiten, die eine sichere Altersbestimmung unmöglich machen; wahrscheinlich stammen sie aus dem späteren Teil der Eisenzeit.

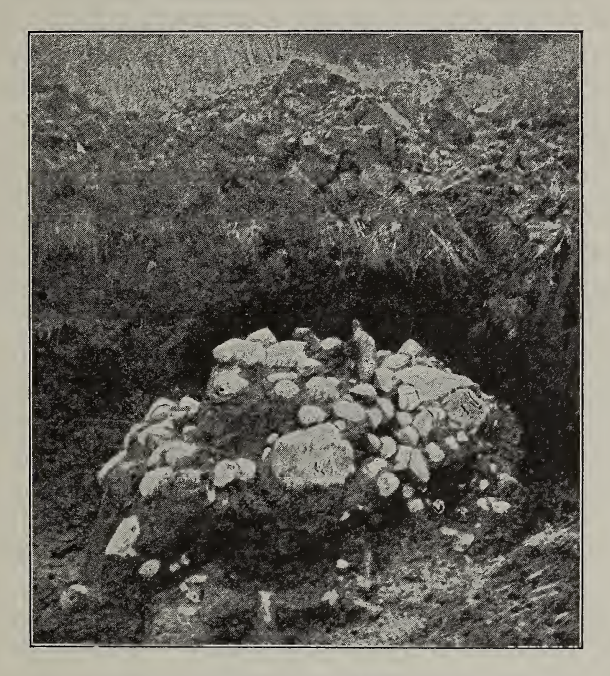


Abb. 107. Opferaltar.

Sogar ein ganzer Opferplatz mit Altären und Zubehör ist in der Tiefe eines Moors bei Rosbjerggaard, nördlich von Hobro, aufgedeckt worden. 5—6 Fuss tief im Moor wurden die Reste eines Waldes freigelegt. Verschiedene Stümpfe von Föhren standen gut erhalten dicht neben einander. Unmittelbar bei einem davon fand man ein schönes etrurisches Bronzegefäss von der oben Bd. I S. 383 besprochenen Art. Das Gefäss war feuergeschwärzt, und unter ihm lagen Kohlenreste und halbverkohlte Brände. Bei einem anderen Baumstumpf lag der Unterteil eines Thongefässes,

und zahlreiche Scherben waren über den Platz hin verstreut. Nicht weit davon fand man zwei grössere und mehrere kleinere gewölbte Steinhaufen. Teils unter den Steinen, teils auf den Steinhaufen und in ihrer Umgebung fand man zahlreiche Scherben von Thongefässen, ein geschnitztes Trinkhorn von der oben (S. 177) erwähnten Art, mehrere Kuhhörner u. a. m.

Für diese Steinhaufen bietet sich keine andere Erklärung, als dass sie Altäre sind. Nur ein Götterbild fehlt noch. Auf der Oberfläche des grössten Altars standen aber zwei dicke, an dem einen Ende spitz zugeschnittene, am anderen vermoderte Holzstücke; könnten sie nicht die Füsse eines solchen Bildes sein? Abb. 107 zeigt die beiden Holzstücke, oben schräg in dem Haufen steckend; hinter diesem ist die bei der Untersuchung senkrecht abgestochene Moorwand zu sehen, oben die mit Gras bekleidete Oberfläche, teilweise bedeckt mit der von unten hinaufgeworfenen Torferde. Nachdem Wasser oder Vegetation den Steinhaufen selbst bedeckt hatte, kann der Oberteil der Holzfigur abgefault sein, während die Fusspartie auf ihrem Platze geblieben und erhalten ist.

Diese Auffassung erfährt durch folgenden Umstand eine Bekräftigung. In einem Moore bei Viborg fand man eine gut erhaltene, 88 cm hohe, aus Holz geschnitzte Figur bei einem Steinhaufen stehend, der von gleicher Form und Grösse war wie der hier besprochene. Der Kopf ist recht sorgfältig geschnitzt, doch ist die Figur ohne Arme und läuft unten in zwei zugespitzte Stöcke von gleicher Art wie die oben erwähnten aus. Die Figur ist stark phallisch und somit zweifellos ein Götterbild; sie stammt gewiss aus einem der älteren Abschnitte der Eisenzeit.* Der Wunsch, die Götter bildlich darzustellen, muss durch die Berührung mit den Römern hervorgerufen worden sein; es liegt nichts vor, was darauf deutete, dass man dies schon früher versucht hätte. Die eingeführten Bronzestatuetten (S. 87) haben dazu beigetragen, die Vorstellungen von den Göttern zu entwickeln und ihnen festere Formen zu geben; vielleicht sind sie selbst Gegenstand der Verehrung geworden. Selbst grosse Bronzefiguren hat man gekannt. Eine abgebrochene Hand von einer fast lebensgrossen Bronzestatue ist in Fünen, eine andere in Holstein gefunden worden.

---

* Aarb. f. nord. Oldkynd. 1881, S. 369.

Ob nun die beiden Holzstöcke aus dem Moore von Rosbjerggaard wirklich zu einem Götterbilde gehört haben, lässt sich nicht entscheiden. Jedenfalls aber muss die tiefliegende, vom Moor bedeckte Kulturschicht ein Opferplatz sein, der lange Zeiten hindurch benutzt worden ist. Das etrurische Gefäss fällt in die Bronzezeit, das geschnitzte Trinkhorn in die römische Periode, und die Thongefässe sind gleichzeitig oder jünger.

Eigentlich hat eine solche Bedeckung von Resten des Altertums, bald durch Vegetation und Erde, bald durch Wasser, durchaus nichts auffallendes. Man zieht nur diese Naturveränderungen meist nicht in Betracht, wenn es sich um einzelne Sachen und kleinere Funde handelt. Schon im vorhergehenden war von den Erd- und Torfschichten, die zahlreiche Wohnplätze der älteren und jüngeren Steinzeit bedecken, die Rede. Um eine Steinkammer im Ksp. Örum, Bez. Galten, hat sich ein Moor so hoch erhoben, dass die Randsteine in einer Höhe von zwei Fuss bedeckt sind und der Boden der Kammer ebenso tief unter der Oberfläche des Moors liegt. Um ein Hünenbett auf der Stenvad Heide (Randers Nörre Herred) hat sich ein Sumpf gebildet, der es c. 150 Fuss vom festen Grunde trennt und die grossen Randsteine fast unsichtbar gemacht hat. In Veddum Kjær, Bezirk Hindsted, sind Menschenskelette und Thongefässe aus der Eisenzeit unter einem mit Erlengebüsch bewachsenen Sumpf ausgegraben worden. Kulturschichten aus gleicher Zeit mit Feuerstellen, Topfscherben und Tierknochen trifft man in dem ausgetrockneten Lille Vildmose, wo das Wasser früher 10 Fuss hoch stand. Nachdem im Sjörring See bei einer Regulierung der Wasserstand um 8—10 Fuss gesunken war, zeigte sich eine kleine Insel, auf der Urnengräber gefunden wurden. Dass so viele Hinterlassenschaften des Altertums bedeckt und verborgen liegen, ist somit zweifellos durchgängig ebenso sehr der Natur als dem Menschen zuzuschreiben.

DIE JÜNGERE EISENZEIT.



Abb. 108. Brustschmuck aus Bornholm. Aarb. 1890. $^2/_3$. S. S. 188.

X. DIE NACHRÖMISCHE ZEIT.

Chronologie und Einteilung. — Die Bornholmischen Gräberfelder. — Männer- und Frauensachen. — Nordische Arbeiten. — Granat-Arbeiten. — Funde und Gräber in den anderen dänischen Gebieten. — Mangel einer Grabausstattung. — Goldbrakteaten. — Fremde Vorbilder. — Nachahmung und Neubildung. — Heilige Zeichen. — Bedeutung der Bilder. — Die buddhistische Hypothese. — Die Tierformen der Goldbrakteaten. — Volkskunst. — Runeninschriften. — Goldfunde.

Dem dunklen Zeitraum, der in Westeuropa auf die Auflösung des römischen Reiches folgte, entspricht ein dunkler Abschnitt der nordischen Altertumsgeschichte. Die Goldfunde, die Bornholmer Grabfunde, und der Kunststil — viel mehr kennt man aus Dänemark nicht. Diese einzelnen Züge sind scharf und deutlich gekennzeichnet: zu einem Gesamtbild aber vereinigen sie sich nicht. Und doch möchte man gerade diese Periode vollständig zu kennen wünschen; denn sie umfasst den Schluss

der eigentlichen vorgeschichtlichen Zeit im Norden, die letzte Lebenszeit des Heidentums, die nicht von der neuen Lehre berührt war. In dieser Zeit bildete sich die Sprachform aus, die von den ältesten dänischen Runensteinen zu uns spricht; in dieser Zeit entwickelte sich das Kulturleben, dessen Erben die ersten historischen Gestalten der Vikingerzeit sind.

Archäologisch sind die Grenzen der Periode deutlich abgesteckt. Zu der nachrömischen Zeit gehört alles, was zwischen den reichen Grab- und Moorfunden der Völkerwanderungszeit und der grossen, bestimmt in die Vikingerzeit fallenden Fundgruppe liegt. Der dazwischen liegende Abschnitt charakterisiert sich durch die zwei Hauptkennzeichen, dass die Gräber auf dem grössten Teil des dänischen Gebiets fast nie Beigaben enthalten, und dass anderseits die Funde ausserhalb der Gräber eine Fülle von Kostbarkeiten, wie aus keiner anderen Zeit, in sich schliessen. Der Gegensatz zu der vorhergehenden und zu der folgenden Gruppe liegt klar zu Tage.

Dass dieser archäologische Abschnitt mit der Zeit nach dem Falle des römischen Reiches, mit der Periode des Aufblühens und Verfalles der angelsächsischen Staaten und der fränkischen Macht unter den Merowingern bis zu den Anfängen Karls des Grossen zusammenfällt, ist unzweifelhaft. Eine Abgrenzung mit bestimmten Jahreszahlen ist jedoch kaum durchführbar. Man hat dies zwar auf verschiedenen Wegen versucht, namentlich durch sorgfältige Untersuchungen der Stilentwicklung der ganzen Eisenzeit*, doch ist die Unsicherheit wohl noch immer sehr gross. Bis auf weiteres dürfte es rätlicher sein, nur schwebende Grenzen anzusetzen, über welche Verbindungen zurück und vorwärts reichen. Mithin würde dieser Zeitraum in das 5—8. Jhd. zu setzen sein.

Man nannte diese Periode früher »die mittlere Eisenzeit«, und bezeichnete die vorhergehenden Zeitabschnitte als ältere, die folgenden als jüngere Eisenzeit. Nach und nach wurde man sich jedoch darüber klar, dass diese Jahrhunderte durch keine besonders ausgeprägten Merkmale von der Vikingerzeit unterschieden sind. Die »mittlere Eisenzeit« hörte auf, ein Hauptabschnitt zu sein; man hatte für diese Bezeichnung keine Verwendung mehr und einigte sich dahin, die Eisenzeit gleich den beiden anderen

* Oscar Montelius, Svenska fornminnesföreningens tidskrift, Stockholm, VI VIII, IX.

grossen Kulturperioden in zwei Abschnitte, einen älteren und einen jüngeren, zu zerlegen, und diese wieder weiter in kürzere Abschnitte zu gliedern (s. S. 18).

Auf diese Weise erhielt die Einteilung der Eisenzeit eine historische und damit auch eine natürliche Grundlage; die Kulturentwicklung ist durchgängig mit den allgemeinen historischen Zuständen auf das engste verbunden. Die ältere Eisenzeit (vom 4. Jhd. vor Chr. bis zum 5. Jhd. nach Chr.) umfasst die ganze Zeit, in welcher der Norden zur klassischen Kultur in Beziehung stand; im Süden war dies der Schlussabschnitt des Altertums. Die jüngere Eisenzeit (5—10. Jhd.) entspricht dem Frühmittelalter anderer Länder; im Norden fällt sie noch unter den Begriff Altertum.

Für die Unterabschnitte hat man passende historische Bezeichnungen gefunden. Die drei Abschnitte der älteren Eisenzeit, die »vorrömische« und die »römische Zeit«, sowie die »Völkerwanderungszeit«, sind aus der vorhergehenden Darstellung bereits bekannt. Für den späteren Abschnitt der jüngeren Eisenzeit hat sich die Benennung »Vikingerzeit« bereits seit langem eingebürgert; der ältere kann in Übereinstimmung mit einer in anderen Sprachen allgemein üblichen Bezeichnung die »nachrömische Zeit« genannt werden. Es war die Zeit, die unmittelbar auf die Auflösung der römischen Kultur folgte und in vielen Beziehungen die Erbschaft der Römer antrat. —

In Dänemark waren Gräber aus dieser Periode lange unbekannt, was um so unerklärlicher war, als sowohl aus dem vorhergehenden wie aus dem folgenden Zeitraum zahlreiche Funde vorlagen; und so wurde die Frage, wie man dieses seltsame Verhältnis verstehen solle, immer wieder von neuem aufgeworfen. Die Antwort ist nun wenigstens für Bornholm in befriedigender Weise gegeben worden, indem E. Vedel von 1876 an, namentlich jedoch im letzten Jahrzehnt, zahlreiche und charakteristische Funde von der sehnlich erwarteten Art aufgedeckt hat. Für den Beginn der Periode haben namentlich eine Reihe von Gräbern bei dem Fischerdorfe Melsted, für den Schluss besonders die grossen Begräbnisplätze bei Bækkegaard und Lousgaard, alle im Kirchspiel Österlarsker, gute Funde geliefert.*

Die Gräber wurden, wie es auch früher der Fall war und

* E. Vedel, Bornholms Oldtidsminder og Oldsager, Kjöbenhavn 1886.

gleichzeitig im Auslande stattfand, knapp neben einander auf gemeinsamen Begräbnisplätzen angelegt, öfters in grosser Anzahl; bei Bækkegaard zählte man 160 Gräber. Ausserdem kommen auf denselben Plätzen meist auch Gräber aus älterer und aus jüngerer Zeit vor. Bei Lousgaard reichte eine zusammenhängende Kette von der Steinzeit an bis in die jüngste Eisenzeit, was ausserhalb Bornholms in Dänemark sonst ganz unbekannt ist, und sich daraus erklärt, dass die Zustände auf dieser kleinen abseits gelegenen Insel Störungen natürlich weniger ausgesetzt waren. Leichenverbrennung kommt in dieser Periode zwar vor, doch nur ausnahmsweise, und wird nach und nach immer seltener. In der Regel ist die Leiche unverbrannt bestattet, mit dem Kopfe gegen Norden. Die Einrichtung des Grabes variiert ziemlich stark, weist aber niemals besondere Eigentümlichkeiten auf.

Das Grab liegt unter flachem Felde, in diesem Falle mit einer Steinpflasterung bedeckt, oder unter einer kleinen Erhöhung; eine Einfassung mit Steinen kann auf der Oberfläche oder auf dem Boden des Grabes vorkommen. Viele Gräber ermangeln aller Beigaben oder sind ärmlich ausgestattet; viele andere dagegen enthalten eine reiche Ausstattung, die in Männer- und Frauengräbern verschieden ist.

In Männergräbern findet man die ganze Waffenausrüstung: ein ein- oder zweischneidiges Schwert, Speer, Beil und Schild, von dem jedoch nur die Eisenteile erhalten sind, nämlich die hochgewölbte Buckel und der darunter angebrachte lange Griffbeschlag, beide mit grossen flachköpfigen Bronzenägeln, die sie mit der Holzplatte verbanden. Der Schwertgurt war mit viereckigen ornamentierten Beschlägen verziert, lief in lange Riemenzungen aus und wurde mit einer Schnalle geschlossen; alle diese Metallteile des Gürtels waren von Bronze. Ferner gehörten zur Ausstattung des Kriegers Messer, Schere und Wetzstein. Neben dem Toten lag in den Gräbern sein Reitpferd mit einem Gebiss von Bronze oder Eisen und sein Hund.

Die Frau ist mit einer entsprechend vollständigen Ausstattung von Schmucksachen bestattet. Diese besteht vor allem in Schmucknadeln; diese sind nicht wie ehedem fein und schmächtig, sondern haben eine grosse und schwere, verschiedenartig geformte und ornamentierte Platte; die ältesten sind von Silber, spätere ausschliesslich von Bronze, die jedoch oft vergoldet ist; ferner in dünnen Spiralringen und schweren Armbändern von Bronze,

Nadeln mit Kopf, sehr vielen Glasperlen, nicht selten zugleich Bernsteinperlen, und endlich in verschiedenen Bronzeplatten zum Annähen auf der Kleidung. Die Hauptmasse der gefundenen Altertümer bilden Schmucksachen, wozu noch einzelne kleine Gerätschaften, namentlich Wirtel und Messer kommen. Es war eine prachtliebende Zeit, hier wie bei den germanischen Stämmen im Westen und Süden.

Alle diese Sachen erinnern zwar stark an die vorhergehende Periode, die Waffenausrüstung und die Schmucksachen sind grösstenteils von derselben Art wie früher; aber alles ist doch verschieden. Die älteren Formen und Ornamente sind entweder ganz umgebildet oder durch neue abgelöst, und wendet man den Blick anderseits auf die Vikingerzeit, so wird man finden, dass die Altertümer dieser Periode in der nachrömischen Zeit unbekannt waren oder nur in ihren ersten Keimen nachweisbar sind. Diese Grabfunde zeigen uns also ein eigenes Stadium der ununterbrochen fortgesetzten Kulturentwicklung, das durch historische Begebenheiten seine Abgrenzung findet.

Die römische Kultur hat ihren Abschluss erreicht. Kein römisches Stück ist in diesen Funden anzutreffen; zugleich hat der alte Brauch, zahlreiche Speise- und Trinkgefässe in das Grab zu setzen, aufgehört. Jetzt hatten die kontinental-germanischen Völker die führende Stellung in Europa; das geht aus diesen bornholmischen Funden klar hervor. Im grossen und ganzen entsprechen sie den gleichzeitigen Funden aus Westeuropa: Waffen und Schmucksachen stimmen in Hauptform und Art überein. Doch enthalten diese bornholmischen Gräber nicht Importsachen; unter den so zahlreichen Altertümern ist kaum etwas anderes importiert als die Glasperlen, ein vereinzeltes Glasgefäss und vielleicht ein paar Riemenschnallen. Der Rest ist bis zu einem gewissen Grade in Form und Gepräge eigenartig und daher gewiss auch im Norden hergestellt. Die neuen germanischen Reiche übten ihren Einfluss auf den Norden nicht wie das römische Reich durch fabriksmässige Produktion aus, sondern durch Verkehr und persönliche Verbindungen, die mit sich brachten, dass die Entwicklung im ganzen dieselbe Richtung einschlug, während im einzelnen gewisse Verschiedenheiten aufkamen.

Die selbständige nordische Arbeit sei durch einige Beispiele beleuchtet. Abb. 109 zeigt eine Schmucknadel von Bronze mit breiter gewölbter Platte, unter welcher der Dorn befestigt ist.

Diese Form ist mit vielen (erhaltenen) Zwischengliedern aus den älteren Fibeln von römischer Form (s. z. B. S. 103) abgeleitet. Die Spiralwindung ist zu einer Stange geworden, der Draht, der die Enden der Spirale verband, und ebenso der Bügel selbst sind zu breiten Bändern umgeformt; endlich sind diese verschiedenen Partien zu einer zusammenhängenden Platte vereinigt. Diese Nadeln sind in der nachrömischen Zeit auf Bornholm sehr verbreitet; sie liegen in c. 60 Exemplaren vor. Man kennt sie ferner auch aus den anderen dänischen Gebieten und aus Schweden; süd- und westwärts aber kommen sie nicht vor. Sie müssen somit im Norden entstanden und verfertigt sein.

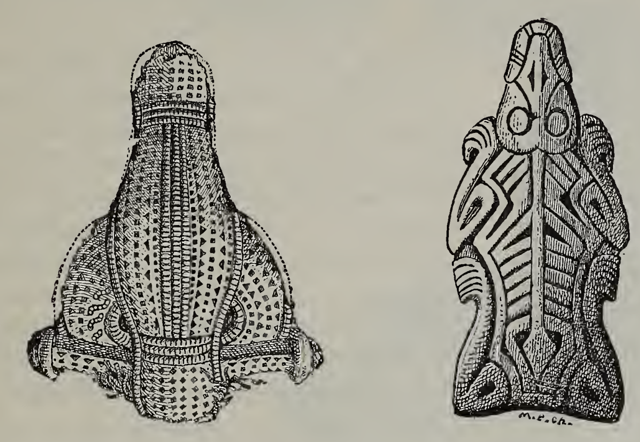


Abb. 109—110. Nordische Schmucknadeln. Aarb. 1878 und 1872. 1/1.

Ebensowenig kennt man aus dem Ausland die Schmucknadel Abb. 110, die ein vierfüssiges Tier in Rückenansicht vorstellt. Beiderseits der Mittellinie sind die schiefen Rippen zu sehen; die Schenkel und die Beine mit grossen krummen Zehen sind deutlich ausgeführt. Es ist ein korrekt gebautes Tier im Stile der Zeit, wie der folgende Abschnitt zeigen wird; vermutlich ist es durch Umgestaltung der daneben stehenden (oder einer ähnlichen) Nadel in die damals beliebte Tierform entstanden.

Von solchen tierförmigen Schmuckstücken gingen wieder die ovalen Plattennadeln aus, die mehr oder minder mit Tieren dekoriert sind, bisweilen auch mit anderen Darstellungen, auf die man durch die ununterbrochene Fortbildung der Ornamentik geführt wurde. In Abb. 111 hat sich das eine Tier zu zwei von der

Seite gesehenen verdoppelt. Sie haben sich in das Vorbild geteilt, so dass jedes von ihnen den halben Kopf und zwei Schenkelpartien mit den zugehörigen Beinen erhalten hat. In der Mitte ist ein Teil der schrägen Rippen erhalten; doch die grosse Platte hat zur Einsetzung einer voll bekleideten männlichen Figur mit auseinander gespreizten Beinen und ausgestreckten Armen verlockt. Von solchen und ähnlichen ovalen Schmucknadeln sind auf Bornholm über 20 Exemplare gefunden worden; einige kennt man auch aus den anderen skandinavischen Ländern, doch keine aus dem Auslande.



Abb. 111. Nordische Schmucknadel. $^3/_4$.

Die hier vorgeführten Beispiele zeigen einige der eigentümlichsten Erzeugnisse. Auf anderen Punkten schloss man sich dem Fremden enger an, und verstand selbst in der feinsten Arbeit, die damals überhaupt geleistet werden konnte, sich auf gleicher Höhe zu halten. Ob mehrere kleinere in Dänemark gefundene Goldarbeiten mit geschliffenen, in feine Rahmen eingesetzten Granaten heimische Erzeugnisse sind, ist zweifelhaft; sicher heimisch aber ist eine Reihe von Stücken aus vergoldeter Bronze. Die Rückseite des in Abb. 113 reproduzierten Schwertknaufs zeigt ebenfalls diese Granateinlegung; namentlich aber kommt sie auf bornholmischen Altertümern vor, so z. B. auf 9 Bügelnadeln wie in Abb. 112. Die Platte zu beiden Seiten des Bügels und der Knopf in seiner Mitte sind mit Granaten bedeckt; die Bronze ist vergoldet. Der Hauptsache nach gleichen diese Nadeln allerdings den gleichzeitigen im Ausland; eine Nadel in dem reichen Fund von Wittislingen in Bayern kommt ihnen sehr nahe.* Doch sind die Details so abweichend, dass man diese Schmuckstücke nicht für importiert halten kann. Sollte noch ein Zweifel bestehen, so kann auf den grossen Brustschmuck von Lousgaard, Abb. 108, verwiesen werden, der zwei Vögel und andere Tiere im nordischen Stil zeigt; der Raum innerhalb der Kontouren der Leiber ist mit geschliffenen Granaten ausgefüllt.

---

* J. de Baye, Tombeau de Wittislingen, Gazette archéologique, Paris 1889.

Diese feine und kostbare Cloisonné-Technik ist in den Norden aus derselben Richtung und auf denselben Wegen gekommen wie zu den kontinentalen germanischen Stämmen. Ursprünglich ist sie orientalisch; die ältesten bekannten Stücke dieser Art sind sassanidisch. Es ist wahrscheinlich, dass die Goten

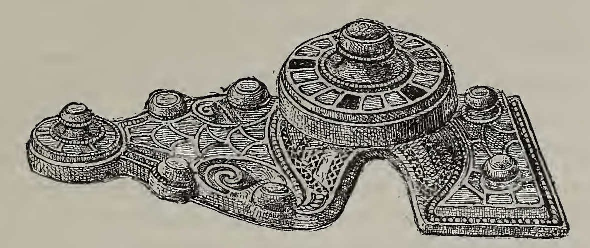


Abb. 112. Bornholmische Bügelnadel mit Granateinlegung. $^1/_1$.

sich sie während ihres Aufenthaltes in Südrussland angeeignet haben und dass sich dieselbe durch sie nach Westen verbreitet hat (S. 217 ff.). Die ostgotischen Goldcloisonné-Arbeiten aus Ravenna, die langobardischen Kleinodien im Kirchenschatz von Monza, die prächtigen westgotischen Goldkronen von Guarrazar bei Toledo, die Waffen und Schmucksachen des Frankenkönigs Childerich und die herrlichen angelsächsischen Arbeiten verwandter Art sind sicher unter beständig erneutem Zufluss orientalischen Materials bei den verschiedenen Stämmen selbst verfertigt worden; ebenso sicher aber sind die bornholmischen und anderen nordischen Granatarbeiten heimischen Ursprungs.

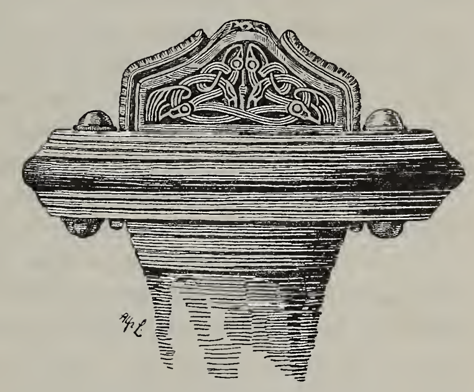


Abb. 113. Schwertknauf. $^1/_1$.

Gilt nun das, was auf Bornholm beobachtet worden ist, auch für die anderen dänischen Gebiete? Diese Frage darf man gewiss bejahen, wenn auch die bornholmischen Formen anderwärts nur in einzelnen Exemplaren vorliegen und mehrere davon ganz unbekannt sind. Von den Nadeln in Abb. 109 liegen

4 Exemplare aus Seeland und Falster, sowie eines aus Jütland vor; ovale Nadeln von der Form der Abb. 111 sind durch 2 jütische Exemplare repräsentiert. Ausserhalb Bornholms ist auf dänischem Gebiete nur ein einziges zweischneidiges Schwert von der Form der nachrömischen Zeit gefunden worden, bei Bildsö in der Nähe von Slagelse. Der Griff ist teilweise von Silber, teilweise von vergoldeter Bronze; die eine Seite des Knaufs ist mit Tierfiguren verziert (Abb. 113), die andere mit Granateinlegung. Bornholm nimmt jedoch zu dieser Zeit keine Sonderstellung im Norden ein. Norwegen und Schweden haben zahlreiche und noch prächtigere Funde aufzuweisen, die meisten allerdings aus einigermassen begrenzten Gebieten; so z. B. stammen die schönsten schwedischen Funde aus Gotland und Upland.* Durch die unten besprochenen Goldfunde ist die Zusammengehörigkeit Jütlands, Schleswigs und der fünisch-seeländischen Inselgruppe mit den übrigen skandinavischen Ländern erwiesen. Wenn Sachen anderer Art ausserhalb Bornholms so selten sind, so muss dies auf dem fast gänzlichen Mangel einer Ausstattung der gleichzeitigen Gräber in den anderen dänischen Ländern beruhen.

Man kann sogar sagen, dass die dänischen Gräber noch nicht ganz sicher bekannt sind. Auf Bornholm ist die Beobachtung gemacht worden, dass auf fast allen Begräbnisplätzen, welche bis zum Schlusse der Völkerwanderungszeit benutzt worden sind, neben den oben besprochenen Skelettgräbern mit reichem Inhalt (S. 117) ärmlich ausgestattete Gräber vorkommen. Sie enthalten nicht immer unverbrannte Leichen; in vielen lag frei in der Erde oder zwischen Steinen ein Thongefäss mit den Resten des Leichenbrandes. In einigen Fällen konnte nach den sporadisch vorkommenden Altertümern konstatiert werden, dass diese Gräber jünger sind als die Völkerwanderungszeit. Es scheint somit in Bornholm so zu stehen, dass die nachrömische Zeit mit Gräbern ohne charakteristische Form und ohne besondere Ausstattung eingeleitet wird, und dass man erst mit der Zeit die Leiche häufiger so reich ausgestattet hat, wie oben erwähnt wurde. Etwas ähnliches hat sich gewiss auch in den anderen dänischen Gebieten geltend gemacht, nur dass man dort im ganzen Verlaufe der nachrömischen Zeit fortfuhr, die verbrannte oder unverbrannte Leiche ohne umständlichere Einrichtung des Grabes und meist ohne Beigaben zu bestatten.

* Oscar Montelius, Les temps préhistoriques en Suède, Paris 1895.

Dass Gräber dieser Art so lange der Aufmerksamkeit entgehen konnten, ist leicht begreiflich, und wenn auch verschiedene Berichte über sporadische Untersuchungen derartiger Gräber vorlagen, so fehlten doch Beweise dafür, dass sie aus dieser Zeit herrührten. Etwas grössere Sicherheit haben jetzt umfassendere systematische Untersuchungen gegeben. Auf den seeländischen Begräbnisplätzen mit reich ausgestatteten Gräbern aus der Völkerwanderungszeit sind bisweilen andere, gewöhnlich höher liegende Gräber, meist ohne Ausstattung, getroffen worden. Durchgehends lagen die Leichen, entgegen dem früheren Gebrauch, mit dem Kopfe gegen Norden (S. 114). An mehreren Stellen ist man auf Begräbnisplätze gestossen, die überhaupt keine Altertümer enthalten haben, und zahlreich sind die Plätze auf den Inseln, wo man Skelette ohne Ausstattung in Kieshügeln gefunden hat. Wahrscheinlich sind dies Gräber aus der nachrömischen Zeit; jedenfalls enthielten einzelne davon Altertümer von ausgeprägt nachrömischer Form.

Auch auf mehreren von den fünischen Begräbnisplätzen mit verbrannten Leichen, die bis zum Schlusse der Völkerwanderungszeit benutzt worden sind (S. 116), hat man zahlreiche Gräber ohne jede Ausstattung getroffen. Die Thongefässe, in denen die verbrannten Gebeine häufig niedergelegt sind, machen es wahrscheinlich, dass diese Gräber einer späteren Zeit angehören. Es sind grobe, dürftig gearbeitete Krüge, die von den Urnen der Bronzezeit (S. 107) nicht sehr verschieden sind, noch mehr aber den Thongefässen aus der Vikingerzeit gleichen, gleichwohl aber trotz ihrer Einfachheit ein unverkennbares Sondergepräge an sich tragen. Gerade solche Gefässe sind an einzelnen Stellen Jütlands in Verbindung mit Altertümern aus der nachrömischen Zeit getroffen worden, und mindestens für diesen Teil des Landes steht es fest, dass die Gräber dieser Zeit wirklich ziemlich uncharakteristisch und sehr dürftig ausgestattet sind. Namentlich auf einem grossen Begräbnisplatz beim Armenhause von Riis im Kirchspiel Torslev und auf einem anderen Platze im Ksp. Öslev (beide nördlich vom Limfjord) hat man solche Thongefässe in Verbindung mit Altertümern aus nachrömischer Zeit getroffen.

Auf dieselbe Zeit darf man daher wohl auch zahlreiche andere Gräber zurückführen, die in verschiedenen Gegenden vorkommen und in ihrer einfachen Einrichtung — bestehend in

einer Steinschicht, unter der Kohlen und verbrannte Gebeine ohne Beigabe von Altertümern liegen — von der Bestattungsart anderer Perioden etwas abweichen. Warum aber die Gräber dieser Zeit ein so unansehnliches Gepräge haben, dass sie so lange der Aufmerksamkeit entgehen konnten — diese Frage lässt sich nicht beantworten. Man könnte vermuten, es sei die Folge des Versiegens der alten Importquellen durch den Fall des weströmischen Reichs; dem widerspricht jedoch der Umstand, dass diese Zeit gerade die goldreichste Periode des Nordens ist, wie gleich unten besprochen werden soll. Man hat gesagt, das Vorkommen so vieler Goldsachen ausserhalb der Gräber erkläre den Mangel an Grabausstattung, da es üblich gewesen sein könne, die für das Jenseits bestimmte Ausstattung nicht in die Gräber zu legen, sondern ausserhalb derselben zu deponieren. Doch ist auch diese Erklärung nicht befriedigend. Es scheinen hier bedeutungsvolle, doch noch unbekannte Ursachen im Spiele zu sein (S. 148).

In den bereits erwähnten Goldfunden aus Feld und Moor, denen wir uns nunmehr zuwenden, nehmen die s. g. Goldbrakteaten einen hervorragenden Platz ein. Es sind dünne, kreisrunde Goldplatten mit eingestempelten figürlichen Darstellungen auf einer Seite und mit einer Öse am Rande zum Durchziehen einer Schnur. Der Name kommt von dem lateinischen Worte *bractea* (dünne Platte), das zur Bezeichnung der einseitig beprägten Münzen des Mittelalters dient; von diesen ist das Wort — ziemlich unpassender Weise — auf die hier besprochenen, wesentlich verschiedenen Goldzierate übertragen worden. Die figurale Darstellung selbst ist immer von ziemlich bescheidener Grösse; dagegen kann der sie umgebende ornamentierte Rand sehr breit sein. Das grösste bis jetzt gefundene Exemplar, aus Åsum in Schonen, ist 12 cm breit und wiegt über 100 gr. Die Goldbrakteaten sind als Hängeschmuck an Halsbändern getragen worden. Man findet oft mehrere mit gleicher oder verschiedener Prägung beisammen, oft in Begleitung von anderen Schmucksachen, namentlich Goldperlen, die zwischen den einzelnen Brakteaten eines Halsbandes angebracht waren und sie daran verhinderten, über einander zu gleiten. Man hat Brakteaten öfter zusammen mit byzantinischen Münzen aus dem 5. Jhd. und dem Beginn des 6. Jhds. und in Verbindung mit Altertümern, die in das 6. Jhd. oder in noch spätere Zeit fallen, gefunden. Sie scheinen somit

vorzugsweise aus dem 6. Jhd. zu stammen, doch können einige auch etwas älter, andere wohl auch nicht unbedeutend jünger sein.

Die Goldbrakteaten gehören zu den für die nachrömische Zeit charakteristischesten Altertümern. Aus Dänemark liegen über 200 vor; eine grosse Anzahl ist in den anderen skandinavischen Ländern zum Vorschein gekommen; etliche hat man in Norddeutschland getroffen, und ganz vereinzelt sind in den anderen germanischen Ländern und in England gleichartige, doch meist stark abweichende Hängezierate gefunden worden. Über ihre eigentliche Heimat kann kein Zweifel bestehen. Sie werden mit vollem Rechte als nordisch bezeichnet und für nordische Arbeiten erklärt. Dies bezeugen unwiderleglich der Stil und die Details der figuralen Darstellungen, die Ornamente des Randes und die ganze Art der Arbeit; alles das ist von zahlreichen gleichzeitigen Altertümern in den nordischen Funden wohl bekannt.

Über den Ursprung dieser Art von Schmuck sind ebenfalls alle Archäologen und Numismatiker von C. J. Thomsen (1855) bis auf Bernhard Salin (1895) einig.* Schon Form und Grösse wie auch Material und Art der Darstellungen erinnern an die römischen Goldmedaillons und Münzen, »Solidi«, von denen erstere bisweilen, letztere häufig im Norden gefunden worden sind. Beide Klassen sind oft mit einer Öse versehen oder knapp am Rande durchbohrt; folglich wurden sie als Schmuck getragen. Die Goldbrakteaten sind nordische Arbeiten, welche ihnen nachgebildet und in ähnlicher Weise mit Darstellungen verziert sind.

Einzelne Brakteaten sind leicht als ziemlich genaue Nachahmungen der fremden Vorbilder erkennbar. Auf dem Exemplar in Abb. 114, aus dem unten erwähnten grossen Goldschatz von Broholm, stehen rechts von der Öse die Zeichen: *TANS PF AVG*, die den Schluss der gewöhnlichen Umschrift auf Münzen des Kaisers Constans bilden; der Anfang des Namens, *CONS*, dagegen verbirgt sich in den ganz verworrenen Buchstaben links von der Öse. Der nordische Künstler hat also die Umschrift kopiert, zur Hälfte ganz richtig, zur Hälfte aber sinnlos, da er ihren Sinn weder kannte noch sich darum kümmerte; es sollte überhaupt nur eine Umschrift vorhanden sein, da man gewohnt war, eine solche auf den römischen Münzen zu sehen.

---

* Atlas for Nordisk Oldkyndighed, Kjöbenhavn, 1857. — Thomsen, Annaler for nord. Oldkynd. 1855, S. 265. — Bernhard Salin, Antiqvarisk tidskrift för Sverige, XIV.

Der Doppelkopf ist von barbarischem Stil, doch erinnert er an Doppelbilder auf römischen Münzen; auch die Falten des Mantels und die runde Schulterspange sind in den gebogenen Linien unter den Köpfen erkennbar. Soweit ist alles kopiert; das dreiarmige Kreuz, die Triskele, die über den Köpfen hinzugefügt und nicht fremden Münzen entlehnt ist, zeigt aber, dass die Bilder mehr als blosse Kopien sind; der Verfertiger hat ihnen sicherlich eine bestimmte Bedeutung beigelegt.

Die Abbildungen 115 und 116 zeigen zwei andere Brakteaten, auf denen die römischen Elemente ebenfalls unschwer wiederzukennen sind. Vom Schlusse des 4. Jhds. an tragen die Münzen oft das Brustbild des Kaisers mit dem Speere in der rechten Hand, während den linken Arm ein Schild bedeckt, der







Abb. 114—116. Brakteaten. Atlas f. nord. Oldkynd. und G. Stephens. 1/1.

einen galoppierenden Reiter zeigt; alle diese Details sind in Abb. 115 zu sehen. Die schlecht geformten Gestalten in Abb. 116 zeigen den Kaiser stehend, mit der viereckigen Querfahne in der linken Hand, vor ihm eine geflügelte Victoria mit einem Kranz in der ausgestreckten Hand, und hinter ihm einen Krieger mit umgekehrtem Speer. Diese Brakteaten sind jedoch keine eigentlichen Kopien; wenigstens kennt man keine ganz entsprechende Münzprägung. Sie sind eher eine freie Reproduktion dessen, was der Verfertiger gesehen hatte. Wie merkwürdig sich getreue Nachahmung mit freier Neubildung verband, zeigt Abb. 117. Die Hauptform des Kaiserbildes ist recht genau wiedergegeben; doch die runde Spange auf der Schulter mit dem davon ausgehenden Zipfel des Mantels verlockte den Künstler dazu, einen Vogelkopf zu zeichnen und nun legte er — ganz sinnlos — einen ganzen Vogel mit Beinen und Schwanz in die Büste ein, ohne ihre Form zu verändern. Solche Nachahmungen, die sich

an Münzen und Medaillons aus dem 4. und 5. Jhd. knüpfen, sind recht zahlreich erhalten.

Die Hauptmasse der Goldbrakteaten weist jedoch keine derartigen Entlehnungen auf. In ihrem ganzen Gepräge schliessen sie sich zwar an römische und byzantinische Münzen an; die Kompositionen aber müssen mindestens in der Gestalt, in der wir sie kennen, als Eigentum des nordischen Künstlers gelten. Verschiedene kommen nur in wenigen Exemplaren oder einzeln vor, andere dagegen kennt man aus längeren oder kürzeren Reihen, die Variationen derselben Darstellung enthalten.

Viele Brakteaten zeigen nur das Bild eines Vogels oder eines Vierfüsslers, das ganz den gleichzeitigen auf mannigfachen Altertümern vorkommenden ornamentalen Tierfiguren (s. Abschn. XI) gleicht. Nach einer besonderen Bedeutung dieser Bilder zu suchen, wenn sie auf den Goldbrakteaten vorkommen, scheint daher unberechtigt zu sein. Anders steht es mit verschiedenen komplizierten Bildern, namentlich mit der zahlreichsten Brakteatenreihe, die einen männlichen Kopf über einem vierfüssigen Tier zeigt, wozu oft ein oder zwei Vögel, heilige Zeichen u. ä. m. gefügt sind (Abb. 118—120). Wenn man sieht, wie diese Figurenzusammenstellung mehr oder minder vollständig und in mannigfachen Variationen von so vielen verschiedenen Händen im ganzen Norden beständig wiederholt wird, wie die Bilder trotz der Entstellung des Motivs und der äusserst schlechten Arbeit vieler Exemplare doch beständig in der Hauptsache festgehalten und kenntlich sind, so gewinnt man den Eindruck, dass hier etwas anderes und bedeutsameres vorliegt als rein ornamentale Bilder. Sie müssen eine Bedeutung gehabt haben, welche die Einzelheiten zusammenhielt und bewahrte, und das, was sie vorstellten, muss etwas allgemein bekanntes und wichtiges gewesen sein, und sich sicherlich auf die Religion bezogen haben, wie auch die häufig vorkommenden heiligen Zeichen, Hakenkreuz und Triskele, beweisen.



Abb. 117. Goldbrakteat. Aarb. 1880. $^1/_1$.

Diese Zeichen waren gleich anderen heiligen Symbolen ein

Erbe aus älteren Zeiten. Fusssohlenfiguren, die in den schwedischen Felsenbildern erscheinen und in Dänemark auf Steinen eingemeisselt vorkommen (Bd. I, S. 467), sind bisweilen auf Thongefässen aus der römischen Zeit mit einem sorgfältig geschnittenen Stempel eingepresst. Drei- und vierarmige Kreuze mit gebogenen Armen (Bd. I, S. 468) finden sich auf den Bronzebeschlägen der Deibjerg-Wagen (S. 46) und auf den oben (S. 39) besprochenen Halsringen aus der vorrömischen Eisenzeit. Später trifft man die Triskele nur auf einigen Goldbrakteaten (Abb. 118). Das Hakenkreuz mit gebogenen Armen ist nur bei den grossen, oben (S. 109) besprochenen Frauenschmuckstücken beibehalten. Sonst hat es eine veränderte Form, mit winkelig gebrochenen Armen — übrigens die allerälteste Gestalt, in der man dieses Zeichen überhaupt kennt, nämlich aus den Ausgrabungen Schliemanns bei Hissarlik. In Dänemark trifft man es in dieser Gestalt auf einem Grabgefäss aus der Völkerwanderungszeit, auf verschiedenen Gegenständen, namentlich Waffen, aus den drei grössten Moorfunden (Abschn. VIII), ferner auf zahlreichen Goldbrakteaten (z. B. Abb. 118), und endlich eingemeisselt auf einem Runenstein.* In den meisten Fällen muss das Hakenkreuz nach der Art, wie es angebracht ist, als ein heiliges, glückbringendes und schützendes Zeichen aufgefasst werden, und wenn es auf den Goldbrakteaten beständig in Verbindung mit dem grossen männlichen Kopf vorkommt, so liegt nahe, es als ein Göttersymbol aufzufassen.

Man hat öfter versucht, diese Zeichen und Bilder aus der nordischen Mythologie zu deuten. Thor, Odin und Freyr sollten mit ihren Emblemen und mit den ihnen geheiligten Tieren zu erkennen sein. Unläugbar sind einzelne von diesen Deutungen ansprechend, so z. B. die Deutung des Goldbrakteaten in Abb. 121 — eines der am schönsten gezeichneten und am besten geprägten Exemplare — auf Odin mit seinen heiligen Schlangen. Auch auf einigen anderen Brakteaten findet man zwei Schlangen, so dass damit wirklich ein fester Anhalt gegeben zu sein scheint. Doch wird die Bedeutung dieses Zuges dadurch etwas abgeschwächt, dass die übrigen Darstellungen auf diesen Brakteaten nicht gleich sind, und dieses Schwanken erstreckt sich auch auf

* Ludvig Müller, Det saakaldte Hagekorses Anvendelse og Betydning i Oldtiden, Kjöbenhavn 1877.

das Hakenkreuz. Wenn es hier vor dem Kopfe mit den zwei Schlangen angebracht ist, so möchte man es für das Zeichen Odins halten; doch man trifft es auch bei Bildern, die auf Thor



Abb. 118—120. Goldbrakteaten mit Darstellungen von religiöser Bedeutung. Aarb. 1870. $^1/_1$.

bezogen werden. Die gleiche Unsicherheit macht sich auf allen Punkten geltend, und man kann kaum sagen, dass die bisher vorliegenden Deutungsversuche vertrauenerweckend waren. Damit soll aber nicht in Abrede gestellt werden, dass viele Brakteatbilder wirklich Göttervorstellungen enthalten, und dass man

berechtigt ist, eine Deutung in dieser Richtung zu suchen; wenn man sie bisher noch nicht gefunden hat, so liegt das wohl daran, dass wir zum Vergleiche im wesentlichen nur auf die nordische Mythologie in einer weit späteren Gestalt angewiesen sind.

So steht es ja auch mit den Goldhörnern und mit anderen gleichzeitigen Bildern. Auf einer in Öland gefundenen Bronzeplatte ist eine stehende männliche Figur mit einem Wolfskopf zu sehen, deren Rücken man sich gewiss auch vom Wolfsfell bedeckt zu denken hat, da ein langer und dichter Tierschweif hinten herabhängt.* Sie ist mit Schwert und Speer von der Form der nachrömischen Zeit bewaffnet. Eine ganz ähnliche Figur mit den gleichen Details, Wolfskopf, Schweif, Schwert und Speer, in dünn getriebenem Silber ist zwischen den Beschlägen auf einem bei Gutenstein in Baden gefundenen Schwert zu sehen.** Höchst wahrscheinlich ist dies das Bild einer Gottheit, und zwar des Kriegsgottes; doch liegen zu einer sicheren Entscheidung kaum hinreichende Indicien vor. Nur ein einziges Bild, das zu den reichen Funden von Vendel in Upland (Schweden) aus dem Schlusse der nachrömischen Zeit gehört, dürfte eine Ausnahme bilden: ein Reiter mit Helm, Schild und Speer, begleitet von zwei Vögeln, die ober ihm fliegen, und einer Schlange, die sich vor dem Pferde aufrichtet, darf wohl mit Recht als Odin bezeichnet werden.***

Die Brakteatbilder haben in älterer Zeit selbstverständlich ganz unmögliche Deutungen erfahren. Im J. 1893 hat Jap. Steenstrup zu beweisen gesucht, dass die Goldbrakteaten buddhistische Amulete seien, verfertigt im asiatischen Hochlande und eingeführt von eifrigen Buddhaverehrern, die auf »halbfriedlichen Pilgerfahrten oder in Kulturmissionen« in den Norden kamen.† Die ganze grosse Kombination, die auf diesen Gedanken aufgebaut ist — den übrigens schon vor einem Menschenalter der norwegische Professor C. A. Holmboe in einer Reihe von Schriften verfochten hat†† — bedarf kaum einer Erwiderung. Eine kurze Besprechung ist jedoch hier notwendig, da es einer allgemein

---

* Oscar Montelius, Svenska Fornsaker, Atlas, Fig. 520.

** Mitteil. d. anthropol. Gesellschaft, Wien 1889, S. 119.

*** Oscar Montelius, Les temps préhistoriques en Suède, Paris 1895, S. 217.

† J. Japetus S. Steenstrup, Yak-Lungta-Bracteaterne, Kjöbenhavn 1893.

†† C. A. Holmboe, Om Civaïsme i Europa, Christiania 1866, und in zahlreichen anderen Abhandlungen in Norske Videnskabs Selskabs Forhandlinger.

orientierenden Arbeit kaum erlaubt sein dürfte, sich vollständig dem Stillschweigen anzuschliessen, womit Steenstrups grosse buddhististische Theorien aufgenommen worden sind.

Den Ausgangspunkt bilden die Tierfiguren der Hauptgruppe von Brakteaten, Tiere mit Ochsenhörnern, doch mit einem dicken buschigen Schweif. Der Naturforscher erklärt sie für tibetanische Grunzochsen (Yaks); davon geht der ganze wunderliche Versuch aus, den Buddhismus und Asien mit den nordischen Goldbrakteaten in Verbindung zu bringen. Er ist ebenso konsequent durchgeführt wie beim Silberkessel (S. 167 ff.); doch wird man weder die Grundlage richtig, noch sonst irgend etwas beweiskräftig oder auch nur wahrscheinlich finden können. Bei einer niedrigen Kunst wie der, womit man es hier zu tun hat, kann man nach Tierhörnern und Schweifen keine feineren zoologischen Bestimmungen vornehmen; mehr als die Übereinstimmung dieser Extremitäten lässt sich aber für die Deutung der Brakteattiere auf Grunzochsen nicht ins Treffen führen. Noch dazu gleicht der Schweif keineswegs immer dem des Yak; er ist mitunter auch fadenartig und eingerollt. Oft ist das Tier seiner ganzen Form nach unzweifelhaft ein Pferd; einmal ist sogar eine Mähne deutlich zu erkennen (Abb. 119). Die Hörner fehlen oft; daran zu erinnern, dass es auch ungehörnte Yaks gibt, scheint mehr als misslich, wenn die Deutung gerade auf die Hörner aufgebaut ist.



Abb. 121. Goldbrakteat von religiöser Bedeutung. 1/1.

Der dicke Schweif ist übrigens nicht der einzige Punkt, der Schwierigkeiten macht; ebenso grosse bereitet einer Auslegung der ganze Bau des Tieres und namentlich der Mangel an Konstanz in den charakteristischen Details. Einige Forscher haben es für einen Bock erklärt und dabei an Thors Böcke gedacht, andere für ein Pferd und an Odins Ross erinnert, wieder andere für einen Ochsen und es als Opfertier ausgegeben. Alles das könnte an und für sich richtig sein; unglücklicherweise aber ist es immer dasselbe Tier in gleicher Verbindung mit dem grossen männlichen Kopf und dem Vogel, das man einmal für einen Bock, das anderemal für einen Ochsen, das drittemal für ein Pferd erklären möchte, das sich bald in ruhig schreitender

Bewegung befindet und in diesem Falle am meisten einem Ochsen gleicht, bald in raschem Trab wie ein Pferd läuft; und noch schlimmer ist, dass alle Übergangsformen zwischen diesen Tieren vorkommen. Der Ochs hat den Schwanz des Pferdes, das Pferd und der Bock haben die Hörner des Ochsen u. s. w. Bei diesem Stande der Dinge würde es am rätlichsten sein, diese Tiere weder unter den Yak-Lungtas noch in der Tierwelt des Nordens zu suchen, wo sie nicht zu finden sind, sondern sie als Gestalten der damaligen Kunst und ihres Vorstellungskreises aufzufassen. Aus einer Betrachtung der gleichzeitigen Altertümer geht denn auch mit Gewissheit hervor, dass die Brakteattiere Kunst- und nicht Naturformen sind. Man findet sie in dem unten (Abschn. XI) besprochenen Tiergewimmel dieser Zeit wieder. Bisweilen erstreckt sich die Übereinstimmung bis auf die kleinsten Details, was allein zum Beweise genügt, dass die Auffassung der Brakteattiere als Yak-Lungtas unmöglich ist, da man sonst diese ganze Periode des nordischen Altertums, und ebenso die angelsächsische und fränkische Gruppe in Westeuropa, wo die gleiche Tierornamentik zu Hause war, nach Asien verlegen müsste. Gleich der sonstigen Tierwelt der Kunst, wo der Vogel den Kopf des Pferdes und die Hörner des Ochsen erhalten kann, sind auch die Brakteattiere dem Gesetze der Umwandlung, das für solche Erzeugnisse gilt, unterworfen. Infolge der beständigen Wiederholung durch tüchtige wie durch unbeholfene Hände, infolge den neuen Auffassungen der kopierten Vorbilder, infolge der Verquickung und Umformung der zu Grunde liegenden Vorstellungen wechseln die Bilder sowohl im Ganzen wie in Einzelheiten. So wird das Schwanken und die Unsicherheit in den Darstellungen, die Trefflichkeit und Klarheit einzelner Bilder, die Unbeholfenheit und die fast bis zur Unkenntlichkeit gehende Entstellung vieler anderer verständlich.

Die Brakteatdarstellungen sind Erzeugnisse der eigenartigen, niedrigstehenden und volkstümlichen Kunstwirksamkeit, die in diesem Werke bereits an vielen Stellen berührt worden ist. Diese Kunst ist eigentlich erst von der vorgeschichtlichen Archäologie entdeckt worden. Namentlich schwedische Forscher haben unter dem Schlagworte »Typologie« schöne Arbeiten geliefert, um zu zeigen, wie Formen von Altertümern entstehen und ausgebildet, aufgelöst und neugebildet werden; zahlreiche Beispiele dafür sind in diesem Werke bereits angeführt worden. Auch in Bezug auf

die Ornamentik ist der gleiche Vorgang schon nachgewiesen worden, und der folgende Abschnitt wird einen neuen lehrreichen Beleg für diese volkstümliche Kunsttätigkeit beibringen. Auch in der Numismatik ist man schon längst auf diese tieferstehende Kunst, die allein zahlreiche peripherische Münzgruppen erklären kann, aufmerksam geworden. Später ist die Ethnographie diesem Problem nachgegangen. Henry Balfour hat gezeigt, wie der japanische Arbeiter nach und nach den Kranich, das Symbol langen Lebens, zu einer Blume, und den Schmetterling zu einer Rosette umformt.*

Diese Kunst hat somit zwar bereits ihre Autoren gefunden, doch noch keinen Erklärer, der ihren Grund und ihr Wesen untersucht hätte. Auch ihr Name ist noch nicht ausgesprochen worden. Volkskunst müsste diese künstlerische Wirksamkeit wohl heissen, die von vielen namenlosen Leuten, unter denen der einzelne nicht aus der Menge heraustritt, in längst entschwundener Zeit ausgeübt worden ist, — die sich verbreitet, ohne dass die Wege nachweisbar sind, — an der alle mitwirken so gut sie können, zusammenfügend oder auflösend, vermehrend oder vermindernd, — wo neues eingeführt und altes fallen gelassen oder bewahrt wird, ohne dass ein Grund dazu ersichtlich ist, — wo Stillstand oder Bewegung, Fortschritt oder Rückschritt nach unbekannten Gesetzen walten. Volksdichtung, Mythenbildung und Volksetymologie zeigen uns denselben Prozess, die beständige Wiederholung bei gradweiser Umformung, Entstellung und Neubildung; auch auf diesem Gebiete kann, um einen oben gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, der Vogel einen Pferdekopf und Ochsenhörner erhalten.

Das Brakteatphänomen ist ein charakteristisches Stück Volkskunst; es ist »Bauernarbeit«, wie man sich ausdrückt, wenn vom vorigen Jahrhundert die Rede ist. Doch ist seine Behandlung eine undankbare Aufgabe, da der Stoff nur fragmentarisch und ohne Zusammenhang vorliegt, in Stücken über den ganzen Norden und durch ein paar Jahrhunderte zerstreut. Dass die Bilder hie und da, vielleicht oft, einen Sinn gehabt haben und alte, wieder aufgegebene und neu entstandene Vorstellungen ausdrücken, ist unzweifelhaft. Doch vieles lässt sich weder mit nordisch-mythologischen noch mit buddhistischen Vorstellungen zusammenbringen.

* Henry Balfour, The evolution of decorative art, London 1893.

Ob man nun mit den Augen des Altertums oder der Neuzeit die Brakteatfigur in Abb. 122 betrachtet, man wird stets einen Mann sehen, der an seine lange Nase greift. Das ist gewiss kein hochheiliges Bild. An der Verlängerung der Nase ist weder ein Fehler noch eine Unzuverlässigkeit des Werkzeugs schuld. Der Verfertiger ist mit seiner Arbeit ganz zufrieden gewesen und hat sie nicht anders haben wollen, denn er prägte drei Exemplare, putzte sie ab und versah sie mit Einfassung und Öse. Sie gehören zu dem Brakteatfund von Darum, Amt Ribe, mit 13 Exemplaren von verschiedener Prägung. Wahrscheinlich ist es die auf Münzen oft vor dem Kaiserbilde erhobene Hand gewesen, die den Verfertiger dazu reizte, noch einen Schritt weiter zu gehen. Auf einem anderen Brakteaten ist der Kopf nicht mit dem Halse, sondern mit dem Scheitel nach unten unmittelbar über dem Rücken des Tieres angebracht. Paart sich aber derart Scherz mit Ernst, Gleichgiltigkeit mit Sorgfalt, so drängt sich die Erkenntnis auf, dass diese Hängeplatten in erster Linie Schmuckstücke waren, bei denen es nur auf eine Dekorierung mit traditionellen Bildern ankam. Bei einer solchen Volkskunst ist es nicht zu verwundern, dass man nur hie und da erkennen kann, wie die verschiedenen Typen zuerst aus römischen Münzbildern hervorgegangen sind, wie sie gradweise umgeformt werden, und welche wechselnde Vorstellungen nach und nach in sie hineingelegt worden sind.

Von Bedeutung ist der Umstand, dass die philologische Beurteilung der Inschriften und Schriftzeichen, die auf vielen Goldbrakteaten vorkommen, sich ganz mit der hier vorgetragenen archäologischen Auffassung deckt.* Es sind die wohlbekannten älteren Runen; doch nur wenige Inschriften — vielleicht keine einzige — kann man mit Sicherheit lesen. Man nimmt an, dass sie heilige Wörter und magische Formeln, vielleicht auch Namen enthalten; doch sind diese meist so stark verkürzt und zugleich durch die beständige Wiederholung, durch Umstellung der Zeichen und durch Auslassungen so entstellt, dass eine Deutung unmöglich scheint. Mehrere der ältesten Brakteaten haben, wie oben erwähnt, nur eine Umschrift mit teilweise oder ganz entstellten römischen Buchstaben; auf anderen sind die fremden Schriftzeichen sinnlos mit Runen vermischt, und auch wo letztere allein vorkommen,

* S. Bugge, Aarb. f. nord. Oldkynd. 1871.

scheint man oft nur beabsichtigt zu haben, das Goldstück mit einer Umschrift auszustatten, wie man solche auf den Goldmünzen zu sehen gewohnt war, zu deren Ersatz diese Schmuckstücke bestimmt waren. Die Runen sind doch, möchte man glauben, ein unzweideutiger Beweis für die nordische Heimat der Brakteaten. Steenstrup räumt jedoch diese Schwierigkeit leicht aus dem Wege, indem er den Sprachforschern den Versuch anrät, sie als Sanskrit oder Pali zu lesen. Auch diese Aufforderung ist bisher mit vollständigem Stillschweigen aufgenommen worden.

Auch der Zusammenhang, in welchem die Goldbrakteaten vorliegen, erinnert nicht im entferntesten an Asien und den Buddhismus; auch nicht der geringste Zug deutet nach dieser Richtung hin, weder in den Gräbern, aus denen in Norwegen und Schweden mitunter Brakteaten gehoben worden sind, noch in den Goldfunden, welche in allen nordischen Ländern regelmässig Brakteaten enthalten. In diesen Funden herrschen kostbare Stücke von schwerem, massivem Gold vor; Sachen aus anderen Metallen und Glasperlen treten stark zurück. Im übrigen ist die Zusammensetzung der Goldfunde ziemlich verschieden. Von den ca. 50 grösseren und kleineren Funden enthalten mehrere, ausser Goldbrakteaten, Perlen und Münzen, eine grosse Bügelnadel von Silber oder goldbelegter Bronze (Abb. 132). Diese prächtigen, aus Umbildungen der römischen Fibula hervorgegangenen Schmuckstücke gehören zu den charakteristischesten Formen der nachrömischen Periode und sind in vielen Variationen bei allen germanischen Völkern von Südrussland bis zum angelsächsischen England zu treffen; dagegen fehlen sie auf slavischem Boden.* Andere Funde enthalten ausser kleinen Stücken grosse Hals- und Armringe; wieder andere nur Ringe, Brakteaten, Wertmetall oder Münzen. Öfters kommen gewisse zusammengehörige Kollektionen von Frauenschmuck vor, doch lässt sich eine bestimmte Regel nicht ausfindig machen. Von Objekten männlicher Ausstattung trifft man nur ein breites ornamentiertes Goldband, das als Mundblech für Schwertscheiden diente.



Abb. 122. Brakteatfigur. $^1/_1$.

* Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques, Budapest 1877, 521.

Bezahlungsgold in Form von Stangen, Barren und namentlich Ringgold bildet einen beinahe ebenso festen Bestandteil dieser Funde wie die Brakteaten. Goldmünzen, Solidi, waren, wie oben erwähnt, nicht selten, teils als Zierat, teils als kursierende Münze.* Auf dem gegenwärtigen dänischen Gebiete sind ca. 200 gefunden worden, davon über die Hälfte in Bornholm; aus ganz Skandinavien liegen gegen 500 Solidi vor, wovon viele zu grösseren Goldfunden gehören. Doch war die Menge der Münzen nicht hinreichend gross, um ihre allgemeine Verwendung zum Bezahlen zu ermöglichen. Dazu benutzte man das Ringgold. Man verarbeitete das Wertmetall zu runden oder eckigen Stangen und bog diese zu Ringen, welche man bequem an einer Schnur tragen konnte (Abb. 123). Ausserdem konnte man leicht bei gegebener Veranlassung von diesen Ringen grössere oder kleinere Stücke abhacken, die dann auf Wagschalen abgewogen wurden. Zahlreiche derartige Stücke Ringgold, teils vollständige, teils solche mit Schnitt- oder Hiebspuren an den Enden der Stange, liegen in 20 Goldfunden vor, und ausserdem sind c. 100 ganze Stücke oder Fragmente, die wohl zufällig beim Kursieren verloren gegangen sind, einzeln gefunden worden. Unter gleichen Verhältnissen sind auch mannigfaltige grössere und kleinere Bruchstücke von Hals-, Arm- und Fingerringen, die abgeschlagen und in Ringform eingebogen worden sind, gefunden worden. Auch diese sind zur Bezahlung verwendet worden. Bisweilen sind mehrere grössere und kleinere Ringe zu einer Art Kette in einander eingehängt worden. Das Gold spielte in dieser Periode dieselbe Rolle wie in älteren Zeiten die Bronze und wie zur Vikingerzeit das Silber; nicht mit Unrecht hat man diese Zeit das Goldalter des Nordens genannt.

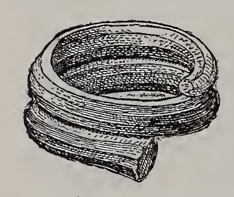


Abb. 123. Ringgold. $^2/_3$.

Der grösste Fund wurde im J. 1833 beim Pflügen auf dem Frohnacker von Broholm in Südfünen aufgedeckt. Er enthielt 3 grosse Halsringe, 4 Ringe von der Grösse von Armringen, 13 Stück abgehackte Ringe, 7 Goldbrakteaten, 6 verkettete Stangen, mehrere Barren u. a. m., im ganzen 52 Goldstücke im Gesamtgewicht von 4153 Gramm. Das Museum bezahlte als Vergütung für den Metallwert 7144 Kronen (8037 Mark).

Nach dem Inhalt der Goldfunde — Ringgold, Münzen und andere kostbare Metallsachen — liegt es nahe, sie als verborgene

* P. Hauberg, Aarb. f. nord. Oldk. 1894.

Schätze aufzufassen; doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass die älteren religiösen Vorstellungen auch bei diesen Deponierungen mitgewirkt haben. Aus der Zusammensetzung der Funde und aus den Fundverhältnissen ist allerdings kein entscheidender Beweis dafür zu entnehmen. Man trifft die Sachen gewöhnlich in geringer Tiefe, 1—1 1/2 Fuss, also so tief, als man bei gewöhnlichen Feldarbeiten kommt. Sie können bei oder unter einem grossen Stein liegen, doch kommt dies selten vor, wie es auch, im Gegensatz zu der Stein- und Bronzezeit, selten ist, dass man sie in einer Wiese oder einem Moor findet.

An die Gesamtfunde schliesst sich eine lange Reihe von einzeln gefundenen Goldsachen, meist Hals- und Armringen, von denen mehrere zu den kostbarsten bis jetzt in Dänemark gefun-



Abb. 124. Goldener Halsring. 1/2.

denen Stücken gehören. Der grösste Halsring, der in einem Acker bei dem Herrenhofe Oxholm auf Öland im Limfjord gefunden wurde, hat einen Wert von über 2800 Mark. Von ähnlicher Form ist der Ring in Abb. 124, doch beträgt sein Wert nur den fünften Teil obiger Summe.

Die grossen Goldvorräte des Nordens in der nachrömischen Zeit, die nach dem Zeugnis der Funde den Goldvorrat sowohl des vorhergehenden als auch des folgenden Zeitabschnittes weit übertreffen, scheinen einer Erklärung bedürftig. Man hat gemeint, die fremden Goldmünzen könnten einen Wink über die Quellen dieses Goldstromes geben.* Die Hauptmasse der Solidi stammt aus dem 5. Jhd., namentlich aus der zweiten Hälfte desselben, und in überwiegender Anzahl sind es oströmische Münzen. In diese Zeit fällt die Herrschaft der Goten und Hunnen. Dieses Gold wäre darnach der Tribut, den das oströmische Reich seinen Gegnern an der Donau bezahlen musste, von wo es durch den

* Oscar Montelius, Sveriges Historie, Stockholm 1877, I, 225.

Handel mit der Zeit in den Norden gelangte, namentlich zu den östlich gelegenen Inseln; Bornholm, Öland, Gotland, wo man diese Goldmünzen vorzugsweise trifft, müssen wie in früheren Zeiten das Centrum des nordischen Handelslebens gebildet haben. Dagegen lässt sich jedoch einwenden, dass auch die Franken und Angelsachsen in Westeuropa damals ihre goldreiche Zeit hatten, wie schwerer massiver Goldschmuck und römische Solidi bezeugen. Man muss also die Erklärung etwas allgemeiner fassen: es war das Gold des alten römischen Reiches, das während des Schwächezustandes und der Auflösung des Reiches in die Hände der germanischen Völker kam, die ja zur nachrömischen Zeit auch in anderen Beziehungen die Erbschaft des klassischen Altertums antraten.



Abb. 125. Pferdefigur von Bronze. $^1/_1$.

XI. DIE TIERORNAMENTIK IM NORDEN.

Art und Form der Tiere. — Anwendung der Bilder. — Auflösung der Ornamentik. — Figurale Ornamentik. — Höchste Entwicklung der Tierornamentik. — Ursprung derselben. — Chronologie. — Ältestes Stadium. — Der Anteil des Nordens an der Stilentwicklung. — Verhältnis zur klassischen Kunst. — Auffassung der Tierornamentik. — Die figurale Ornamentik im europäischen Altertum und in späteren Zeiten.

Die Kunst der nachrömischen Zeit hat eine eigene Bedeutung, da sie, aus einer Bewegung hervorgegangen, die sich in die römische Periode zurückverfolgen lässt, einerseits als nordisch und national bezeichnet werden darf, und anderseits zugleich unter die allgemeine und gemeinsame westeuropäische Kunstrichtung in der Zeit vom 5.—8. Jhd. fällt. Sie hat ausserdem einen wirklichen inneren Wert und bildet jedenfalls einen ausgiebigen Beleg für eine eigene Geschmacksrichtung, die sich bei vielen Völkern und zu sehr verschiedenen Zeiten mehr oder minder hervortretend geäussert hat.*

* Sophus Müller, Die Tierornamentik im Norden (übs. von J. Mestorf), Hamburg 1881. — Sven Söderberg, Om Djurornamentiken under Folkvandringstiden, Antiqvarisk tidskrift för Sverige XI, 3. — Sven Söderberg, Die Tierornamentik, Prähistorische Blätter, VI, München 1894. — Hildebrand, The industrial arts of Scandinavia, London 1883. — Joseph Hampel, Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklos, Budapest 1886. — Franz v. Pulszky, Die Goldfunde von Szilágy-Somlyó, Budapest 1890. — Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, Bonn 1892, Heft 92.

Die Kunst bestand wesentlich in einer Ornamentik, und der Inhalt dieser war zum überwiegenden Teile sehr eigenartig und merkwürdig, bestehend in Tierfiguren, Köpfen und anderen Körperteilen von Tieren. Diese Elemente trifft man, wohin immer man den Blick wendet, auf den verschiedenartig geformten Schmucknadeln, auf Arm- und Fingerringen, auf Hängezieraten, überhaupt auf allen Objekten, die zum Aufputz dienten, aber auch auf Stücken vom Zaumzeug, auf Schwertgriffen und Scheidenbeschlägen. Erhalten sind nur Metallarbeiten von Bronze, Silber und Gold; zweifelsohne jedoch wurde dieselbe Dekoration auf allen anderen Stoffen, die zur Verfügung standen, in gleichem Umfange verwendet.

Es sind vierfüssige Tiere und Vögel, doch nicht etwa so charakterisiert, dass man sagen könnte, sie stellten bestimmte



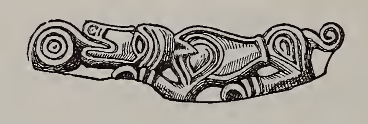




Abb. 126—128. Naturähnliche Tierbilder. $^1/_1$.

Tiere vor. Hie und da lässt sich zwar erkennen, dass ein Pferd gemeint ist, so bei dem Tier in Abb. 125, dem naturwahrsten und grössten aller bis jetzt bekannten Tierbilder; die Vorderpartie des Kopfes gleicht jedoch am ehesten einem Vogelschnabel. Ein andermal ist ein ähnliches vierfüssiges Tier mit einem menschlichen Oberleib vereinigt, oder zwei Tieren ein gemeinsamer männlicher Kopf aufgesetzt. Ganz vereinzelt trifft man einen deutlichen Wildschweinkopf, und bisweilen möchte man die Vogelfigur für einen Adler erklären. In der Regel aber sind die Tierbilder von ganz unbestimmbarer Art.

Abb. 126—128 zeigen einige der am besten gezeichneten und naturähnlichsten Tiere. Abb. 126: ein Vogel in Rückenansicht mit sehr breitem Schwanz; die Beine sind längs des Leibes nach hinten gelegt. Die Figur ist in ein dreieckiges Feld einer Fibula eingepasst, um dasselbe auszufüllen. Abb. 127: ein vierfüssiges Tier in Seitenansicht, mit nach vorn ausgestreckten Gliedmassen. Der Kopf mit dem Querband über der Schnauze und den Linien hinter dem länglichen Auge ist in seiner ganzen Form und Zeichnung typisch. Das Tier liegt längs der Kante einer grossen Fibula wie in Abb. 132. Einen Vogel in Seitenansicht zeigt Abb. 128. Das Bein, das in lange Klauen oder Zehen ausläuft, ist durch den Schnabel ge-

zogen; der spitzige Flügel liegt quer über dem Rumpf. Die Figur ist kreisrund gebogen, um in die runde Fläche eines Goldbrakteaten zu passen.

Als Ganzes betrachtet sind die Tiere so wenig naturähnlich als nur möglich, und auch die Details, Gliedmassen, Kopf und Schwanz, sind nicht natürlicher geformt. Man war nicht im Stande, sie anders zu machen, oder richtiger gesagt, man fand sie nur so schön und kunstvoll. Was man darstellen wollte, waren Kunstformen und nicht Naturformen. Alles, vom Gesamt-





Abb. 129—130. Stark ornamental behandelte Tierbilder. Aarb. 1880. 1/1.

habitus an bis zu den kleinsten Details, ist in einer bestimmten, herkömmlichen Weise ausgeführt, wie es der Stil erforderte. Eine stärker vom Stil beherrschte Kunst dürfte kaum zu finden sein.

Die Tiere sind Ornamente und werden als solche behandelt. Sie werden gestreckt und gebogen, verlängert und verkürzt, zugestutzt und umgeformt, ganz wie es der Raum erfordert, den sie ausfüllen sollen. Die Kunst der Zeit bestand wesentlich in einer Flächenornamentik, und der Geschmack verlangte, dass alles bedeckt werden sollte. Man presste demgemäss so viel von Tiermotiven zusammen, als der Platz zuliess, und behandelte sie ganz willkürlich. Daraus resultierten die grössten Missverhältnisse zwischen Leib und Gliedern und die naturwidrigsten Formen und Stellungen von Kopf und Beinen. Die Kinnladen wurden bandförmig verlängert, oder die Vorderpartie des Kopfes wurde fallen gelassen; ein oder mehrere Beine des Tieres wurden aufwärts oder abwärts gebogen, wie es der Raum erforderte. Ort und Raum bedingten die Form und Ausgestaltung des Tieres: denn es hatte keinen anderen Zweck, als zu dekorieren.

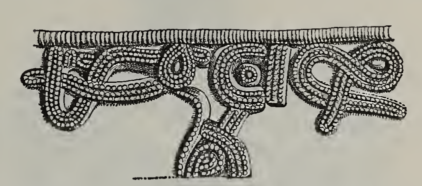


Abb. 131. Tierornament in Goldfiligran. Aarb. 1880. 1/1.

Abb. 129—130 zeigen stark ornamental behandelte, doch noch erkennbare Tierformen. Der Leib ist bandförmig und der Länge nach gestreift; die Schenkel sind durch eine runde Schlinge angedeutet. In Abb. 129 dreht das Tier seinen Kopf über den Leib zurück; ersterer ist hinten durch einen Halbkreis abgegrenzt und endigt vorn in einen Vogelschnabel. Das Vorderbein ist vor den Hals gehoben; das Hinterbein ist nach rückwärts bogenförmig gedreht und dann unter den Leib eingebogen. In Abb. 130 hat das Tier einen Kopf von ähnlicher Form; nur sind an Stelle des Vogelschnabels zwei breite gestreifte und klaffende Kinnladen getreten, die zum Vorderbein herab und hinter den Hals zu verlängert sind. Das Hinterbein hat doppelte Schenkel. Beide Tiere sind einer grossen Silberfibula wie in Abb. 132 entnommen.

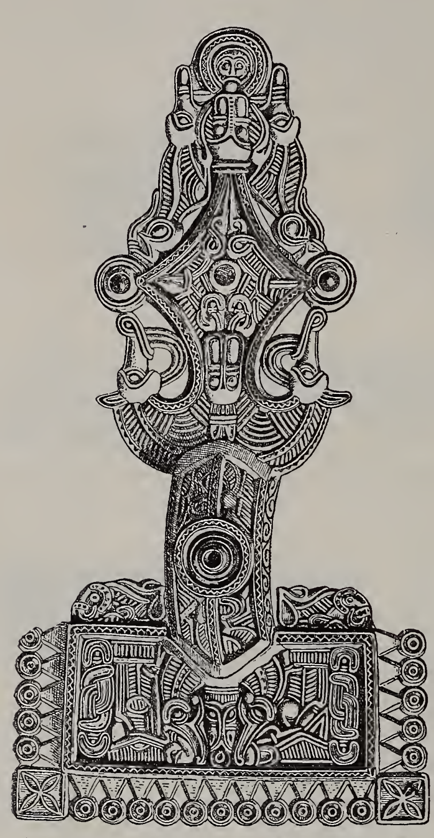


Abb. 132. Silberfibula. Aarb. 1880. $^3/_4$.

Bei der beständigen Wiederholung derselben Bilder zerfielen diese in Bruchteile und Stücke und wurden schliesslich mehr oder weniger zu traditionellen Schnörkeln. Dies beruht vor allem darauf, dass sie so recht Erzeugnisse der Volkskunst waren (s. S. 201). Zum Teile kann die Auflösung der Tiermotive auch dem verwendeten Materiale und der Herstellungstechnik zuzuschreiben sein. Wenn die Bilder, wie dies in der Regel geschah (z. B. Abb. 131), in Goldfiligran ausgeführt wurden, konnten sie leicht dünn, fadenförmig verlängert und schliesslich unkenntlich werden. In der Metallplatte dagegen wurden Konturen und Einteilungen durch Einschnitte bezeichnet; damit war aber auch schon der Anfang zu der Zerstückelung der Tiere in ihre einzelnen Teile gemacht.

Abb. 131 zeigt ein in allen Beziehungen stark entstelltes Tierbild, ausgeführt in Goldfiligran; mit andern ähnlichen Bildern zusammen bedeckt es ein breites Gold-

band für die Mündung einer Schwertscheide. Die Hinterpartie des Kopfes mit Auge und Ohr ist nach vorn zu mit einem Querband abgeschlossen, Die grosse Schlinge vor demselben bezeichnet die Kinnladen, und zwar ist die obere nach rückwärts geschlungen und hängt über die untere herab. Ein kurzes Stück Hals verbindet den Kopf mit dem Vorderschenkel, die anschliessenden Beinpartien fehlen. Der fadenförmige Körper hebt sich zu dem birnenförmigen Hinterschenkel, von dem ein langes, erst abwärts, dann aufwärts gebogenes Bein ausgeht, das in einen kleinen Fuss endigt. Der von derselben Schenkelpartie ausgehende Schwanz ist über und unter das Bein gelegt.

Wenn die Zersetzung und Auflösung so weit getrieben ist, wirkt sie sehr unangenehm; sie ist ein Ausdruck für den Verfall des Stiles. Bei den besseren Arbeiten dagegen kann man nicht umhin, die Fertigkeit, die in der Beherrschung der widerspenstigen Ornamente liegt, und den Erfindungsreichtum, der sich in der beständigen Umformung und Erneuerung der wenigen Motive ausspricht, anzuerkennen. Nicht wenige Stücke, so z. B. die grosse, teilweise vergoldete Silberfibula in Abb. 132, müssen in ihrer Weise schön und vollendet genannt werden.



Abb. 133. Menschenkopf. $^1/_1$.

Ganz oben erblickt man einen Menschenkopf und darunter drei Tierköpfe. Die zwei äusseren gehören zu vollständigen Tieren mit einem Vorderbein und einem über den Leib gelegten Hinterbein. In der Mitte der rhombischen Platte liegen wieder zwei Tiere mit dem Rücken gegen einander, die Köpfe nach unten gewendet. Der Schnabel ist von der Hinterpartie des Kopfes, auf der die gewöhnlichen Querlinien vor dem Auge zu sehen sind, getrennt. Von dem Vorderbein ist nur der Schenkel angedeutet, das Hinterbein ist vollständig und hat einen langen gespaltenen Fuss. Darauf folgen drei charakteristische grosse Köpfe, der mittlere von oben, die beiden anderen von der Seite gesehen. Auf dem Bügel liegen zwei vollständige, aber stark entstellte Tiere; doch sind Teile der Köpfe, Leiber und Glieder noch erkennbar. Ausserhalb der Einfassung der untersten viereckigen Platte sieht man zwei vollständige Tiere, mit den Köpfen nach aussen gewendet, jedes mit einem Vorderbein und einem über den Rücken gelegten Hinterbein. Im Innenraum der Platte endlich erblickt man in der Mitte drei grosse nach unten gerichtete Tierköpfe und an beiden Seiten eine Gruppe von zwei Tieren mit verschlungenen Kinnladen. Diese Spange umfasst also 10 mehr oder minder vollständige Tiere und 9 Köpfe.



Abb. 134. Männliche Figur. $^1/_1$.

Mit vollem Rechte hat man dieser Kunst den Namen Tierornamentik gegeben. Blattmotive fehlen ganz. Die in der vorhergehenden Periode eingeführten römischen Blätter sind wieder aufgegeben, und erst in der Vikingerzeit stösst man neuerdings auf Blattformen, die aus der karolingischen Kunst

stammen. Lineare Ornamente, Halbkreise, Zickzacklinien, viereckige Felder u. s. w. kommen zwar vor, doch sind es die Tiere, die der Ornamentik ihren Charakter geben. Trifft man Menschenbilder, so sind diese in derselben ornamentalen Art behandelt wie die Tierfiguren. Zu den am besten ausgeführten gehören der Kopf in Abb. 133 und das vollständige Bild in Abb. 134. Die kleine männliche Figur steht geduckt, die Arme an den Leib angepresst, um auf dem engen Felde einer Silberfibula, zu dessen Ausfüllung sie bestimmt ist, Platz zu finden. Das Gesicht in Abb. 133 ist voll und kreisrund, weil es eine runde Fläche decken soll. Solche Motive trifft man jedoch verhältnismässig sehr selten. Sie sind gleichwohl in dieser Ornamentik heimisch und gehören, wie unten gezeigt werden soll, mit zu ihrem Wesen. Wollte man daher eine umfassendere, auch für die Menschenbilder geltende Bezeichnung für die ganze Kunstrichtung haben, so könnte man sie figurale Ornamentik nennen.

Eine besondere Richtung dieser Ornamentik zeigt sich in dem späteren Teile der Periode, besonders häufig auf Bornholm, wie auch in Schweden viele und schöne Arbeiten dieser Art zum Vorschein gekommen sind. Die Tiere liegen nicht wie sonst neben einander, sondern werden über und durch die anstossenden Figuren geschlungen. Körper und Gliedmassen werden gespalten, Füsse und Schenkel öffnen sich, und nun werden die Tiere in einander geschoben und durch ihre eigenen Pfoten, Leiber und Schenkel durchgezogen. Hierher gehört auch die Tiergruppe auf dem vorhin (S. 189) abgebildeten Schwertknauf und eine grosse Anzahl anderer Bilder, die als die besten aus der nachrömischen Periode bekannten bezeichnet werden müssen. Die Zeichnung ist gewöhnlich geschlossen und zusammenhängend, die Extremitäten der Figur werden nicht abgeworfen, und man schlägt nicht den schlechten Ausweg ein, die zerstörte Figur durch sinnlose Strichverzierungen zu ergänzen. Alles ist fein und präcis behandelt, doch womöglich noch mehr stilisiert als früher, ja sogar in so hohem Grade, dass man sehr genau zusehen muss, um die Komposition zu erfassen. Diese Stilgruppe repräsentiert die letzte und höchste Entwicklung der Tierornamentik; etwas wesentlich neues aber hat sie nicht aufzuweisen. Die Grundzüge sind dieselben wie in früherer Zeit und wie im ganzen Norden.

Abb. 135, von dem bronzenen Endbeschlag eines Gürtelriemens, ist noch ohne besondere Schwierigkeiten verständlich. Es ist ein gut gebautes und vollständiges vierfüssiges Tier. Rechts oben erblickt man das grosse runde Auge hinten am Kopfe. Über ihm löst sich ein Nackenschopf mit ausgezacktem Ende ab; diese Zugabe zum Kopf ist für diese Stilgruppe charakteristisch. Die Kinnladen sind fadenförmig verlängert; eine davon ist durch den Leib gezogen, und beide verlaufen in eine der Hinterpfoten. Das Tier ist nur mit einem Vorderbein ausgestattet, das in einen langen offenen Fuss endigt, durch den der Leib durchgezogen ist. Dagegen hat es zwei Hinterbeine, von denen eines über, das andere unter den Leib gebogen ist. Die Pfoten zeigen verschiedene Formen. Schwieriger ist es zu erkennen, dass die Schlingen auf der rechteckigen Plattennadel aus Bornholm (in Abb. 136) zwei vollständig stilgerecht gebaute und sorgfältig ausgeführte Tierfiguren bilden. Um dies besser hervortreten zu lassen, ist das eine Tier hier in hellem Ton gehalten, und seine Glieder sowie der Kopf sind schraffiert. Der bandförmige Leib teilt sich hinter dem Kopf in zwei Partien. Die eine setzt sich in einem grossen Bogen bis zum Hinterbein fort; die andere läuft durch den krummen Schnabel und den offenen Nackenschopf zur viereckigen Schenkelpartie in der rechten unteren Ecke. Daran hängen zwei Beine mit langen offenen Füssen, von denen der eine durch den anderen gezogen ist, während beide sich zur Aufnahme eines der Bänder des Leibes öffnen. Das Hinterbein wird von einem langen geschlungenen Band gebildet, das in einen sehr langen Fuss ausläuft, dessen oberste Partie den Leib umschliesst. Das einzige, was nicht mit zu den Tieren gehört, ist das kleine runde Feld in der Mitte der Platte.

Wiederholt ist die Frage aufgeworfen worden, ob diese beständig wiederkehrenden Tierbilder, deren Ausführung drei Jahrhunderte lang die Hauptaufgabe des nordischen Künstlers bildete, denen er unter Benutzung des kostbarsten Materials, worüber er verfügte, seine ganze Begabung widmete, und die auf den liebsten Besitzstücken des Mannes wie der Frau angebracht waren, nicht doch eine Bedeutung haben. Niemand aber ist im Stande gewesen zu sagen, worin diese liegen solle. Ganz grundlos ist die Behauptung, dass die vereinzelt vorkommende Zusammenstellung von zwei Tieren zu beiden Seiten eines menschlichen Kopfes (z. B. oben auf der Nadel Abb. 132) eine Wiedergabe der altchristlichen Darstellung von Daniel unter den Löwen sei. Selbst wenn das richtig wäre, so würde dies nichts für das ganze sonstige Tiergewimmel entscheiden. Nichts spricht dafür, dass die Bilder eine Bedeutung hatten, alles vielmehr dafür, dass sie nur Ornamente waren, die einfach deshalb ausgeführt wurden, weil man sie schön und kunstvoll fand. Die Tiere spielten in dieser Periode dieselbe Rolle wie die gerade Linie in der Steinzeit, wie die Spirale in der älteren, das breite geschlungene Band in der jüngeren Bronzezeit, und,

um Beispiele aus der grossen Kunst zu wählen, wie das Akanthusblatt bei den Griechen und das gotische Blattwerk im Mittelalter. Die nachrömische Zeit hatte ihre Tierornamentik, wie andere Zeiten ihre Linien- und ihre Blattornamentik hatten.

Wenn dem aber so ist, so muss sich auch der Ursprung und die erste Entwicklung dieses Kunststils nachweisen lassen. Dies kann man auch für den Norden mit grosser Sicherheit tun. Die vorhergehende Periode enthält, wie oben entwickelt (S. 88 ff.), bereits alle die Elemente, welche in der nachrömischen Zeit unter fortgesetzter Umbildung und beständig weiter getriebener Stilisierung benutzt wurden, teils vollständige Tierbilder von gleicher Art wie die späteren, nämlich vierfüssige Tiere und Vögel, teils Tierköpfe, die in den Details im wesentlichen übereinstimmen.





Abb. 135—136. Tierornamente. $^1/_1$.

Man vergleiche den langen Kopf mit und ohne Längs- und Querband aus den beiden Zeiträumen, Abb. 54 und 127, Abb. 53 (unten) und 137, und ebenso die kräftigen Vogelköpfe mit dem grossen Schnabel, und man wird nicht in Zweifel darüber sein, dass die älteren und die jüngeren Tiere zu derselben Familie gehören. Die Kunstentwicklung des Nordens im Verlaufe der Völkerwanderungs- und der nachrömischen Zeit bildet eine zusammenhängende Linie, deren allererste Anfänge bereits in der römischen Periode spurenweise erkennbar sind (S. 92).

Was im Norden klar ist, erscheint jedoch dunkel, wenn man den Blick auf Europa richtet, und die Frage nach dem Ursprung dieser Ornamentik reicht in der That sehr weit. Sie zeigt sich überall, wo germanische Völker neue Reiche auf den Trümmern des römischen Staates errichteten, in Ungarn und Süddeutschland, in Norditalien, Frankreich und am Rhein, und in dem angelsächsischen England; auf keltischem und slavischem

Boden dagegen kommt sie nicht vor.* Dieser Stil ist unauflöslich mit den germanischen Völkern verbunden. Er ist ferner im Grunde überall gleich, wenn auch die einzelnen Gebiete mehr oder minder hervortretende Eigentümlichkeiten aufweisen. Es ist ein gemeinsamer Stil, der einen gemeinsamen Ursprung gehabt haben muss.

Um letzteren zu finden, muss vor allem entschieden werden, welcher Zeit dieser Stil angehört. Dies ist jedoch eine etwas schwierige Sache. Doch dürfte klar sein, dass die vollständig ausgebildete Tierornamentik, von der in diesem Abschnitt die Rede ist, sich nicht sehr tief in das 5. Jhd. zurückführen lässt.** Sie scheint wesentlich der Zeit nach dem Falle des weströmischen Reiches anzugehören. Diese Stilrichtung tritt stark hervor auf den grossen germanischen Begräbnisplätzen, die entweder gar keine oder doch nur sehr wenige Sachen von römischer Arbeit enthalten, und anderseits haben sich in keinem der grossen Funde, welche sich mit einiger Sicherheit auf die Zeit vom 3.—5. Jhd. zurückführen lassen, Beispiele für vollständige Tierbilder von demselben Schnitt und derselben Form wie die hier behandelten gefunden. Gemeint ist hier namentlich die von Südrussland bis Belgien reichende Reihe von herrlichen Funden mit vielen reich ornamentierten Sachen, die das Gepräge der Tierornamentik tragen müssten, wenn diese damals schon bestanden hätte: die Zierstücke und Gefässe von Petreosa in der Walachei, die Grabfunde von Osztrópataka in Nordungarn, der grosse Fund von römischen Goldmedaillons in breiten, ornamentierten Einfassungen aus Szilágy-Somlyó in Siebenbürgen und der spätere Fund von zahlreichen grossen Goldfibeln bei demselben Orte, die Goldzierate aus dem Grabe bei Puszta-Bakod im Komitate Pest, und endlich die ebenso reichen Funde von Pouan in der Champagne und aus dem Grabe Childerichs († 481).



Abb. 137. Tierkopf von einem Bronzegebiss aus der nachrömischen Zeit. 1/1.

Steht es aber so, dann kann die vollständig ausgebildete

* L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde, Braunschweig, 1880—1889. — J. de Baye, Industrie Longobarde, Paris 1888; Industrie Anglo-Saxonne, Paris 1889. — Hampel József, A régibb középkor etc., Budapest 1894.

** Lindenschmit, a. a. O. S. 75.

Tierornamentik kaum etwas anderes sein als ein nationaler Kunststil, entstanden bei den Völkern, die als Sieger auf römischem Boden standen. Sie hatten die Schätze des alten Reiches geerbt; Künstler und Handwerker kamen in ihren Sold, technische Fertigkeiten gingen nicht verloren. Die hier aufkommende Kunst musste aber ein eigenes und barbarisches Gepräge annehmen, das dem Geschmacke der neuen Herrscher entsprach. Durch die wechselseitigen Beziehungen zwischen den verschiedenen verwandten Völkern gestaltete sich die Entwicklung und der Verlauf der neuen Kunstrichtung wesentlich gleichartig, und ebenso ging ihre Auflösung und ihr Verfall gleichzeitig vor sich, bis sie endlich der karolingischen Renaissance weichen musste.

Die Grundlage und der erste Ursprung dieser Kunst gehören jedoch der vorhergehenden Periode an, wie dies für den Norden oben gezeigt worden ist. Mehrere der eben erwähnten älteren Funde bieten Beispiele für eine beginnende Tierornamentik, die ganz dem Vorbereitungsstadium in Dänemark zur Zeit der Völkerwanderung (s. oben, Abschn. VI), entspricht. In dem ersten Funde von Szilágy-Somlyó, in dem Puszta-Bakod-Fund und namentlich aus dem Grabe Childerichs liegen Tierköpfe von ebenso unbestimmbarer Art wie in den dänischen Moorfunden vor. Ferner kennt man aus Südrussland mannigfache Beispiele für die Verwendung entsprechender Tierköpfe.* Sie fallen entschieden unter den wohlbekannten germanischen Stil aus der nachrömischen Zeit; Form und Schnitt sind ganz übereinstimmend. Meist aber haben sie ein älteres Gepräge als die entsprechenden Formen aus den westlicheren Gegenden und werden in Verbindung mit Sachen angetroffen, die unverkennbar einer früheren Zeit angehören. Ferner mangeln vollständige Tierbilder von germanischer Art gänzlich auf diesem östlichen Gebiet. Auf diese Verhältnisse muss das grösste Gewicht gelegt werden, wenn vom Ursprung der Tierornamentik die Rede ist.

Die Abbildungen 138 und 139 zeigen zwei Fibeln, aus Kertsch auf der Krim, und aus Nijna, Gouv. Kharkof (nach Aarb. 1872 und Macpherson, Antiquities of Kertsch). Sowohl der längliche, von oben gesehene Tierkopf, als auch der von der Seite gesehene Vogelkopf entsprechen ganz den oben abgebildeten Köpfen aus der Völkerwanderungszeit, und zeigen zu-

* Ernest Chantre, La bijouterie Caucasienne de l'époque scyto-byzantine, Lyon 1892.

gleich auch die Grundzüge der allgemein vorkommenden Tierköpfe aus der nachrömischen Zeit.

Diese Altertümer aus dem südlichen Russland, aus der Krim und aus dem Kaukasus darf man, wie es scheint, mit Recht zu dem grossen gotischen Reiche des 4. Jahrhs. vor dem Einbruch der Hunnen in Beziehung bringen. Sie enthalten die Keime zu der späteren Tierornamentik in ähnlicher Weise wie die dänischen Moorfunde und wie einzelne mehr sporadische Funde in Mittel- und Westeuropa, die alle der Zeit vor dem Falle des weströmischen Reiches angehören. Die Goten haben somit an der ersten Entwicklung des Stiles teilgenommen; sie für die Schöpfer der neuen Kunst zu erklären wäre aber ebenso

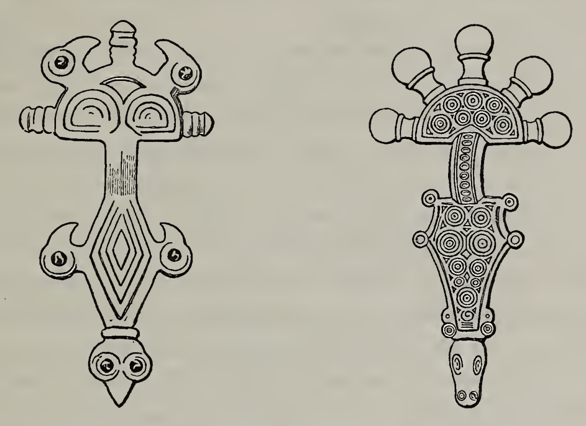


Abb. 138—139. Gotische Fibeln aus Südrussland.

unrichtig, wie ein Versuch, den nordischen Völkern eine hervorragende Rolle in dieser Sache deshalb zuzuweisen, weil die beginnende Tierornamentik in den nordischen Moorfunden reich vertreten ist. Viel eher dürfte es sich so verhalten, dass der Grund zu dem neuen Stil zur Zeit der Völkerwanderung bei den gotischen, südgermanischen und nordischen Stämmen, die mit einander in lebhaftem Verkehr standen, gemeinsam gelegt worden ist, wie er später nach der Auflösung des römischen Reiches unter gegenseitigem Austausch seiner Blüte und seinem Verfall entgegengeführt worden ist. Die Tierornamentik kann weder in ihrem Beginn noch in ihrer Entwicklung mit einem einzelnen Volke vorzugsweise in Verbindung gesetzt werden; sie

ist aus einer gemeinsamen Geistes- und Geschmacksrichtung der verwandten Stämme hervorgegangen.

Was speziell Dänemarks Verhältnis zu dem neuen Stil betrifft, so darf mit gutem Grunde angenommen werden, dass man hier nicht bahnbrechend vorangegangen ist, sondern nur den Weg verfolgte, auf dem diejenigen Völker vorangegangen waren, die an den Zeitereignissen in erster Linie beteiligt waren und daher wahrscheinlich auch auf dem Gebiete der Kunst die führende Stellung hatten.

Auffallend selten sind aber allerdings die in Dänemark gefundenen Altertümer, die sich als importierte Erzeugnisse der südgermanischen Stämme erweisen lassen, und merkwürdig gut und von reinem Stil sind im ganzen zahlreiche von den im Norden gefundenen Exemplaren. So reich, wie der beginnende Tierstil in den grossen Moorfunden vorliegt, tritt er sonst nirgends auf. Aus der nachrömischen Zeit sind im Norden verhältnismässig weit öfter als in anderen Ländern ausgezeichnete Arbeiten gefunden worden, bei denen der reiche Tierstil in voller Durchführung und in der vortrefflichsten Behandlung erscheint. Man kann dies zwiefach missverstehen. Entweder kann man darin ein Zeugnis für die Führerrolle Dänemarks in der ganzen Kunstentwicklung erblicken wollen — ebenso gut könnte man annehmen, dass Dänemark in der Steinzeit eine leitende Stellung einnahm, weil es verhältnismässig mehr und zugleich besser bearbeitete Altertümer als andere Länder beigesteuert hat, oder in der Bronzezeit, weil sich die Spiralornamentik auf keinem anderen Gebiete so schön und reich entwickelt hat. Ein Misverständnis in entgegengesetzter Richtung ist die von L. Lindenschmit wiederholt mit Nachdruck betonte Behauptung, alles das sei aus den südgermanischen Ländern eingeführt, da man im Norden noch immer ganz ausser Stande gewesen sei, gute Metallarbeiten herzustellen. Die richtige Auffassung der schönen nordischen Arbeiten aus der Völkerwanderungszeit ergibt sich unzweifelhaft aus denselben Verhältnissen, welche uns die gute Technik und den Reichtum an schönen Erzeugnissen in der Stein- und Bronzezeit erklärlich gemacht haben. Dänemark lag gewiss weit ab vom Ursprung und Centrum der Kulturbewegungen. Erst später gelangte dorthin, was anderwärts aufgekommen war. Damit aber war der Vorteil verbunden, dass Zeit und Arbeit nicht mit den ersten Versuchen verloren wurden; nur das wurde zugeführt,

was seine Probe bestanden und sich als wertvoll und lebensfähig erwiesen hatte. Bei der Übernahme konnte ein Zuschuss erfolgen, so dass im Norden ein Schritt weiter getan wurde. Die entlegeneren Gegenden haben sich wohl auch ruhigerer und stabilerer Zustände erfreut; Erdboden und Klima begünstigten die Entwicklung des Wohlstandes. Alles das musste der Kunst und dem Handwerk zu gute kommen. So kann sich hier die Anlage und Fähigkeit entwickelt haben, gegebenes nicht nur sich anzueignen, sondern auch es noch weiter auszugestalten. In dieser Weise erscheint sowohl der hohe Standpunkt in der Stein- und Bronzezeit verständlich, als auch der auf den ersten Blick etwas rätselhafte Umstand, dass die Tierornamentik im Norden oft reiner, kräftiger und besser behandelt ist, als bei den südgermanischen Völkern.

Die ganze hier besprochene Stilrichtung ist nicht allzu oft Gegenstand einer tiefer gehenden Behandlung geworden.* Man hat gemeint, der Tierstil stünde mit dem religiösen Leben oder Aberglauben in Verbindung, indem die Bilder Schlangen und Drachen vorstellen sollten. Oben ist auseinandergesetzt worden, dass die Hauptmotive vierfüssige nicht-geflügelte Tiere und Vögel sind. Schlangenartige Zeichnungen kommen zwar vor, doch nur sehr selten und dann nur in Form von Flechtwerk und Schlingen. Die Schlangenfiguren scheinen also durch eine Umbildung der Bandschlingen nach den Erfordernissen der Tierornamentik entstanden zu sein. Man hat ferner, wie oben berührt (S. 93), die nordischen Tiere aus römischen Löwen und Greifen ableiten wollen. Der Unterschied ist jedoch zu gross, und Zwischenglieder fehlen. Dass klassische Züge in den neuen Stil übergegangen sind, soll nicht geläugnet werden; dass einzelne Funde aus den Grenzländern, wie z. B. der jüngere Fund von Szilágy-Somlyó, klassische Tierformen enthalten, steht fest — dort mussten Mischungen von römischen und barbarischen Elementen eintreten. Doch wird die Frage nach dem Ursprung des Stils nicht durch solche Einzelheiten, sondern durch die oben dargelegten Verhältnisse im Grossen entschieden. Ferner wurde in der römischen Kunst, abgesehen von den Darstellungen der Cirkusspiele, beständig nur ein sehr sparsamer Gebrauch von dekorativen Tierbildern gemacht; dies konnte unmöglich

* S. die oben angeführten Schriften.

Anlass geben zur Entwicklung des ausgeprägten und eigentümlichen Tierstils in der nachrömischen Zeit, der Jahrhunderte lang den Nationalstil der germanischen Völker bildete. Wenn diese Völker der klassischen Kultur so manches Lehngut verdanken, so ist damit nicht gesagt, dass sie ihr alles zu verdanken haben. Entscheidend aber ist, dass man nicht sehen kann, dass die neuen Ornamenttiere aus römischen Tierformen abgeleitet sind, wogegen deutlich zu sehen ist, dass sie aus den nationalen Neubildungen, deren erste Spuren weit zurückreichen, hervorgegangen sind.

Allerdings trifft man innerhalb des hier behandelten Kreises — doch nie im Norden — nicht wenige Sachen, die Bilder von Löwen und geflügelten Greifen aufweisen; doch diese unterscheiden sich immer deutlich von den germanischen Ornamenttieren, gehören wesentlich einer späten Zeit an und sind unzweifelhaft aus der altchristlichen Kunst übernommen. Eine eigene Fundgruppe in Ungarn zeigt sowohl die genannten klassischen als auch andere Tierformen in Menge; doch diese Gruppe liegt ausserhalb des Kreises des germanischen Kunststils, was deutlich daraus hervorgeht, dass dekoratives Blattwerk, das in südgermanischen Funden sehr selten, im Norden gar nicht anzutreffen ist, auf diesem Gebiete die reichste Verwendung erfahren hat. Es ist dasselbe Blattwerk, das den berühmten grossen Goldfund von Nagy-Szent-Miklós mit Kannen und Schalen, die in einem eigenen, noch unaufgeklärten orientalischen Stil geformt und verziert sind, charakterisiert. Diese Fundgruppe ist ohne Bedeutung für die Untersuchung des Ursprungs der germanischen Ornamentik.

Kehren wir nach der Betrachtung aller dieser Verhältnisse zu dem ersten Durchbruch dieses Stiles zurück, dessen Kulmination in die merowingisch-angelsächsische Periode fällt, so kann die Auffassung der halb ausgeformten und unvollkommenen Tierköpfe aus der Völkerwanderungszeit, welche sowohl aus dem Norden wie aus Südrussland und Ungarn vorliegen, nicht mehr zweifelhaft sein. Man braucht nur einen Blick auf die älteren Zeiten zurückzuwerfen. Es ist bereits daran erinnert worden, dass in der nordischen Bronzezeit eine ähnliche beginnende Tierornamentik vorkommt (S. 92). Entsprechende Phänomene sind in der Hallstatt- und La Tène-Periode zu treffen (S. 10 und 26). Tierköpfe, angebracht an Enden und Abschlüssen,

Tierbilder von ganz unbestimmbarer Art, in Reihen geordnet und ganze Flächen bedeckend, ferner Köpfe von Menschen und ganze Figuren kommen in der früheren Eisenzeit Mitteleuropas nicht selten vor. Es sei hier nur an die Vogelköpfe auf den Bügelnadeln aus dem südlichen Deutschland — an die Tierbilder auf den Schwertscheiden aus den Schweizer Seen, — an die Menschenköpfe auf Schwertgriffen und Armbändern, — an die mit Tier- und Menschenbildern bedeckten Gürtelbeschläge aus dünngetriebener Bronze erinnert.* Bei den barbarischen Völkern Europas hat somit eine Tendenz zur Bildung einer figuralen Ornamentik existiert, die zu verschiedenen Zeiten zum Durchbruch gekommen ist; doch nur auf einem einzigen Punkt, nach der Völkerwanderungszeit, wurde diese Richtung in ihre Konsequenzen verfolgt, weil sie nur hier von Eingriffen der klassischen Kunst nicht gestört wurde. Auf diesem einen Punkte standen die barbarischen Völker herrschend und siegreich da, während früher beständig neue Einflüsse aus den klassischen Ländern die begonnene Stilentwicklung durch Zufuhr von Motiven aus einer überlegenen Kunst und Industrie abgebrochen hatten.

Aus dem östlichen Europa kennt man ähnliche Phänomene. Die s. g. skythische Gruppe entnimmt ihre reiche Ornamentik der Tierwelt,** im Kaukasus kommt ein ausgeprägter Tierstil von eigener Art vor.*** Innerhalb der klassischen Welt selbst trifft man ferner auf mehreren Punkten eine Ornamentik, die sich im wesentlichen mit der germanischen zusammenstellen lässt. Im Mykenae-Stil (Bd. I, S. 294) spielen Mollusken des Meeres eine hervorragende Rolle. Die Ornamentik der Dipylon-Gruppe (S. 68) basiert zu einem wesentlichen Teile auf Bildern von Pferden und Vögeln, die reihenweise angeordnet und mit linearen Ornamenten eingerahmt sind. Etwas später tritt ein neuer figuraler Stil auf, in welchem orientalische Formen aus der Natur oder Phantasie, Löwen, Greifen und Sphinxe, überall durchbrechen. Diesen werden später neue Arten von ornamentalen, der Tierwelt entnommenen Motiven hinzugefügt.

---

* S. Reinach, La Sculpture en Europe, L'Anthropologie, Paris 1894—96, V—VII. — J. de Baye, Mémoires des Antiquaires de France, Paris 1886, XLVI.

** N. Kondakof, J. Tolstoï, et S. Reinach, Antiquités de la Russie méridionale. Paris 1891.

*** Rudolf Virchow, Über die kulturgeschichtliche Stellung des Kaukasus, Berlin 1895.

Was uns hier in der höchsten Kunstform und getragen von einem grossen Geistesleben entgegentritt, ist zwar sehr verschieden von den oft verpfuschten und bis zur Unkenntlichkeit stilisierten germanischen Tieren. Im Grunde aber ist es dasselbe. Im Altertum war also eine allgemeine Tendenz vorhanden, mit figuralen Darstellungen, namentlich mit Tierbildern zu ornamentieren. Sie zeigt sich in vielen Gegenden; doch nur hie und da führt sie zur Ausbildung einer eigenen Ornamentik. Eine der energischesten Äusserungen, merkwürdig zugleich durch ihr starkes Zeit- und Nationalitätsgepräge, liegt in der germanischen Tierornamentik vor.

Diese figurale Ornamentik ist aber nicht blos im Altertum und in der nachrömischen Periode zu finden. Auch die ornamentalen Tierfiguren des Mittelalters, meist geflügelte Drachen, sind ein Ausdruck derselben Lust an einer lebenden Dekoration ohne eigentliche Bedeutung. Der Stuhlrücken schiesst in Drachenköpfe aus, Drachenköpfe mit gähnendem Rachen dienen am Vordach zum Wasserablauf, und werden auch zur Verzierung von Löffeln und Kannen verwendet. Auch in der Renaissance und in anderen Stilarten trifft man entsprechende Phänomene. Man kann somit sagen, dass die figurale Ornamentik auf einer allgemein menschlichen Tendenz beruht. Doch in der höheren Kunst teilt sie das Feld mit dem Blattornament, dem edelsten dekorativen Element, das zuerst im Orient gefunden, in Europa von den Griechen eingeführt, und darnach von jeder späteren Kunst, die sich der klassischen Tradition anschloss, beibehalten worden ist. Nur nördlich der Alpen ist recht deutlich zu sehen, wie das Tiernornament der linearen Ornamentik, die zur Stein- und Bronzezeit herrschte, nachfolgt. Der nächste Schritt vorwärts, zur Blattornamentik, wurde hier erst im Mittelalter getan.

Noch weiter, zu der figuralen Ornamentik bei den Völkern anderer Weltteile, soll sich diese Betrachtung nicht erstrecken. Sie würde dann zu weitläufigen und sehr komplizierten Untersuchungen führen, zum Teile im Gegensatz zu den neuesten, von ausgezeichneten Forschern gewonnenen Resultaten. Hjalmar Stolpe, Karl von den Steinen* und andere Forscher haben nämlich zu beweisen gesucht, dass die lineare Ornamentik bei

* Hjalmar Stolpe, Ymer, Stockholm 1890—1891. — Karl von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens, Berlin 1894.

mehreren Naturvölkern auf die figurale gefolgt sei und sich aus ihr entwickelt habe, während die entgegengesetzte Bewegung in Europa vor sich gegangen ist. Sicherlich ist diese Frage noch nicht endgiltig entschieden. Man darf nicht vergessen, dass die Ethnographie auf diesem Gebiete auf ein Material beschränkt ist, das nicht sehr weit über die Zeit der ersten Berührung mit den Europäern zurückreicht, und dass die Aufklärungen über die Ornamentik von Eingeborenen unserer Tage herrühren, während die betreffende Stilentwicklung weit zurück liegt. Fortgesetzte Untersuchungen werden möglicherweise zeigen, dass die künstlerische Entwicklung des Menschen sich überall in derselben Hauptlinie bewegt hat, dass aber die Bewegung bei den Naturvölkern langsam gewesen und in einem gewissen früheren oder späteren Stadium ins Stocken geraten ist.

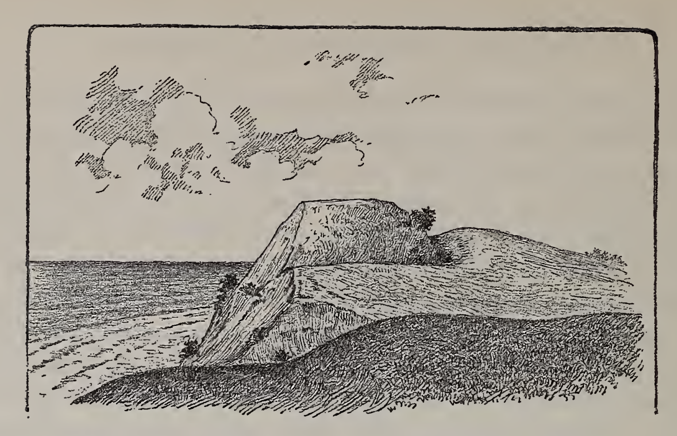


Abb. 140. Burgwall auf der Insel Hjelm, an der Ostküste von Jütland. S. S. 241.

XII. DIE VIKINGERZEIT. DAS DANEVIRKE UND DIE BURGWÄLLE.

Landwehren des Altertums. — Langwälle. — Langwälle im Ausland. — Das Kovirke und der Östervold. — Das Danevirke und die Valdemars-Mauer. — Der Halbkreiswall. — Stadt und Burgwall an der Hadebybucht. — Pedersborg. — Hedeby. — Burgwälle. — Schwierigkeit der Untersuchung. — Plan und Anlage. — Beispiele. — Burgwälle in Frankreich, England und anderen Ländern.

Der letzte Abschnitt des nordischen Altertums, vom 8.—10. Jhd., ist eine historische, wenngleich von schriftlichen Quellen erst nach und nach etwas mehr erhellte Zeit. Der Historiker sucht gleichzeitige Berichte über Personen und Ereignisse in fremden Aufzeichnungen, vom angelsächsischen und fränkischen Westen bis zum arabischen Osten, und knüpft daran Einzelheiten, die aus weit jüngeren heimischen Schriften geschöpft sind. Stückweise fügt der Sprachforscher hinzu, was er aus den gleichzeitigen Runeninschriften erforscht hat. Der Mythologe sucht das letzte Stadium des Heidentums nachzuweisen.

Die Aufklärungen über die Vikingerzeit, die derart von verschiedenen Seiten beigesteuert worden sind, sollen hier nicht wiedererzählt werden. Hier soll versucht werden, die archäologischen Quellen zu deuten, die sichtbaren Denkmäler zu verstehen, die auf der Erdoberfläche erhalten oder aus dem Schoosse

der Erde hervorgezogen worden sind. Zwar sind sie nicht, wie in älteren Zeiten, die einzigen erhaltenen Überlieferungen, doch verkünden sie vieles, was von anderer Seite her nicht in Erfahrung gebracht werden kann. Ausserdem führen sie uns die Vorzeit selbst in unveränderter Gestalt vor Augen, während die Schriften davon nur erzählen.

Den natürlichen Ausgangspunkt für die Aufsuchung der Monumente aus der Vikingerzeit im Lande bildet der Kreis von Denkmälern, die mit den Namen Gorm und Thyra verbunden sind. Wie die dänische Königsreihe von diesem ältesten Paar an sich ununterbrochen fortsetzt, so ist auch die Tradition von jenen merkwürdigen und grossen Monumenten nie erloschen; auch in anderer Weise haben sie ihre Bedeutung bis auf unsere Tage behalten. Im Grunde und Wesen aber gehören sie dem Altertum an. Sie bieten zugleich Beispiele für alle Hauptarten von Monumenten, die aus der Vikingerzeit bekannt sind, und wie sie die übrigen Monumente erklären, so werden sie wieder durch jene erhellt.

Eine Anlage wie der grosse Verteidigungswall Thyras quer durch das südliche Schleswig scheint auf den ersten Blick etwas ganz neues zu sein, wozu sich im Altertum keine Voraussetzungen finden. Kein Werk dieser Art ist in den vorhergehenden Zeitabschnitten erwähnt worden. Doch fehlen Anlagen verwandter Art und wahrscheinlich älteren Ursprungs nicht ganz; ihr Alter lässt sich jedoch nicht sicher bestimmen. Aber auch davon abgesehen, wird eine Umschau in anderen Ländern zeigen, dass die grosse Landwehr, die Thyras Wall bildete, ganz dem Altertum und nicht dem Mittelalter angehört.

In dem ganzen Kreise von Ländern, die das meerumschlungene dänische Gebiet umgeben, in England, Frankreich und Deutschland wie in Schweden und Norwegen, wurden im Altertum feste Wehren gegen feindliche Angriffe errichtet.* Es waren Wälle, oft von bedeutender Ausdehnung, aber nur von geringer Höhe, mit oder ohne Graben. In Gebirgsgegenden ver-

* Hans Hildebrand, De förhistoriska folken i Europa, Stockholm 1880, S. 130. — O. Rygh, Bygdeborge i Norge, Aarsberetning fra Foreningen til Norske Fortidsmindesmærkers Bevaring, Kristiania 1883. — v. Peucker, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten, Berlin 1860—64, II 404. — Cohausen, Ringwälle, Braunschweig 1861. — Archæologia, London 1893, LXIII, 465. — Robert Behla, Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland, Berlin 1888.

wendete man oft Steine und Felsblöcke, die zu Ringwällen um Höhen und Gipfel aufgehäuft wurden; in Flachländern errichtete man die Wälle aus Erde, nicht selten mit einem Kern von Steinen. Die Verschanzungen umschlossen grosse, zur Aufnahme zahlreicher Scharen bestimmte Plätze; ganze Landstrecken wurden durch Wälle abgesperrt, welche die gesamte Bevölkerung schützen sollten. Die befestigten Anlagen des Altertums sind Land- oder Volkswehren, sowohl nördlich der Alpen als auf dem altklassischen Gebiet. Kleine Burgen für den Einzelnen mit seiner Kriegerschar gehören dem Mittelalter an.

Eine Entscheidung der Frage, wie weit diese Anlagen zurückzudatieren sind, ist fast immer unmöglich. Selbst bei den Völkern am Nordabhang der Alpen stammen sie kaum aus einer früheren Zeit als aus der keltischen Periode. Anderseits muss beachtet werden, dass noch in den Volkskämpfen des ältesten Mittelalters Wälle und Gräben angelegt worden sind, die sich von den älteren nicht wesentlich unterscheiden.

Ausser dem Danevirke hat Dänemark nur wenig an solchen grösseren Verteidigungsanlagen nach Art des Altertums aufzuweisen. Gegen Feinde aus der Ferne war in jenen Zeiten, die noch keine grösseren Kriegsflotten kannten, gewiss das Meer der beste Schutz; gegen nahewohnende bildeten Wälder und Sümpfe hinreichende Schutzwehren. Auf solche natürliche Hindernisse haben sich, wie man noch erkennen kann, die wenigen erhaltenen und ziemlich unbedeutenden Langwälle auf der jütischen Halbinsel gestützt.

Beim Zusammenflusse der Bäche Abild-Aa und Vorgod-Aa, östlich von Barde, Bez. Hammerum, ist der Winkel zwischen den Wasserläufen durch einen c. 2000′ langen und 3—5′ hohen Wall, der noch recht gut erhalten ist, gesperrt. Der »Dandiget« genannte Wall im Kirchspiel Asfærg, Bez. Nörhald, hat ungefähr dieselbe Höhe, ist aber stärker beschädigt; er zieht sich in der doppelten Länge über einen grossen Bogen, den der Kaat-Bach bildet. Der »Trældiget« genannte Wall im Bez. Anst, der in seinem südlichsten Teile noch bis zu 5′ hoch ist, soll sich 1½ Meilen in nördlich-südlicher Richtung erstreckt haben. Weit unbedeutender an Höhe und Länge ist der Teufelswall (»Fandens-Dige«) im südöstlichen Teil des Kirchspiels Ikast, Bez. Hammerum. Der Olgerswall (»Olger-Diget«) im Ksp. Tinglev, Amt Tönder, hat sich mit einer Höhe von 4′ zwischen zwei Wasserläufen hingezogen. Der lange, »Ramme-Dige« genannte Wall im Bez. Vandfuld, zwischen den Kirchspielen Dybe und Ramme, ist an einigen Stellen noch 6 Fuss hoch.

Mit den ersterwähnten, in gerader Linie gezogenen Wällen hat man beabsichtigt, ein grösseres Areal zu sichern, das im übrigen einigermassen von Wasserläufen gedeckt war. Die anderen, eine

gebogene Linie beschreibenden Wälle müssen in Verbindung mit unwegsamem Terrain dazu gedient haben, ganze Landstrecken abzusperren. Nur das Rammedige ist teilweise von einem Graben begleitet, was auch bei einzelnen, doch kürzeren Wällen auf den Inseln der Fall ist. Die übrigen bestehen nur in einem aufgeworfenen Erdwall. Man kann annehmen, dass mindestens diese auf das Altertum zurückgehen, doch fehlt wie bei den entsprechenden Werken im Auslande jeder Anhalt für eine sichere Bestimmung.

Das gleiche gilt von den Ringwällen, welche die Höhen auf Bornholm, dem einzigen Felsenland, das zum heutigen Dänemark gehört, bekränzen. »Gammelborg« (»alte Burg«) heisst ein Felsgipfel mit steilen Abfällen. Ein kreisförmiger Wall umschliesst einen 425 Ellen langen und 175 Ellen breiten Platz. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Anlage teilweise aus dem Altertum stammt, in denjenigen Partien, wo der Wall aus zusammengehäuften Steinen und Erde besteht und innen von einer Vertiefung begleitet ist. Sie entspricht ganz den Ringwällen in Schweden und Deutschland.

Eine Verteidigungsanlage des Altertums ist seinem ganzen Charakter nach auch das Danevirke, errichtet zur Sicherung von Land und Volk, sich von Meer zu Meer erstreckend, und darauf berechnet, von der grossen Masse der Bevölkerung verteidigt zu werden.* Wie die genannten kleineren Anlagen ähnlicher Art im Lande selbst die Voraussetzungen dieser grossen Befestigung gebildet haben können, so hat möglicherweise die Kenntnis von Landwehren (Langwällen zum Schutze von Länderstrecken) im Auslande den Gedanken gezeitigt, die Südgrenze Dänemarks in ähnlicher Weise zu schützen. Vikinger sahen wohl den grossen Erdwall, der quer durch Nordengland ungefähr parallel mit der Hadrians-Mauer von Newcastle zum Solway Firth lief, den langen Offa-Wall, der in mehreren getrennten Partien Wales vom angelsächsischen England schied, oder die vielen Langwälle in anderen Teilen Englands. Man muss von den ausgedehnten Verteidigungslinien gehört haben, die in den Kämpfen Karls d. Gr. mit den Sachsen eine Rolle spielten und von denen bedeutende Reste noch erhalten sind. Im nördlichen Deutschland sind andere Wall-Linien verwandter Art zu

* J. J. A. Worsaae, Danevirke, Kjöbenhavn 1848. — Lorenzen, Annaler f. nord. Oldkynd. 1859.

sehen; eine solche soll sich sogar von der Elbe in Sachsen bis zur Weichsel verfolgen lassen. Die Anlage von Langwällen zur Landesverteidigung gehörte zu der Defensivtaktik der Zeit, die man wahrscheinlich den Römern abgelernt hatte, welche grossartige Vorbilder in den langen Grenzlinien gegen die Barbaren am Rhein und an der Donau wie in England hinterlassen hatten. Der Gedanke, ein Danevirke zu errichten, ist somit ganz begreiflich. Es war die grosse Wehr des erst jetzt geeinigten Reiches, wie die älteren oben erwähnten unansehnlichen Langwälle in Jütland der Schutz der kleineren Reiche waren, in die das Land früher zerfiel.

Die Karte Abb. 141 zeigt den Hauptteil der grösstenteils noch erhaltenen Verteidigungsanlagen, die sich in einem breiten Gürtel mitten durch das südliche Schleswig, von den tiefen Fjorden im Osten bis zu den westwärts in das Meer sich hinziehenden Wasserläufen erstrecken. Auf natürliche Terrainhindernisse gestützt, sperrten sie die offenen Strecken, durch welche ein von Süden kommender Feind vordringen konnte.

Es scheinen zwei verschiedene Verteidigungslinien vorzuliegen. Die südliche, über die weiteste Strecke laufende, wird vom Kograben (oder »Kovirke«) und Östervold gebildet. Ersterer durchschneidet in gerader Linie die ebene, flache und sandige Strecke zwischen der von der Schlei südwärts ausgehenden Bucht und den westlichen Wasserläufen. Er ist gute $^3/_4$ Meilen lang. Der aus Erde aufgeschüttete Wall mass früher an den höchsten Stellen 12 Fuss; der südlich vorgelagerte Graben hatte eine ähnliche Tiefe. Die Anlage ist jetzt grösstenteils durch Bodenkulturen stark zerstört oder planiert. Eine bedeutende, mit Heidekraut bewachsene Strecke zeigt jedoch noch merkwürdig scharfe Formen und ist gewiss in annähernd ursprünglicher Gestalt erhalten. Die schrägen Seiten des Grabens konvergieren so stark, dass nur ein schmaler Streifen auf dem Boden zwischen ihnen bleibt; der Wall ist hier 6—8 Fuss hoch. Der Östervold erstreckte sich in einer Länge von c. $^1/_2$ Meile zwischen der s. g. »Grossen Breite« der Schlei und der Bucht bei Eckernförde und stützte sich auf Wasserläufe und Sümpfe. Sowohl der Wall als der südlich ihm vorgelagerte Graben waren lange grösstenteils oder ganz planiert. Die Dimensionen und die Art der Anlage entsprechen ungefähr dem Kovirke.

Diese beiden langen Wälle scheinen in Verbindung mit kleineren, vor und hinter ihnen angelegten Werken eine zu-

sammengehörige Verteidigungslinie gebildet zu haben. Zwischen ihnen liegt der breiteste Teil der Schlei, gegen Osten der tiefe Fjord, gegen Westen ein Komplex zusammenhängender Wasserläufe. Das Kovirke wird in den ältesten Quellen nicht genannt, doch kennt man den Namen aus dem Mittelalter. Der Östervold wird erst später erwähnt.

Man nimmt allgemein an, dass diese Anlagen von König Götrik herrühren, der im J. 808 »mit seinem ganzen Heere nach Slistorp (Schleswig) zog und die Grenze seines Reiches gegen die Sachsen durch einen Wall befestigen liess, der sich von der Ostsee bis zur Nordsee erstreckte«. Die volle Richtigkeit des Berichtes vorausgesetzt, hat diese Annahme nicht wenig für sich: es gibt keinen anderen Wall, der sich auf Götrik zurückführen liesse. Ein Einwand könnte jedoch erhoben werden. Wenn



Abb. 141. Karte der Verteidigungsanlagen an der Schlei.

nämlich diese Linie bereits befestigt war, als Thyra das Reich schützen wollte, weshalb zog sie dann nicht vor, dieselbe zu verstärken, anstatt das neue Danevirke nördlich davon anzulegen? Damit wurden keine Vorteile erreicht, weder günstigere Terrainverhältnisse noch eine kürzere Verteidigungslinie. Das Danevirke ist länger als das Kovirke, und der Östervold musste auch fernerhin noch besetzt werden, da er Svansen absperrte, wo der Weg zu dem schmalen, leicht passierbaren Teile der Schlei durchführte. Es müsste denn sein, dass besondere Umstände Thyra verhinderten, das Kovirke zu halten, und sie zur Befestigung der nördlicheren Stellung nötigten. Eine nähere Betrachtung des Danevirke wird zweifellos zeigen, welche Umstände dies waren.

Was Saxo Grammaticus und Sven Aagesen als Anlage Thyras erwähnen und als *opus Danorum* bezeichnen, war die nördlichere Verteidigungslinie, dieselbe, die noch heute Danevirke genannt wird, und kein anderer Teil des ganzen, zusammenge-

setzten Wallgürtels. Das geht aus der Inschrift auf der in König Valdemars Grab zu Ringsted gefundenen Bleitafel hervor. »Der König errichtete aus gebrannten Ziegeln zuerst die Mauer zur Verteidigung des ganzen Reiches, die allgemein Danewerch genannt wird«. So erzählen auch die genannten gleichzeitigen Geschichtsschreiber. Diese Ziegelmauer ist im Hauptwall des Danevirke ausgegraben worden, während in keinem der anderen Wälle Mauerwerk gefunden worden ist. Einzelne grosse Partien stehen heute in Mannshöhe frei da.

Thyras Wall lief in gerader Linie, von Nordost gegen Südwest, von den unpassierbaren Sümpfen an der Schlei zum Danevirke-See, weiter von dessen entgegengesetztem Ufer zu den ersten westlichen Wasserläufen, und dann, nach einer Biegung, westwärts bis zu grösseren Moorstrecken. Die Partie östlich vom Danevirke-See ist stark zerstört, lässt sich aber, mit einer Höhe von 8 Fuss, doch noch auf grossen Strecken verfolgen. Der grösste Teil des westlich darauf folgenden, schnurgeraden Walles, der nur durch einige Wasserläufe und kleinere Moore unterbrochen ist, bietet dagegen noch heute das Bild eines grossartigen Verteidigungswerkes, trotz aller schlechten Behandlung in älterer Zeit, und obwohl er beständig abgegraben und planiert wird. An dieser Stelle liegt die Valdemars-Mauer in der Erdmasse (Abb. 142); ursprünglich hat sie vor dem Wall gestanden, ist aber mit der Zeit von ihm bedeckt worden. Daraus kann man schliessen, dass der Wall Thyras sehr stark und hoch gewesen ist; noch heute erhebt er sich c. 20 Fuss (lotrecht gemessen) mit steilem Abfall gegen Süden und einer sanfteren Böschung gegen Norden. Im Inneren hat man schwere Baumstämme und Steinschichten gefunden, die bei der Errichtung des Walls eine wesentliche Rolle gespielt haben. Die westlichste Partie, nach der Biegung, hat anfangs bedeutende Dimensionen, sinkt aber allmählig zu geringer Höhe herab. Die ganze Länge beträgt mehr als 1½ Meilen. Längs der mittleren Partie ist ein stark verschütteter, doch immer noch tiefer Graben vor dem südlichen Fuss des Walles zu sehen; anderwärts sind nur schwache Spuren eines Grabens vorhanden oder hat ein solcher, wie es scheint, vollständig gefehlt. Die Entscheidung ist oft schwierig, und ebenso unsicher bleibt, ob der Graben zur ursprünglichen Anlage gehört oder später hinzugefügt ist.

Zweifelhaft ist auch, wie es sich mit dem ansehnlichen

Burgwall verhält, der in neuerer Zeit den Namen Thyras Burg erhalten hat. Er ist auf einem isolierten hohen Hügel, den der Danevirke-See bespült, gerade in der Linie des Walls angelegt und daran angebaut. Der viereckige Burgwall ist in dem Hügel ausgeschnitten gleich den unten (S. 241) erwähnten Anlagen, denen er im ganzen vollkommen entspricht. Aus der Lage dieses Burgwalls, gerade hinter dem Danevirke, dessen Wall mit seiner südlichen Böschung zusammenfällt, ist geschlossen worden, dass er älter sei als das Danevirke. Doch lassen die Verhältnisse gewiss ebenso gut die entgegengesetzte Deutung zu. Nur so viel ist sicher, dass der Burgplatz eine besondere und abgeschlossene Anlage bildet, die mit dem Danevirke verbunden worden ist. Die chronologische Frage ist um so schwieriger, als sowohl der Graben wie auch der Burgwall in späteren Zeiten fast vollstän-

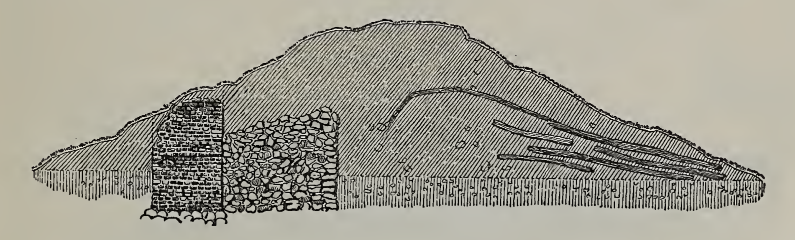


Abb. 142. Querschnitt des Danevirke mit der Valdemars-Mauer.

dig planiert worden sind. Ähnlich steht es mit den anderen genannten und mehreren minder wichtigen zweifelhaften Fragen. Sie liessen sich nur durch eine eingehende Untersuchung mit dem Spaten lösen. Doch das ganze merkwürdige Monument aus dem Schlusse des Altertums, das stattlichste, das man kennt, und zugleich das in historischer Beziehung wichtigste, da es im 19. wie im 10. Jhd. den Grenzwall zwischen dem kleinen Land und Volk und dem grossen Reich bildete, liegt gedankenloser Zerstörung vollständig preisgegeben.

Als Ganzes ist das Danevirke übrigens vollständig verständlich, da es eine gerade, geschlossene Absperrungslinie quer durch offenliegendes Land und zwischen natürlichen Hindernissen im Osten und Westen bildet. Ebenso verständlich ist der lange und starke Margretenwall, der vom Danevirke unter einem spitzen Winkel ausgeht und östlich bis zur Hadeby-Bucht sich hinzieht. Man nimmt, zweifellos mit Recht, an, dass er später, im Mittel-

alter hinzugefügt worden ist.* Diese Partie soll daher hier nicht näher besprochen werden.

Eine Betrachtung erfordert dagegen die grosse halbkreisförmige Anlage am östlichen Ende des Margretenwalls (Abb. 143). Sie unterscheidet sich in der Bauart wesentlich von dem mittelalterlichen Wall und ist älter als dieser, da sie für die Richtung des Margretenwalls massgebend wurde. Sie kann somit aus dem Altertum stammen, vielleicht sogar aus älterer Zeit als das Danevirke selbst. Weshalb stützte dann aber Thyra ihre Anlage nicht auf diesen Halbkreiswall, wie später Margarete, die Gemahlin König Niels' that? Thyra hätte die starke Verschanzung gewiss nicht gerade vor ihrer Wall-Linie liegen lassen, ohne sie damit zu verbinden. Durch die Anlage des Walls von dem Halbkreiswall aus würde noch dazu eine kürzere und somit vorteilhaftere Verteidigungslinie gewonnen worden sein. Der Halbkreiswall hat damals entweder nicht existiert, oder er ist in feindlichen Händen gewesen. Für welche Alternative die Wahrscheinlichkeit spricht, wird sich sofort zeigen.



Abb. 143. Karte des Halbkreiswalles.

Der halbrunde Wall hat eine Länge von c. 2200 Ellen. Das Areal, das er einschliesst, kann auf c. 50 Tonnen Land (c. 28 ha) angeschlagen werden. Dieser Platz ist zu gross für eine Burg, passt aber für eine Stadt; die im 10. Jhd. weit berühmte schwedische Handelsstadt Birka, deren Stätte auf (der Insel) Björkö im Mälar-See nachgewiesen worden ist, hat eine Grösse von 14 Tonnen Land (8 ha) gehabt.** Der Wall erstreckt

* A. D. Jörgensen, Bidrag til Nordens Historie i Middelalderen, Kjöbenhavn 1871.

** Oscar Montelius, Les temps préhistoriques en Suède, Paris 1895, 231. — Congrès internat. d'Archéologie et d'Anthropologie préhistoriques, Stockholm 1876, S. 620.

sich bis knapp an das Seeufer, das in seiner ganzen Länge unbeschützt war; der Zugang zum Platze führte sicherlich längs des Wassers. Ungefähr in der Mitte ist der Wall unterbrochen, da ein wasserreicher Sumpf, ehemals ein kleiner See, sich dazwischenschiebt; ein kleiner Wasserlauf geht von hier zu der Bucht. Wall und Platz breiten sich symmetrisch zu beiden Seiten dieses Wasserlaufes aus, der eine wesentliche Rolle bei der ganzen Anlage gespielt haben muss. Für eine Handelsstadt vom Übergange des Altertums zum Mittelalter konnte der Platz nicht besser gewählt sein: tief im Lande, doch mit dem Meere durch



Abb. 144. Der Halbkreiswall von Norden. Nach älteren Abbildungen.

eine Wasserstrasse verbunden, an einer Bucht, die einen sicheren Hafen bot, dessen schmale Öffnung leicht zu sperren war; und zu alledem war Trinkwasser leicht erreichbar. Der Wall bildete eine sichere Wehr, entsprechend den Anforderungen der Zeit: er sollte dem Verteidiger nur den Vorteil der höheren Stellung gegenüber dem Angreifer bieten.

Der Wall macht mit seinen steilen Seiten, die sich 20—25′ (senkrecht gemessen) erheben, noch immer einen mächtigen Eindruck (Abb. 144). Er ist so gross angelegt, dass man nur wenig von dem harten Schicksal merkt, dem er preisgegeben war. Eine grössere Strecke im Süden ist stark abgepflügt, und ein Teil des nördlichen Armes ist in der neuesten Zeit bis auf den

Grund abgegraben worden. Hier kann man sehen, dass der Wall ohne Holz und Stein aus sehr gemischtem Material, Erde von der Oberfläche, gelbem Untergrund und Torferde, kurz aus allem, was eben am nächsten lag, aufgeführt worden ist. Von Bedeutung für die Zeitbestimmung ist das Fehlen eines Grabens um den ganzen nördlichen Halbteil; man kann ungehindert bis zum Fuss des Walles gehen. Wenn der südliche Wallteil dagegen einen tiefen Graben an der auswendigen Seite teils gehabt hat, teils noch hat, so darf man diesen gewiss als eine spätere Hinzufügung betrachten, die vielleicht mit dem Margretenwall gleichalterig ist. Auf der nördlichen Seite sieht man, dass die Erde zum Wall einer breiten davor gelegenen Strecke entnommen ist, ganz so wie man sich das Material zu den Grabhügeln des Altertums verschaffte. Der Boden senkt sich gleichmässig gegen den Fuss des Walls, so dass die Höhe aussen bedeutend beträchtlicher ist als innen gegen den Platz zu. Erinnert man sich daran, dass der Stadtplatz auf Björkö von einem entsprechenden, nur viel niedrigeren, bogenförmigen Wall umschlossen ist, ebenfalls ohne vorgelagerten Graben, dass auch dieser Platz gegen den See zu offen ist, dass auch er wohlverborgen im Inneren des Landes liegt, doch mit dem Meere eine Wasserverbindung hat, so möchte man sagen, dass der Halbkreiswall eine Stadt aus derselben Zeit, nur von noch grösserer Bedeutung, umschlossen hat.

Eines jedoch scheint zu fehlen: ein festerer Platz, woher die letzte Verteidigung geführt werden konnte. Bei Birka findet sich eine solche Höhe auf der einen Seite des Stadtplatzes, ein isolierter Hügel mit einer kleinen Abplattung auf dem Gipfel, die durch eine Brustwehr geschützt ist. Aber auch der Stadtplatz an der Hadeby-Bucht ermangelt nicht einer Burg, und zwar liegt sie unmittelbar nördlich von ihm. Bei den älteren Historikern heisst sie »Höiborg« (Hochburg) oder »Markgrafenburg«, ebenso wie der Stadtplatz »Gammelborg« (alte Burg) oder »Oldenburg« genannt wird, Namen, die ohne historische Gewähr sind. Es ist das eine natürliche Erhöhung von länglicher Form mit sehr steilen Seiten. Um die oberste Fläche lief ein zum Teil noch heute erhaltener Erdwall ohne Graben, der eine Höhe von 6 Fuss erreicht. An den Längsseiten folgt der Wall dem Abfall des Hügels, während er an den schmäleren Enden quer über die Fläche gezogen ist, so dass ein Teil der letzteren

ausserhalb der Verschanzung bleibt. Im Inneren des Platzes ist ein Gruppe niedriger Grabhügel zu sehen.

Die beiden beschriebenen, mit Wällen umgürteten Plätze müssen ihrem gegenseitigen Verhältnis nach als ein Ganzes, eine Stadt mit ihrer Burg, aufgefasst werden. Gerade diese Situation beweist, dass der Halbkreiswall eine Stadt einschloss und nicht ein befestigter Platz anderer Art war. Man würde im Altertum keine Verschanzung unmittelbar unter einer Höhe angelegt haben, die dem Angreifer die beste Stellung bieten musste, und umgekehrt würde man den Hügel nicht befestigt haben, wenn ein so mächtiger Wall an seinem Fusse lag. Die beiden befestigten Plätze gehören zusammen und bilden ein Ganzes.

Ausser Birka ist auch Pedersborg, an dem innersten Winkel des Sorö-Sees (Seeland), ein Beispiel für eine Anlage ganz ähnlicher Art (Abb. 145): ein halbrunder Platz tief im Lande, offen gegen einen See zu, der damals gewiss in Verbindung mit dem Meere stand, gegen das Land zu von einem hohen und schweren Erdwall ohne umgebenden Graben umgürtet, und dazu die isolierte Höhe. Auf dem alten Burghügel ist später eine Kirche erbaut worden. Vom Walle hat nur ein 800 Fuss langes Stück die ursprüngliche Form bewahrt. Die Seiten heben sich steil zu einer Höhe von c. 20 Fuss senkrecht gemessen. Gegen die Zusammenstellung dieses Platzes mit Birka und mit dem Halbkreiswall darf nicht eingewendet werden, dass er nachgewiesenermassen nach Peder Torstensön, dem Besitzer der Burg um die Mitte des 12. Jhs., genannt ist. Er kann ganz wohl in älterer Zeit angelegt sein. Auch die Tatsache, dass im Frühmittelalter oft ähnliche Anlagen von Stadt und Burg in enger Verbindung vorkommen, hat nichts zu sagen. Von der mittelalterlichen Anlage ist ein Graben unzertrennlich, während die drei erwähnten Plätze dafür den hohen Erdwall haben, dem man sich merkwürdigerweise von aussen ungehindert nähern kann. Etwas anders steht es mit der Trælleborg, Ksp. Heininge, Amt Sorö. Zwar findet

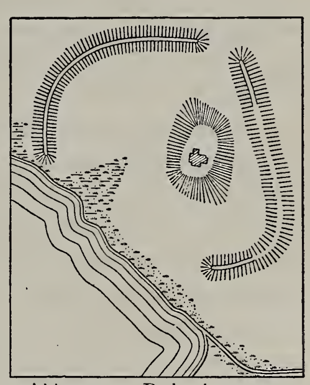


Abb. 145. Pedersborg am Sorö-See. Nach J. B. Löffler, *Sjællands Stiftslandsbykirker*, 1880.

sich auch hier ein hoher und schwerer, rundgebogener Erdwall um eine grosse Fläche; aber er ist im Winkel zwischen zwei Bächen errichtet und teilweise mit einem Wassergraben umgeben. Weder hier, noch bei Pedersborg, noch auf dem Platze an der Hadeby-Bucht ist etwas gefunden worden, was einen Anhalt zu einer Zeitbestimmung böte. Nur hie und da ist dunkle Kulturerde vorhanden, und nach unsicheren Berichten soll man auf Baufundamente gestossen sein.

War die Anlage an der Hadeby-Bucht eine Stadt mit ihrer Burg, so müsste sie doch wohl auch historisch bekannt sein. Der grosse und stark befestigte Platz liegt so nahe am Danevirke und an der Stadt Schleswig, dass er in einer gewissen Beziehung zu diesen zwei Punkten gestanden haben muss, von denen die mittelalterlichen Quellen erzählen; und über diese Stadt und Burg sollten sie schweigen? Bis jetzt hat man gleichwohl keine Erwähnung derselben in den mittelalterlichen Schriften gefunden.

Hält man sich an die archäologischen Zeugnisse, so steht die Sache etwas anders. Im Bogen um den südlichen Teil des Stadtwalles herum haben, in einem Abstand von 9—1400 Ellen, vier Runensteine gestanden: drei davon sind auf der Karte in Abb. 143 verzeichnet. Weshalb sind so viele Grabdenkmäler an diesem Orte errichtet worden? Der Grund dazu muss bei allen der gleiche gewesen sein und liegt sicherlich darin, dass sie mit der Stadt in einer gewissen Beziehung standen. Wurden sie vielleicht auf den Gräbern von Männern, die hier gewohnt und geherrscht hatten, oder auf den Gräbern von Feinden, die bei einer Belagerung der Stadt gefallen waren, errichtet? Der Abstand zwischen der Stadt und den Runensteinen liesse sich mit beiden Annahmen vereinbaren.

Diese Runensteine, die zu den merkwürdigsten Denkmälern des Altertums gehören, sind jüngst von L. Wimmer in Zusammenhang mit dem ganzen dazugehörigen Stoff einer Untersuchung unterzogen worden, welche reiche Ergebnisse gehabt hat.* Asfrid, Odinkars Tochter, hat zwei Steine zum Andenken an ihren und Gnupas Sohn, König Sigtrygg, errichtet. Sie wurden auf einem geweihten Platze aufgestellt, wo Asfrid schon früher ein Denkmal für König Gnupa errichtet hatte. Dies geschah um die Mitte des 10. Jahrhunderts. Der gemeinsame Grabplatz

* Ludv. F. A. Wimmer, De danske Runemindesmærker, Kjöbenhavn 1895.

dieser historisch bekannten Könige lag gewiss unfern von dem Orte, wo der eine der Steine gefunden wurde, c. 900 Ellen in gerader Linie vom Stadtwall. Später, gegen Schluss des Jahrtausends, errichtete Torlv, ein Gefolgsmann des Königs Sven Tveskjæg, einen Stein zum Gedächtnis des Schiffsführers (Steuermanns) Erik; derselbe wurde zwischen zwei Grabhügeln liegend gefunden. Endlich errichtete König Sven selbst einen Stein zum Andenken an seinen Gefolgsmann Skarde; dieser Stein lag am Fusse eines Hügels, worin man Reste eines Grabes fand, das nach Art der letzten Zeiten des Altertums eingerichtet war.

Da nun auf Eriks Stein zu lesen ist, dass er starb, »als tapfere Männer Hedeby belagerten«, auf dem Skardes, dass er »bei Hedeby starb«, und da man annehmen muss, dass Gnupa, Sigtrygg und Asfrid in Hedeby geherrscht haben, liegt der Schluss sehr nahe, dass dies der Name der Stadt war, bei der die Gräber und die Runensteine liegen.

Dies würde ganz mit dem »kleinen Stück dänischer Geschichte« stimmen, das Wimmer neulich aus den Runeninschriften herausgelesen hat, und ebenso gut mit dem, was die obige Betrachtung der verschiedenen befestigten Anlagen gezeigt hat. Der Schwede Olaf setzte sich in der ersten Hälfte des 10. Jhs. in Hedeby fest; nach ihm herrschte hier sein Sohn Gnupa, und nach diesem wieder sein Sohn Sigtrygg. Die Verteidigungswerke der Stadt können von den Schweden aufgeführt oder erweitert worden sein. War aber dieser feste Platz in feindlicher Hand, dann hatte Thyra alle Veranlassung dazu, das Kovirke aufzugeben, das Danevirke nicht zu dem Halbkreiswall zu ziehen, wie später Margarete that, und endlich die neue Verteidigungslinie weiter nördlich anzulegen. Lag Hedeby hier, so begreift man, dass Götrik seinen Wall weder weiter gegen Norden noch gegen Süden zu, sondern unmittelbar im Süden der Stadt erbaute, so dass die vielleicht noch unbefestigte Stadt zugleich geschützt wurde. Die Schweden hielten wohl die Stadt und die Umgegend das ganze Jahrhundert lang besetzt, bis Erik der Siegreiche die Feindseligkeiten wieder eröffnete und Sven Tveskjæg endlich die Stadt eroberte. Sie wurde damals zerstört und verlassen. Den festen Platz unmittelbar vor dem Danevirke, der so lange in feindlicher Hand gewesen war, wollte man nicht länger bestehen lassen. Die Einwohner zogen wohl in das nahe Schleswig, wo sie überdies durch das Danevirke gesichert waren. So erscheint der

immerhin etwas auffallende Doppelname, Hedeby und Schleswig, recht verständlich. Diese Zerstörung war es, die Eckehard, Bischof von Hedeby, im J. 1000 beklagt: »Mein Bistum ist mit barbarischer Grausamkeit entvölkert, die Stadt verlassen, die Kirche öde«. Diese Begebenheiten machen es sehr wahrscheinlich, dass die grosse und feste Stadt der Nachwelt als eine leere und namenlose Fläche überliefert worden ist. Auch der Platz der ebenso berühmten Stadt Birka mit ihren mehr als 2000 um sie liegenden Grabhügeln ist vergessen und namenlos gewesen.

Nach literarischen Quellen wird jedoch allgemein angenommen, dass der Platz des ältesten Hedeby nördlich von der Schlei, wo Schleswig liegt, gewesen sei, und dass beide Namen von Anfang an ein und dieselbe Stadt bezeichneten. Dann wäre es aber auffallend, dass die Herrscher der Stadt, Gnupa und Sigtrygg, so weit entfernt bestattet sein sollten, und dass König Sven, der bei der Belagerung nördlich von Schleswig gesessen haben muss, seine gefallenen Mannen bis auf die Südseite des Fjords hätte schaffen lassen. Man hätte die Leichen noch dazu über Wasser führen müssen, denn zu Lande wäre ein weiter Bogen um die sumpfigen Stellen an der Schlei zu machen gewesen. Es wäre ferner merkwürdig, dass ganz zufällig, bei einer Zwischenzeit von einem halben Jahrhundert, derselbe Grabplatz für die dänischen und für die schwedischen Männer gewählt worden wäre, in ähnlichem Abstand von diesem Rundwall, der trotz seiner Lage und Stärke unbekannt sein sollte.

Doch ist es nicht die Aufgabe des Verfassers, hier der allgemeinen Auffassung entgegenzutreten oder eine historische Untersuchung anzustellen; es ist nur dargelegt worden, was eine unabhängige Betrachtung der archäologischen Denkmäler zu lehren scheint. Die eigentliche Stütze für die Annahme, dass Hedeby nördlich der Schlei gelegen habe, ist wohl der Umstand, dass man für sicher hält, dass Ansgars Kirche dort gestanden habe.* Die Erbauung der ersten dänischen Kirche bei Sliasvig lässt sich aber ganz gut mit der Ansicht vereinbaren, dass Haidaby im 10. Jhd. an der Hadebybucht lag. —

Ein ganz anderes Gepräge als die langgestreckten Wälle, die grossen nationalen Schutzwehren des Altertums, haben die Burgen und Burgwälle, die rings im Lande zahlreich

* August Sach, Geschichte der Stadt Schleswig, Schleswig 1875.

vorkommen. Es sind kleine feste Plätze, Schutzwehren des Einzelnen, die für einen Vornehmen und seine Gefolgsschar erbaut sind, und mit mittelalterlichen Zuständen, dem mehr oder minder entwickelten Feudalwesen, im Einklang stehen. Obzwar sie meist namenlose Erdanlagen ohne Reste von Gebäuden sind und in historischen Schriften nicht erwähnt werden, kann doch kein Zweifel darüber bestehen, dass sie grösstenteils aus dem Mittelalter stammen.

Es ist jedoch eine ziemlich allgemein verbreitete Anschauung, dass mehr oder minder zahlreiche Burgwälle aus dem Altertum herrühren. Ihr primitives Gepräge — es sind nur Werke aus Erde und unbearbeiteten Steinen, woran sich Holzkonstruktionen geschlossen haben — und ihre Lage — bald an abseits gelegenen Stellen unmittelbar an der Küste, bald in unverkennbarer Verbindung mit einer mittelalterlichen Burg, welche historisch bekannt ist und an die Stelle der alten Burg getreten zu sein scheint — muss die Vorstellung herrorrufen, dass sie aus einer sehr alten Zeit stammen. Dazu kommen die unhistorischen Namen, »Burg«, »Burghügel«, »alte Burg«, »Burgwall« etc. Auch ist nicht zu vergessen, dass die Vikinger mit den Burgen anderer Länder, die sie erstürmten und zu eigener Verteidigung herrichteten, wohl vertraut waren. Das Danevirke liefert ferner den Beweis, dass gegen Ende des Altertums im Lande selbst feste Schutzwehren gebaut wurden. Es liegen somit genug Gründe vor zu untersuchen, ob einige der zahlreichen Burgwälle auf diese oder sogar auf eine noch ältere Zeit zurückgehen können. Doch ist diese Untersuchung sehr schwierig und bisher von Niemandem versucht worden. Nicht nur fehlen historische Nachrichten über die allermeisten der befestigten Plätze, die hier in Betracht kommen können, sondern wo solche vorliegen, vermehren sie vielleicht nur noch die Unsicherheit, da es möglich ist, dass sie einen Neubau auf weit älteren Plätzen betreffen. Vorhandene Reste von Gebäuden sind vielleicht nicht ursprünglich. Funde aus diesen Burgwällen liegen kaum vor, und wo doch irgendwelche vorliegen, können sie aus einer späteren Zeit der Besiedelung stammen. Nicht besser steht es mit den Namen. Eine alte Burg kann einen neuen Namen erhalten haben.

Bei einer archäologischen Behandlung der Burgwälle muss zunächst ausdrücklich hervorgehoben werden, dass bisher auf keinem einzigen befestigten Platze Sachen aus dem Altertum

gefunden worden sind. Die Stärke dieses negativen Beweises wird jedoch bedeutend abgeschwächt durch den Umstand, dass auch weder so viele noch so reichhaltige Funde von mittelalterlichen Sachen gemacht worden sind, dass sich aus ihnen ein chronologischer Anhalt ergäbe. Wie in anderen Ländern, so fehlen auch in Dänemark merkwürdigerweise charakteristische Kulturhinterlassenschaften aus den Anfängen des Mittelalters. Mehr zu bedeuten hat der Umstand, dass nirgends eine Verbindung der Burgwälle mit Gräbern des Altertums nachweisbar war. Bei keinem einzigen der zahlreichen ausgedehnten Begräbnisplätze in allen Teilen des Landes kommen Befestigungen von der in Frage stehenden Art vor. Daraus geht mit Sicherheit hervor, dass letztere nicht in die älteren Perioden, weder in die Bronzezeit noch in die früheren Abschnitte der Eisenzeit zurückreichen. In Bezug auf die Vikingerzeit steht die Sache insofern anders, als Gräber aus dieser Periode überhaupt ziemlich selten sind. Es wäre somit möglich, dass die Burgwälle in den letzten Abschnitt des Altertums zurückreichen können; dagegen spricht aber wieder der Umstand, dass sie mit den ältesten historisch oder sagenhistorisch erwähnten Punkten nicht näher zusammenhängen. Bei Jellinge, wo die grossen Grabhügel errichtet wurden, liegt kein Burgwall; kein Erdwall hat verraten, wo das alte Lethra (Leire) zu suchen ist.

Es gibt nur einen ganz sicheren Weg, die Antwort auf die Frage nach dem Alter der Burgwälle zu suchen, mit dem Spaten in der Hand. Damit hat man jedoch noch nicht begonnen, und diese nicht sehr dankbare Arbeit könnte erst nach einer Reihe von Jahren ein Resultat liefern. Bis dahin muss man den Ausweg einschlagen, zu suchen, ob sich in Dänemark Burgwälle finden, welche den gleichzeitigen, im 9. und 10. Jhd. in England, Frankreich und Deutschland angelegten entsprechen, und dann zu sehen, ob sich diese Burgwälle merkbar von den Anlagen unterscheiden, welche mit grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit dem christlichen Mittelalter zugesprochen werden können.

Unter Berücksichtigung dieser zwei Gesichtspunkte wird man eine Reihe von Burgwällen finden, die durch gewisse Eigentümlichkeiten zu einer eigenen Gruppe vereinigt erscheinen. Man hat dazu festen Grund und hohes Terrain gewählt, so dass die Holzburg selbst auf einem hohen Platz, der von steilen Abhängen umgeben war, errichtet werden konnte. Bei der Anlage wurde

namentlich darauf Gewicht gelegt, den Verteidigern eine hohe Stellung gegenüber dem Angreifer zu sichern. Die Abhänge des Hügels selbst wurden jedoch nicht zur Verteidigung verwendet. Auf dem obersten Teile des Hügels wurde ein kleinerer Platz abgesteckt, so dass ein grösserer oder geringerer Teil des Hügels ausserhalb zu liegen kam. Die Erde aus dem Graben wurde teils auf dem inneren Platz, teils vor dem Graben abgelagert. Der äussere Teil des Hügels erhielt dadurch mehr oder minder das Aussehen eines Walls, und in den Beschreibungen dieser Plätze wird denn auch beständig von Wällen gesprochen. Der um den Burgplatz liegende Teil des Hügels hat jedoch nicht als Wall gedient und gewiss keine Schutzwehr, nicht einmal Palissaden gehabt. Er ist gewiss nichts anderes als jene Partie des Hügels, die zur Verteidigung unbrauchbar befunden und daher in die Anlage nicht mit einbezogen worden ist. Man hat sich nicht darum bekümmert, dass der Angreifer bis knapp an den Grabenrand kommen konnte; hier wurde er mit Pfeilen und Speeren empfangen. Diesen war er auch bei dem weiteren Vordringen in den Graben auf der ersten Böschung und beim Erklimmen des centralen Platzes ausgesetzt. Eine Eigentümlichkeit dieser Plätze ist ferner die untergeordnete Rolle, die Wasser und Sumpf bei der Verteidigung spielen. Zwar wählte man gern eine Höhe, die mehr oder minder vollständig von Wasser umgeben war, und legte die Burg oft auf dem Rande eines Steilufers am Meere an; der Graben selbst aber war nicht mit Wasser gefüllt, oder das Wasser hatte wenig zu bedeuten. Später, im Mittelalter, befolgte man ganz andere Prinzipe: die Burg wurde in einen See oder Sumpf verlegt; man suchte zwischen Verteidiger und Angreifer mehr Abstand als Höhe zu legen. Bei hohen Hügeln wurden die natürlichen Abhänge zur Verteidigung benutzt, und man hob keinen Graben aus.

Abb. 140 zeigt einen Burgwall auf der kleinen Insel Hjelm an der Ostküste von Jütland. Die ganze Insel ist wie eine Festung geformt; aus dem flachen Strand steigen Steilufer auf, und nur ein paar schmale und steile Spalten geben Zugang zu der schwach gewellten Fläche. Gegen Süden ist der Gipfel eines gegen das Meer steil abfallenden Hügels zu einem Burgplatz umgewandelt, indem die Spitze durch einen eingeschnittenen Graben vom Fuss des Hügels getrennt ist. Der Graben endet zu beiden Seiten offen im Steilufer und ist somit trocken; sollte man vermuten, dass dies von Erdabrutschungen des Steilufers herrühre, so zeigt doch das wechselnde Niveau des Grabens, welcher der Steigung und Senkung des Hügels folgt, dass er nicht auf Wasser berechnet ist. Der konische Burgplatz selbst ist gut erhalten; doch der Graben und die daranliegende Kante des Hügels sind etwas planiert. Die

kleine Insel besitzt auch im Westen einen grösseren, doch stärker zerstörten Burgwall gleicher Art mit einem tief eingeschnittenen, bogenförmigen Graben. Der abgebildete Burgwall gehört zu den kleinsten bekannten; er ist am Fusse 65 Fuss breit und erhebt sich 17 Fuss über den Boden des Grabens. Zu den grössten Anlagen dieser Art gehört Vestborg auf Samsö mit zwei konzentrisch bogenförmigen, tief eingeschnittenen Gräben in dem hohen Hügel, der steil in das Meer abfällt. Der Oberteil des Burgplatzes ist gegen 300 Fuss breit. Abb. 146 zeigt Söborg, unmittelbar an der Küste, ganz in der Nähe von Strib Færgegaard, im nördlichen Fünen. Der äusserste Teil eines in die Niederung verlaufenden Hügels ist durch einen Graben abgeschnitten, und in der auf diese Weise abgesonderten Partie ist ein kreisförmiger Graben um einen konischen Burgplatz gezogen. Der Fuss des Hügels liegt um ihn wie ein Ring, und hebt sich 6 Fuss über den Boden des Grabens, der Burgplatz selbst aber 20 Fuss.

Der Burgwall Sjörringvolde, eine Meile westlich von Thisted, Jütland, weicht im Plane nicht besonders ab (Abb. 147). Dieser mächtige Platz ist halb in



Abb. 146. Söborg in Nordfünen.

einer natürlichen Erhöhung angelegt, halb auf Moorgrund an der Wasserverbindung zwischen dem Sperring- und dem Sjörring-See aufgeworfen. Tiefe Gräben trennen den viereckigen Burgplatz von dem umliegenden hohen Erdkranz, der zum grössten Teile natürliche Bodenerhebung ist. Von verschiedenen Seiten betrachtet könnte er für einen Wall gelten, doch ist gegen Norden zu der äussere Abfall ganz flach. Der Angreifer konnte unbehindert bis zum Grabenrand vordringen; erst hier begann die Verteidigung und entwickelte ihre Kraft namentlich in dem Moment, wo die Angreifer den 20′ hohen centralen Platz erklommen. Der gegenwärtig unter öffentlichen Schutz gestellte Platz hat früher Schaden gelitten, namentlich die Ecke des äusseren Erdkranzes, welche in der Abbildung vorn liegt, wurde bei einer Weganlage abgegraben. Die Eigentümlichkeit dieser Befestigungen tritt bei dem viereckigen Burgwall Kalö in der Aarhusbucht (Jütland) stark hervor. Im Oberteil des hohen, vom Meer umgebenen Hügels ist ein tiefer Graben gezogen. Der Hügel fällt steil in das Meer ab; im späteren Mittelalter würde man die Ringmauer längs seines Randes angelegt haben. Erst wenn man diesen erstiegen hat, steht man vor dem tiefen und breiten Graben, der den Platz umgiebt. Ebenso ist Næsbyhoved bei Odense (Fünen) angelegt. Auf dem obersten Teile eines ausgedehnten Hügels, der von Wasser und

tiefen Niederungen umgeben ist, ist der viereckige Burgplatz durch einen tief ausgehobenen Graben, dessen Boden 25—30 Fuss unter der Oberfläche des Platzes liegt, abgesteckt; aussen findet sich kein Verteidigungswall, sondern nur der natürliche Hügel, der sich mit einem breitwelligen Abfall zu den umliegenden Niederungen senkt. Neben diesen grossen Burgwällen kann als Beispiel für eine der kleinsten Anlagen dieser Art der rechteckige, durch einen Quergraben geteilte Platz bei dem Herrenhofe Hald, südlich von Viborg (Jütland), genannt werden. In die hohe Hügelfläche ist ein tiefer Graben eingeschnitten; der Platz muss sich ursprünglich c. 20 Fuss über den Boden des Grabens erhoben haben, und was sich hier an Wasser gesammelt haben kann, ist nur unbedeutend gewesen. Dicht daneben liegen niedrig und vollständig von Wasser umgeben zwei grosse mittelalterliche Burgplätze, die nach einander den ältesten Wallplatz abgelöst haben, und das heutige Hald liegt unweit davon auf einem vierten Platze.

Wie diese und mehrere ähnliche Plätze sich einerseits deutlich von den mittelalterlichen Burgen in Dänemark unter-

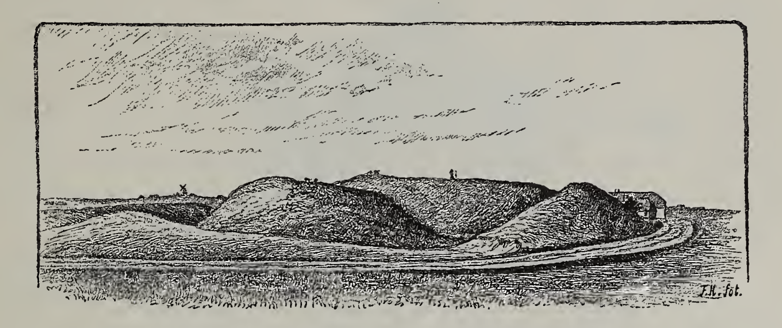


Abb. 147. Sjörringvolde bei Thisted, Jütland.

scheiden, so sind sie anderseits wesentlich mit den Burgwällen verwandt, die in England und Frankreich auf das 9. oder 10. Jhd. zurückgeführt werden und in anderen Ländern jedenfalls für die ältesten angesehen werden. Dies gilt jedoch namentlich von den runden, konischen Burganlagen mit abgeflachter Spitze, wogegen die regelmässig viereckige Anlage auch dem 11. Jhd. zukommt. Die genannten grossen Burganlagen bei Sjörring, Kalö und Næsbyhoved können somit aus dieser späteren Zeit herrühren. Die Burganlagen des romanischen Mittelalters entfernen sich erst nach und nach von dem Brauche der karolingischen Periode, und genauere Unterscheidungen werden sich somit auch in Dänemark nicht vornehmen lassen.

Bei ihrer weiten Verbreitung sind diese Burgwälle sehr oft Gegenstand von Besprechungen geworden, doch hat sie noch

niemand im Zusammenhang behandelt, und wie ihr Alter, so ist auch ihr eigentliches Wesen und ihre Bestimmung verkannt worden. Sie scheinen überall vorzukommen, doch vorzugsweise dort, wo die Bodenverhältnisse Erdarbeiten gestatteten und wo nicht Felsformationen isolierte steile Höhen boten, die keiner Gräben bedurften.

In Frankreich haben Viollet-le-Duc* und schon vor diesem de Caumont** darauf hingewiesen, dass diese ältesten Burgen mit der Entwicklung des Lehenswesens im 10. Jhd. zusammenhängen. Ein in die natürliche Bodenerhebung tief eingeschnittener Graben isoliert den eigentlichen Burgplatz, *la motte*, um welchen ein niedrigerer und grösserer, schwach befestigter Platz liegen kann***. Von dieser Art sind die auf der Tapete von Bayeux dargestellten Burgen aus der Mitte des 11. Jhs. (Abb. 148). Auf dem gewölbten Burgplatz steht ein Holzbau; an seinem Fuss erblickt man zu beiden Seiten den Graben, und jenseits desselben den äusseren Teil des Hügels — nicht einen Wall, denn er zeigt keine Wehr, nicht einmal eine Reihe von Palissaden. Eine Brücke geht quer über den Graben und an der Aussenseite des Hügels ganz herab. So ungefähr mögen auch die ältesten Burgen in Dänemark ausgestattet gewesen sein.

Dem entsprechen auch die zahlreichen *moated mounds*, im mittelalterlichen Latein *motae*, die in England und Südschottland zerstreut liegen†. Sie sind von Geo. T. Clark†† zuerst genauer untersucht worden; sie stammen nach ihm aus der angelsächsischen Zeit, und zwar aus dem 9.—10. Jhd. Mehrere davon spielten eine Rolle bei der Abwehr der Dänen; andere scheinen von den Vikingern errichtet worden zu sein. Den Kern dieser Burgen bildet der hohe, selten viereckige, meist konische Hügel mit abgeflachtem Gipfel, umgeben von einem tiefen Graben, aus dem die Erde in die Mitte des Burgwalls geworfen

---

* Viollet-le-Duc, Dictionnaire de l'architecture, Paris 1875, III. 62.

** de Caumont, Abécédaire, Paris 1858, 2. édit., S. 305.

*** Vgl. z. B. Mémoires de la Société des Antiquaires de Picardie, Paris 1873, III, 353. Mémoires des Antiquaires de France, Paris 1872, XXXIII, S. 106.

† Vgl. z. B. Proceedings of the Society of Antiquairies of Scotland, Edinburgh, 1889/90, S. 281; 1890/91, S. 208, 352; 1891/92, S. 117; 1892/93, S. 134, 383. Transactions of the Cumberland and Westmoreland antiquarian Society, Kendal 1887, X, 178; 1888, XI, 404.

†† Geo. T. Clark, Mediæval military architecture in England London 1884, I, 12.

worden ist. Viele dieser Plätze gleichen den besprochenen dänischen Anlagen auf das genaueste; nur ist gewöhnlich wie in Frankreich ein tiefliegender, schwächer befestigter Platz hinzugefügt. Ursprünglich befanden sich hier nur Holzbauten; der Graben war nicht für Wasser berechnet.

In Norddeutschland erkannte Lisch* zuerst den Unterschied zwischen diesen hohen Plätzen und den tiefliegenden, von Sumpf umgebenen slavischen Burgen, die mit einem Ringwall umgeben sind. Auf Rügen sind der Platz bei Wenz und die sogenannte Herthaburg charakteristische Beispiele für Anlagen dieser Art.** Ähnliche, bald sehr imposante, bald ganz kleine Anlagen kommen ferner in Holstein und Lauenburg,

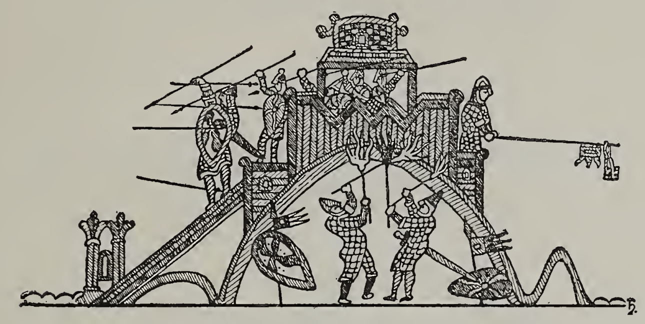


Abb. 148. Burg Dinan auf der Tapete von Bayeux.

Ost- und Westpreussen, Kurland, Posen, Österreich, Steiermark und der Schweiz vor.***

Es herrscht durchwegs eine Tendenz, das Alter dieser Burgen sehr hoch anzuschlagen, und es muss eingeräumt werden, dass sichere Anhaltspunkte für eine Datierung überall in gleichem Maasse fehlen wie in Dänemark. Hauptsächlich gehören sie aber doch sicherlich derselben Zeit an wie die entsprechenden Burg-

* Lisch, Mecklenburgische Jahrbücher, Schwerin 1873, 38, S. 161.

** Baltische Studien, Stettin 1870, 24, S. 265.

*** Vgl. z. B. Zeitschr. f. Ethnologie, Berlin 1877, Verhandl. S. 246; 1880, Verhandl. S. 168; 1884, Verhandl. S. 442. A. Lissauer, Die prähistor. Denkmäler der Prov. Westpreussen, Leipzig 1887, 173; Schriften der naturforsch. Gesellsch. in Danzig, 1876, N. F. IV, A. Lissauer, Drei Ringwälle, 4. Schriften der physik.-ökon. Gesellsch. zu Königsberg 1874, XV, S. 19. Mitteil. d. anthrop. Gesellsch. in Wien 1875, V, S. 173; 1882, XI, S. 63; 1883, XIII, S. 48; 1885, XV, Verhandl. S. 75.

wälle in England und Frankreich. Es sind die ältesten persönlichen Burgen, ein echt mittelalterliches Phänomen, das sich mit den neuen sozialen Verhältnissen, die sich überall bildeten, einstellte. Das älteste Mittelalter fällt aber im Norden mit dem letzten Abschnitt des Altertums zusammen. Sollte irgend eine Form der Burgwälle in Dänemark aus dem Altertum stammen, so müsste es diese sein. Wahrscheinlich verhält es sich wirklich so; einen eigentlichen Beweis werden jedoch, wie bereits erwähnt, nur weitläufige Nachgrabungen erbringen können.



Abb. 149. Die Jellingehügel, von Norden gesehen.

XIII. GRÄBER, BESTATTUNGSARTEN, GEDENKSTEINE.

Die Monumente von Jellinge. — Nachgrabungen und Funde. — Auffassung der Denkmäler von Jellinge. — Die Gräber aus der Vikingerzeit. — Männliche und weibliche Grabausstattung. — Die Gräberfelder in Vendsyssel. — Schiffsetzungen und dreieckige Hügel. — Die Gräber auf Bornholm. — Bautasteine. — Runensteine. — Die jüngeren Runen. — Inhalt der Inschriften. — Gegenwärtiger Standort der Runensteine.

In Jütlands Mitte, wo der Hauptweg durch die Halbinsel schon in ferner Vorzeit führte, erheben sich hoch und in weitem Umkreise sichtbar die zwei grössten Grabhügel des Landes. Um sie liegt ein freundliches Dorf. Die kleine Kirche liegt zwischen den Hügeln, und vor ihrer Thüre stehen auf dem Friedhof die zwei Runensteine, die Gorms und Thyras Namen tragen.*

Bei Saxo lesen wir, dass König Harald unter grossen Feierlichkeiten seine Mutter bei Jellinge nicht weit von dem

* Ludv. F. A. Wimmer, De danske Runemindesmærker, I, Kph. 1895. — J. Kornerup, Kongehöiene i Jellinge, Kph. 1875. — C. Engelhardt, Aarb. f. nord. Oldkynd. 1876, 104.

Hügel, in welchem Gorm ruhte, bestattete, an der Stelle, wo die Kirche zwischen beiden Hügeln liegt. Ähnlich berichtet Sven Aagesön, dass Harald seine Eltern in zwei ganz gleichen Hügeln bestattete. Die beiden ältesten Geschichtschreiber Dänemarks bezeichnen den Ort und erwähnen die Hügel, doch nicht die Runensteine. Von diesen hörte man zuerst, als der Lehnsmann auf Koldinghus im J. 1586 den grösseren Stein ausgrub, der von Erde bedeckt auf dem Friedhofe lag. Kurz darnach, im J. 1591, kam der hier in Abb. 150 reproduzierte, für die Auffassung der Denkmäler sehr wichtige Prospekt heraus; der kleinere Stein ist auf dem Gipfel des südlichen Hügels zu sehen,

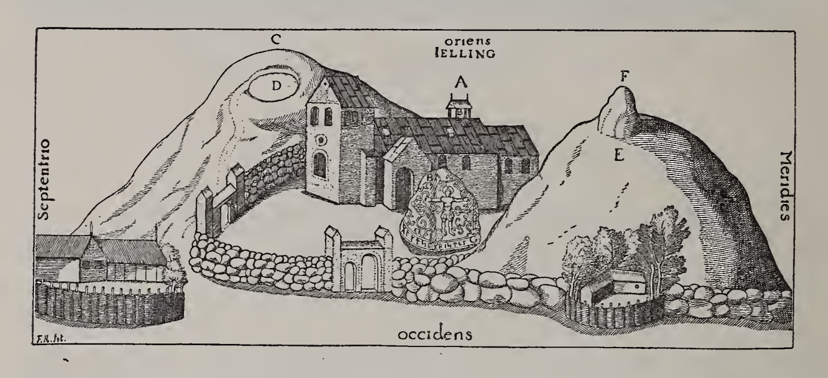


Abb. 150. Prospekt der Jellingehügel aus d. J. 1591. A. Kirche. B. Der grössere Runenstein. C. Der nördliche Hügel. D. Teich auf dem Gipfel des Hügels. E. Südlicher Hügel. F. Der kleinere Runenstein. (Nach Wimmer, De danske Runemindesmærker).

der grössere mitten zwischen den Hügeln. Zugleich wurden beide Runeninschriften teilweise reproduziert und gedeutet. Etwa dreissig Jahre später, als Ole Worm Jellinge besuchte und darnach die Inschriften in seinen *Monumenta Danica* behandelte, standen beide Steine auf ihrem gegenwärtigen Platz, vor der Kirche und neben einander.

Der kleinere Stein wird von Wimmer gelesen: »König Gorm errichtete dieses Denkmal nach Thyra seiner Gattin, Dänemarks Rettung (*tanmarkaʀ but*)«; der grössere: »König Harald befahl dieses Denkmal zu errichten nach Gorm seinem Vater und Thyra seiner Mutter, der Harald, der sich ganz Dänemark und Norwegen unterwarf und die Dänen zu Christen machte«. Die Hügel haben noch ihre ursprüngliche Form, nur sind sie

oben gewiss flacher als sie ursprünglich waren. Sie haben einen Durchmesser von 200—220 Fuss und erheben sich 20—30 Fuss über das Bodenniveau ihrer Umgebung.

Die alten Geschichtschreiber berichten also, dass Thyra nach Gorm starb; die Runeninschrift scheint zu sagen, dass Gorm seine Gattin überlebte. Wo die Steine ursprünglich standen, ist Zweifeln unterworfen, und ebenso unsicher ist, welcher Hügel Gorm und welcher Thyra bedeckt. In dem Prospekt von 1591 steht der Gedenkstein für Thyra auf dem südlichen Hügel; seit alten Zeiten aber trägt dieser den Namen Gorms, der nördliche

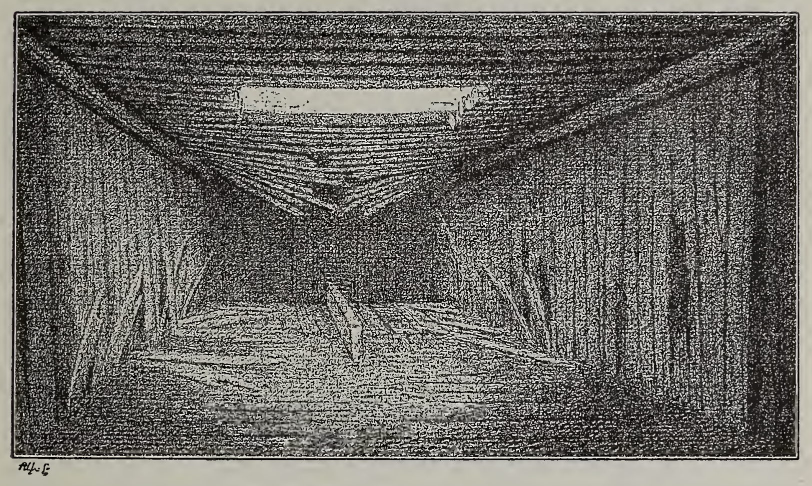


Abb. 151. Grabkammer im nördlichen Jellingehügel. Nach Abbildungen und Berichten von den Untersuchungen in den Jahren 1820 und 1861.

den Thyras, ungewiss mit welcher Gewähr. Diese Verhältnisse im Zusammenhang mit der Auffassung der Inschriften sind, man kann sagen seit Beginn des vorigen Jahrhunderts, Gegenstand von Diskussionen.

Wiederholte Nachgrabungen in beiden Hügeln haben die Zweifel nicht behoben. Auf dem Gipfel des nördlichen Hügels hatte sich seit Menschengedenken ein grosses mit Wasser gefülltes Loch befunden — es ist auch auf dem Prospekt von 1591 vermerkt —, woher die Bewohner von Jellinge Wasser holten. Es war ein tiefer Teich, in welchem viele Karauschen lebten. König Frederik IV. liess bei einem Aufenthalte in der dortigen

Gegend im J. 1704 eine Nachgrabung im Hügel vornehmen, und seit der Zeit sank das Wasser im Teiche, bis es endlich im J. 1820 vollständig austrocknete. Die Bauern machten sich nun daran, auf dem Boden des Loches zu graben, um den vermeintlichen Quellenursprung wieder freizulegen; statt dessen aber stiessen sie auf eine grosse, aus Holz gebaute Grabkammer (Abb. 151). Prof. Finn Magnussen, der gerade auf einer antiquarischen Reise nach Jütland begriffen war, bekam davon zu hören und untersuchte die Kammer, worauf die Kommission für die Konservierung der Altertümer ihre Reinigung veranlasste. Dabei zeigte sich nun zunächst, dass das Loch auf dem Gipfel des Hügels von einer alten, vollständig in Vergessenheit geratenen Ausgrabung herrührte. Diese muss im Mittelalter vorgenommen worden sein; König Frederik IV. hat an einer anderen Stelle graben lassen und ist nicht in das Innere des Hügels vorgedrungen. Dann aber gewann man merkwürdige Aufschlüsse über die Grabkammer, die noch erhalten war, obzwar sie stark gelitten hatte und die Balken der Decke und die Wandplanken zerbrochen und gesprengt waren. Der Inhalt an Altertümern dagegen war gering. Grabräuber hatten entwendet, was von Wertsachen hier vorhanden gewesen war. Sie haben vier Balken der Decke durchhauen und sich so Zugang zu der Kammer verschafft.

Die Länge der Kammer betrug inwendig 10 Ellen 19 Zoll, die Breite 4 Ellen $3^1/_2$ Zoll, die Höhe 2 Ellen 8 Zoll. Um die Kammer herum traf man auf allen Seiten eine 4–5 Ellen dicke Wand von festgestampftem Lehm, und um diese wieder eine Steinschicht. Zu oberst, mit den Enden auf dem Thon ruhend, lag beiderseits in der Längsrichtung der Kammer je ein schwerer Baumstamm. Darüber streckte sich die Decke, hergestellt aus 25 Eichenstämmen, die quer über die Kammer gelegt waren und über die Thonwände hinausragten. Auf ihr lagen mächtige Steinschichten. Die Wände der Grabkammer waren von Brettern gebildet, die in den Grund eingelassen und mit dem anderen Ende hinter den langen Stämmen unter der Decke eingesetzt waren. Auch eine äussere Bretterverkleidung hatte existiert, von der unter der Decke Reste bemerkbar waren, doch war sie stark vermodert. Der Boden war mit c. 1 Zoll dicken Brettern belegt, die auf einem festen Thongrund ruhten. Über die grössere Hälfte der Kammer liefen sie in gleicher Richtung mit den Längsseiten, und der Fussboden war hier durch eine auf die Hochkante gestellte Planke in zwei Partien geteilt. Auf dem übrigen Raum, unter dem alten Durchbruch der Decke, lagen die Bretter in entgegengesetzter Richtung.

Hier fanden die Bauern einen stark vermoderten mannslangen Sarg, der mit Eisennägeln zusammengenagelt, mit Fell bekleidet und mit Schnüren aus Rinderhaaren gedichtet war. Zwei Tragringe von Eisen wurden an den Langseiten gefunden. In diesem Sarge muss die Leiche gelegen haben. Reste ähnlicher

Särge kennt man aus anderen Gräbern (s. S. 254). Knapp daneben lag auf dem Fussboden das einzige wertvolle Fundstück, ein kleiner, oft abgebildeter Silberbecher, aussen mit Tierfiguren verziert (Abb. 162), innen mit einer dicken Goldplatte belegt. Sonst fand man nur einige Beschläge von vergoldeter Bronze zu einem kleinen Holzkästchen, zwei kleine Vogelfiguren, ebenfalls von vergoldeter Bronze, kleine Bruchstücke von ornamentiertem Silberblech, dünne Bronzeplatten mit durchbrochenem Muster, ein kleines Stück roten Seidenstoff u. a. m. Dazu kommen endlich noch verschiedene geschnitzte Holzplatten mit

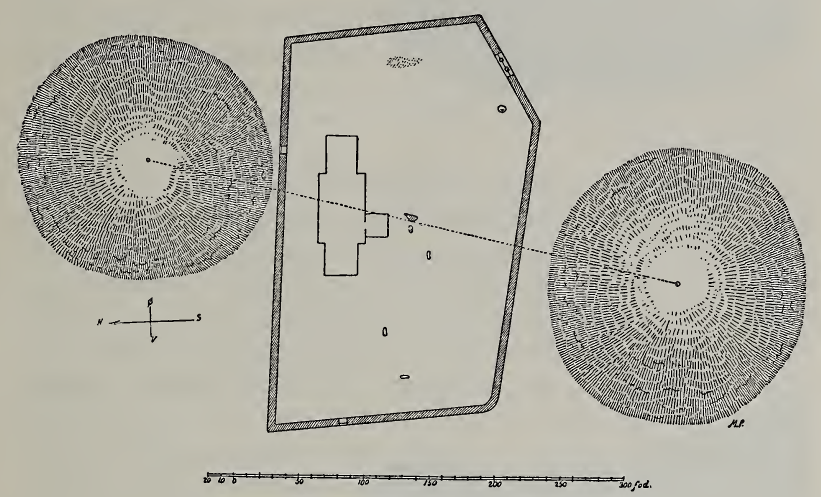


Abb. 152. Plan der Jellingehügel. Nach Wimmer.

gut erhaltenen gemalten Ornamenten, mit dem Hobel profilierte Holzstücke, sowie Reste von Federn und Daunen, wahrscheinlich von Kissen, auf denen die Leiche geruht hat, wie dies z. B. in dem unten besprochenen Mammen-Grabe der Fall war.

Es war somit nicht gerade viel, was man in der stattlichen Grabstube eines königlichen Herrschers gefunden hat. Schon im Mittelalter war sie ausgeplündert worden; nun wurde sie unvermutet von Unkundigen entdeckt und durchwühlt und darauf von einem Kapitän des Wegamtes gereinigt. Was gefunden wurde, war doch zum Teile von bedeutendem Interesse, und noch merkwürdiger war die aus Holz erbaute Kammer ohne Eingang, tief in dem grossen, hauptsächlich aus Heidetorf aufgeschütteten

Grabhügel. Ganz natürlich musste daher der Wunsch erstehen, das Grab in dem anderen, noch ungeöffneten Hügel, der mit Gorm in Verbindung gebracht wird, zu finden. Die Untersuchung wurde im J. 1861 von König Frederik VII. unter Worsaaes Leitung vorgenommen. Es war eine grosse und schwierige Arbeit, blieb aber ganz resultatlos. Man grub sich in Flucht mit dem Umgebungsniveau durch Minen bis in die Mitte des Hügels ein, und von dort wurden Gänge und Bohrungen nach allen Seiten hinausgeführt. Man fand nichts. Gleichzeitig ging man abermals von oben in den s. g. Thyra-Hügel herab, um die Kammer zu restaurieren; ein Zugang zu ihr wurde von dem Fusse des Hügels aus angelegt und die äusseren Beschädigungen beider Hügel durch die älteren und neueren Nachgrabungen wurden mit Erde ausgefüllt und bedeckt. Später musste der Zugang zur Grabkammer geschlossen werden, da das Holzwerk beständig faulte.

Die vorgenommenen Nachgrabungen haben die an die Jellinge-Denkmäler geknüpften Fragen nicht beantwortet. Gleichzeitige Inschriften und mittelalterliche Berichte stehen dauernd in Widerspruch mit einander. Von den gefundenen Altertümern gibt keines einen Fingerzeig, ob Gorm oder Thyra oder ob vielleicht beide in dem nördlichen Hügel begraben worden sind. Wer von ihnen in dem südlichen Hügel bestattet ist, oder ob dieser, wie man einmal vermutet hat, nur ein leerer Gedenkhügel ist, darüber lässt sich noch immer streiten. Diese Fragen werden ihre Lösung erst erfahren, wenn auch im »Hügel Gorms« das Grab gefunden sein wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass es tiefer liegt, als man im J. 1861 es zu suchen Veranlassung hatte, unter dem ursprünglichen Bodenniveau. Dort wird man gewiss einmal versuchen es zu finden, und gleichzeitig wird der Platz bei dem grossen Runenstein auf dem Friedhof untersucht werden. Diese, unter den obwaltenden Verhältnissen allerdings etwas bedenklichen Nachforschungen werden Ergebnisse von grösster Bedeutung und vielleicht von ganz unerwarteter Art liefern können.

Bis dahin muss man die Monumente so gut als es geht nach dem vorliegenden Material zu verstehen suchen (Abb. 152). In vielen Beziehungen scheint C. Engelhardts Auffassung, die jüngst von L. Wimmer weiter entwickelt und näher begründet worden ist, befriedigend zu sein. Der grosse Runenstein steht

genau in der Mitte zwischen den Hügeln, die einen gegenseitigen Abstand von c. 200 Fuss haben; dies muss daher sein ursprünglicher Standort sein. Als die Kirche um die Mitte des 12. Jhs. erbaut wurde, respektierte man das ehrwürdige Denkmal, und die Kirche wurde daher unsymmetrisch zwischen den Hügeln angelegt. An mehreren Stellen des Friedhofs sind grosse spitze Steine gefunden worden; sie haben möglicherweise zu einem zusammenhängenden Steinkreis gehört, der den Fuss der Hügel berührte und sie und den Runenstein zu einem grossen zusammengehörigen Denkmal verband.



Abb. 153. Armband von Seide. 2/3.

Der kleinere Runenstein muss ursprünglich auf dem südlichen Hügel gestanden haben, wo ihn der Prospekt von 1591 zeigt. Hier wurde folglich Thyra bestattet, nicht, wie die mittelalterlichen Quellen berichten, von König Harald, sondern von Gorm. Eine gleichzeitige Runeninschrift muss mehr Glauben verdienen als die um Jahrhunderte späteren Berichte. Die gewöhnliche Beziehung des nördlichen Hügels auf Thyra, des südlichen auf Gorm muss daher verworfen werden.



Abb. 154. Ornamentiertes Beil aus dem Grabe bei Mammen. 1/3.

Ein und den anderen Beitrag zum Verständnis der Jellinge-Denkmäler geben die gleichzeitigen Gräber und ihre Ausstattung.* Nach der langen Unterbrechung in der nachrömischen Zeit tritt diese Art von Denkmälern wieder klarer hervor, zugleich aber mit der Abwechslung und dem Schwanken in der Bestattungsweise und mit den lokalen Verschiedenheiten, die oben für den älteren Abschnitt

* Aarb. for nord. Oldkynd. 1869 203; 1881, 140; 1892, 319. Über die verschiedenen Arten von Altertümern vgl. Soph. Müller, Système préhist.

der Eisenzeit nachgewiesen wurden (S. 72 ff.). Und doch scheint es, als ob die Vorstellungen, die sich an das Grab und ein jenseitiges Leben knüpften, wieder eine festere Form angenommen hätten. Nur eine einzige, aber starke und allmählig siegende Macht griff jetzt in die heidnischen Vorstellungen ein, das Christentum.

Am deutlichsten erkennt man dies auf der jütischen Halbinsel bis zum Limfjord und auf der fünisch-seeländischen Inselgruppe. Die Leichenverbrennung hat vollständig aufgehört oder fand nur ganz vereinzelt statt. Die Gräber liegen meist einzeln; grosse Gräberfelder sind unbekannt. Die Leiche liegt oft in einem Holzsarge, der mit Winkelbändern und Eisennägeln verbunden und mit Tragringen versehen war (Abb. 157). Die Gesamtzahl solcher Funde ist nicht gross. Alle diese Verhältnisse zeigen, wie die heidnische Bestattungsweise nach und nach von der christlichen beeinflusst wurde und ihr zu weichen begann. Auf Seeland sind nur ganz vereinzelte Grabhügel aus der Vikingerzeit getroffen worden. In der Regel wurde der Tote unter flachem Felde bestattet. Nur auf der Forlev-Feldmark, bei Slagelse, sind mehrere beisammen liegende Gräber aufgedeckt worden, im ganzen etwa ein Dutzend. Sie waren in geringer Tiefe angelegt und mit Steinen bedeckt. Die Ausstattung war ärmlich, da den meisten Leichen nur ein Messer, ein Wirtel, eine Nadel o. ä. beigegeben war. In Jütland dagegen sind die Gräber fast immer mit einem Hügel bedeckt. Doch führte man nur selten neue Hügel auf; gewöhnlich legte man das Grab in einem älteren Hügel an, ziemlich häufig sogar in Hügeln aus der Bronzezeit. Dies geschah selbst, wenn der Bestattete, wie aus der Ausstattung hervorgeht, ein vornehmer Mann war. Bisweilen ist das Grab tief unter dem Boden eines Hügels angelegt. So z. B. stand bei Mammen im Amte Viborg ein 5 Ellen langer Holzsarg 5 Fuss unter der natürlichen Bodenfläche, bedeckt von einem grossen Hügel. Auch einzelne längliche Grabhügel scheinen sich auf diese Zeit zurückführen zu lassen, und bisweilen sind an der Grabstätte Steinreihen errichtet worden.

In dem soeben erwähnten Grab bei Mammen lag die Leiche auf Daunenkissen. Teile der Kleidung, brodierter Wollstoff (S. 279) und gold- oder silberdurchwirkter Seidenstoff, sowie Pelzbesätze sind hier und in anderen Gräbern gefunden worden. Zwei gefütterte Bänder von Seide mit eingewebten Mustern in Gold sind um die Handgelenke getragen worden (Abb. 153).

Die Leiche wurde also in voller Bekleidung bestattet. Beigegeben waren zwei Beile, eines (Abb. 154) vollständig bedeckt mit Silberornamenten, unter denen sich ein im Stile der Zeit korrekt gezeichneter Vogel mit zurückgebogenem Kopf befindet, umschlungen von dem gewöhnlichen Nackenband und den bandförmig verlängerten Flügeln. Ausserdem fand man zwei grosse Holzeimer, einen Bronzekessel und eine fast ellenlange, unten 4 Zoll breite Wachskerze.

Die Ausstattung war jedoch keineswegs immer reich; sehr oft wurde nur ein Eisenmesser beigegeben, das sozusagen mit zur Tracht gehörte. In einer Reihe von Gräbern fand man nur je ein schweres Eisenbeil; dieses ist somit oft die einzige Waffe gewesen. In verschiedenen anderen Gräbern dagegen hat man eine vollständigere Waffenausstattung getroffen: ein langes und breites, zweischneidiges Schwert mit schweren Parierstangen und grossem Knauf, wesentlich den gleichzeitig im Auslande gebrauchten Schwertern gleichend (Abb. 153), einen Speer, ein Beil und eine Eisenbuckel, welche die Mitte des Schildes bedeckte. Nicht selten ist ein ganzes Reitzeug hinzugefügt, hohe Steigbügel, Sporen mit langem Stachel, ein schweres Gebiss mit Stangen, eine Konstruktion, die erst damals in Gebrauch kam, sowie Riemenschnallen und Beschläge vom Zaumzeug. Nach langen Unterbrechungen tauchen somit die Waffen wieder in der männlichen Grabausstattung auf, ganz entsprechend dem kriegerischen Leben der damaligen Zeit und den neuen Vorstellungen von dem Leben nach dem Tode (S. 69). Ausser dem Reitpferd hat auch der Hund bisweilen seinen Herrn nach Valhöll begleitet, ein Hund von grosser, dänischer Rasse.

Im Gegensatze zum Manne wurde die Frau mit Schmuck ausgestattet, meist mit zwei grossen ovalen Plattennadeln, die ganz oben auf beiden Seiten der Brust angebracht waren (s. die Tafel). Sie zeigen in Form und Ornamentik eine weitere Entwicklung der bereits früher gebräuchlichen ovalen Nadeln (S. 187). Dazu trug man gewöhnlich eine längliche oder kleeblattförmige Spange (s. d. Tafel). Alles ist reich ornamentiert und aus Bronze gut gearbeitet, nie aber aus Silber und Gold. Die edlen Metalle fehlen überhaupt fast gänzlich in den Grabfunden aus der Vikingerzeit. Es muss nicht üblich gewesen sein, solche Wertsachen in das Grab beizugeben. Gefässe kommen zwar vor, doch selten, in geringer Zahl, und öfter ausserhalb des Grabes.

So z. B. standen sie im Mammenhügel auf dem Sarge. Aus Gräbern mit unverbrannter Leiche liegen namentlich mehrere einfache Bronzeschalen von fremder Arbeit vor, aber keine Thongefässe. Wo solche in Gräbern mit verbrannten Leichen und auf Wohnplätzen getroffen worden sind, waren sie gewöhnlich grob und von einfacher Form (S. 191).

Einzelne Gräber haben Pferdegeschirr zum Fahren enthalten, nämlich lange Brustkoppeln, Eisenketten mit einem Ring für die Deichsel, und dazu zwei mit reich ornamentierter vergoldeter Bronze beschlagene Kumrnete, die über dem Rücken des Pferdes angebracht wurden (Abb. 156). Sie endigen in grosse Tierköpfe, und in der Mitte findet sich eine höhere Partie mit einer Öffnung für den Zaum. Es liegen vier solche Funde aus Alsen, Jütland und Fünen vor, von denen drei je 2 gleiche Kummete enthalten. Sie waren nicht von Waffen begleitet und sind somit gewiss in Frauengräber gelegt worden.



Abb. 155. Schwertgriff. 1/3.

Die gewöhnlichen Kleinigkeiten zu weiblichem Gebrauche waren im Hvilehöi, knapp vor Randers, reichlich vorhanden. Hier fand man eine Scheere, zwei kleine Eisenmesser, einen Wetzstein und einen Wirtel. An Schmuck enthielt das Grab nur eine Reihe von Glasperlen und eine in Köln geprägte Silbermünze Ottos I. (936—962), die zum Aufziehen auf ein Halsband durchbohrt war. Die Kleidung, die nur in kleinen Partien erhalten war, war teils aus einem gemusterten Wollstoff, teils aus gold- und silberdurchwirktem Seidenstoff hergestellt gewesen. Bei den Füssen stand eine Bronzeschale, beim Kopfe ein Holzkästchen und ausserhalb des Grabes ein Holzeimer. Auf dem Begräbnisplatz von Höistrup (s. u.) fand man in einer Vertiefung im natürlichen Erdboden eine Schicht vermoderten Holzes mit vielen eisernen Sargnägeln und -Bändern. Zwei Eisenringe lagen an den Seiten (Abb. 157). Die Beigaben, einige Perlen, ein Messer und ein Wetzstein, zeigen, dass hier eine Frau bestattet worden war.

Nördlich vom Limfjord, in Vendsyssel, trifft man eigentümliche Verhältnisse. Man findet hier grosse Gräberfelder; Leichenverbrennung kommt vorherrschend oder ausschliesslich vor, und die verbrannten Gebeine liegen in einer Kohlen- oder Steinschicht seltsam zerstreut. Die Beigaben sind spärlich und

bestehen meist in Bruchstücken grober Thongefässe ohne Ornamente, seltener in Glasperlen, Wetzsteinen, Messern, Wirteln und Eisennägeln.

An drei Stellen sind grössere Untersuchungen vorgenommen worden. Bei Höistrup (Vester Han Herred), an einer Bucht des Limfjords, liegt eine Gruppe von 30 kleinen Rundhügeln, 7 Langhügeln und 2 Schiffsetzungen. Teils auf den Grabhügeln, teils zwischen ihnen sind 75 Bautasteine zu sehen, die bis 4 Fuss über den Boden ragen; man nimmt an, dass ungefähr 50 andere Steine bereits beseitigt sind. Der Platz ist jetzt gesetzlich gefriedet. Bei Riis, Dronninglund Herred (S. 191), wurden über hundert eng beisammen liegende kleine Grabhügel in der Nähe einer in das Kattegat mündenden Wasserader gezählt (Abb. 158). Die meisten Grabhügel waren rund, andere länglich und mit grossen Steinen umsetzt,

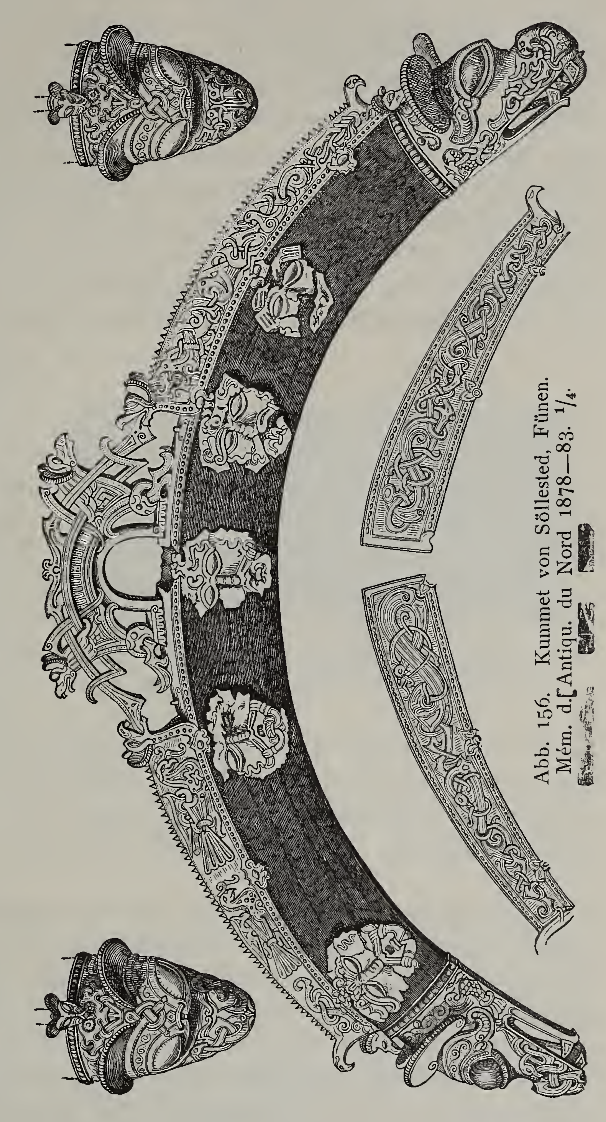


Abb. 156. Kummet von Söllested, Fünen. Mém. d. Antiqu. du Nord 1878—83. 1/4.

wieder andere dreieckig und ebenfalls mit Steinen eingehegt. Auf den Lindholm Hügeln am Limfjord in der Nähe von Nörre Sundby endlich sind wiederholt Schiffsetzungen, runde Steinkreise und andere aus Steinen errichtete Gräber unter einer dicken Schicht Flugsand aufgedeckt worden.

Neben den zahlreich beisammen liegenden Gräbern und den vereinzelt beigesetzten Resten des Leichenbrandes, die man auf diesen Plätzen überall gefunden hat, fesseln die vielen aufgestellten Steine und namentlich die eigentümlichen Grabformen die Aufmerksamkeit. Die dreieckigen Hügel haben eingebogene Seiten und vorspringende Ecken. Die Schiffsetzungen werden von zwei langen schwach ausgebogenen Steinreihen gebildet, die an den Enden spitz zusammenlaufen, so dass sie einem Fahrzeug gleichen. Möglicherweise sollten sie auch tatsächlich ein Schiff vorstellen. In Schweden und Norwegen wurde, wie mehrere merkwürdige Funde beweisen, das Schiff selbst auf das Land gezogen und der Tote, von einer grossartigen Ausstattung umgeben, hineingelegt. In Dänemark sind solche von Hügeln bedeckte Schiffsgräber nicht nachgewiesen, und Schiffsetzungen sind südlich vom Limfjord nur an wenigen Stellen, immer auf Inseln oder an Küsten, getroffen worden.

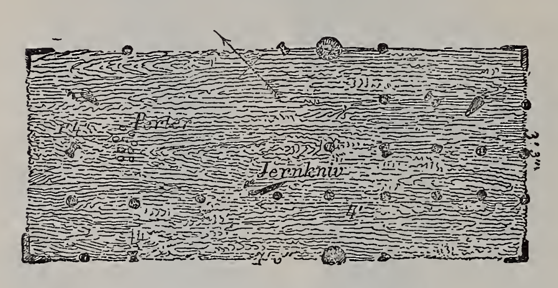


Abb. 157. Reste eines Holsarges, Begräbnisplatz bei Höistrup. Aarb. 1881.

Auf Hjarnö im Horsens Fjord sind 7 Schiffsetzungen nachgewiesen; früher waren dort doppelt so viele. An der Gjennerbucht zwischen Apenrade und Hadersleben sind zwei Dutzend Schiffsetzungen vorhanden gewesen, die wie eine kleine Flotte dicht neben einander lagen. Auf einigen Inseln in der Nordsee kommen ebenfalls Grabplätze von ganz gleicher Art wie die nordjütischen vor. Im Skalnas-Tal auf Amrum sind auf einer Flugsandstrecke Gruppen von runden und dreieckigen Steinsetzungen aufgedeckt worden, und auf Föhr liegen bei Hedehusum noch heute 60 kleine Grabhügel aus der Vikingerzeit zu

einer Gruppe vereinigt.* Endlich hat man Schiffsetzungen auf Bornholm, auf Enesbjerg (Vestermarie Höjlyng) getroffen; sie stehen jetzt unter gesetzlichem Schutz.

Die Beschränkung dieser Grabformen und zugleich der grösseren Gräberfelder auf das nördlichste Jütland, auf Inseln und Küsten, könnte darauf beruhen, dass sich das Heidentum in diesen entlegeneren Gegenden am längsten erhalten hat. Doch haben zweifellos andere Verhältnisse mitgewirkt. Ganz entsprechende Gräberfelder mit dreieckigen Hügeln, Schiffsetzungen und Bautasteinen, und ebenso die erwähnte Bestattungsart der Leichenreste, sind in den norwegischen und schwedischen Gegenden am Skagerrak und Kattegat allgemein. Auf die Ähnlichkeit der Gräber auf Amrum mit denen in Blekingen hat schon vor vielen Jahren Worsaae aufmerksam gemacht.** Die Übereinstimmung ist im Ganzen so gross, dass man den Begräbnisplatz bei Höistrup für schwedisch oder norwegisch erklären möchte. Hier muss unzweifelhaft ein Zusammenhang bestehen. Die Lage der genannten Plätze an Küsten und auf Inseln könnte darauf deuten, dass sie von fremden Vikingern herrühren, die sich für einige Zeit auf diesen Plätzen festgesetzt haben. Die historischen Verhältnisse widersprechen dem nicht. Oben ist vom Auftreten der Schweden in Hedeby die Rede gewesen; mehrere andere schwedische Runendenkmäler in Dänemark hat L. Wimmer nachgewiesen.***

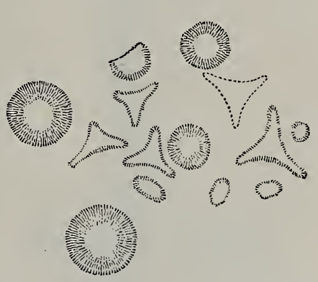


Abb. 158. Eine kleine Partie des Gräberfeldes bei Riis. Aarb. 1892.

Auf Bornholm herrschen wie in früheren Abschnitten des Altertums, so auch jetzt ganz eigene Verhältnisse. Die Gräber liegen gewöhnlich in grosser Anzahl beisammen. Oft sind sie im Viereck mit schweren auf die Kante gestellten Steinen ein-

---

* Mitteilungen d. Anthrop. Vereins in Schleswig-Holstein, Kiel 1892, V. 27. Zeitschr. f. Ethnol., Berlin 1890, XXII, Verhandl. 178.

** J. J. A. Worsaae, Om Slesvigs Oldtidsminder, Kjöbenhavn 1865, S. 98.

*** Ludv. F. A. Wimmer, Forhandlinger paa det 4. nord. Filologmöde, udg. af C. Jörgensen, Kjöbenhavn 1893, S. XXIV; Döbefonten i Aakirkeby Kirke, Kjöbenhavn 1887.

gefasst, die mitunter über die Bodenfläche emporragen, und das Skelett liegt in solchen Fällen oft nur 1 Fuss tief. Andere Gräber sind von grossen ovalen Steinkränzen umgeben oder mit viereckigen Steinpflasterungen bedeckt, die oft einen Rahmen bilden, innerhalb dessen die Steine eine Sternfigur oder ein anderes Muster bilden. Altertümer und Leichenreste liegen hier oft nur wenige Zoll tief. Auch Grabhügel aus dieser Zeit trifft man, doch nur ganz flache. Wie im Westen scheint auch hier Leichenverbrennung nicht üblich gewesen zu sein; in der Ausstattung des Toten zeigen sich aber deutliche Unterschiede. Waffen sind ziemlich selten, und mehrere der charakteristischesten Formen der anderen dänischen Gebiete sind auf Bornholm noch gar nicht zum Vorschein gekommen. Dagegen hat man zahlreiche Frauenschmucksachen gefunden, zum Teile von Formen, die anderwärts sehr selten sind oder ganz fehlen.

Eine ähnliche Sonderstellung nimmt Bornholm ein in Bezug auf den Brauch, Bautasteine zu errichten; so nennt man, wie oben erwähnt, mit einem Worte von etwas unsicherer Bedeutung, die hohen, aufrecht stehenden, unbehauenen Gedenksteine ohne Inschrift (Bd. I, S. 461).*

Über den Ursprung des Brauches, Steine als Gedenkzeichen zu errichten, herrscht eine gewisse Unklarheit. Blickt man auf ältere Zeiten zurück, so ist es sicher, dass der Gedenkstein der Steinzeit fremd war. Das ganze Grab war ja damals ein ansehnliches Denkmal. Zu dem grossen Steinkreis, der den Hügel umgab, passte der einzelne aufragende Stein nicht, und man trifft daher auch niemals solche. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass der Gedanke, ein Denkmal dieser Art zu errichten, ursprünglich von diesen ältesten Steinmonumenten ausgegangen ist. Auch zur Bronzezeit konnte ein solcher Gedanke nicht durchdringen; der Hügel selbst war bereits ein hinreichendes Denkmal; auf ihn wurde daher Arbeit und Kraft verwendet. Ab und zu aber wurde doch ein Stein am Grabe aufgestellt. In einem Grabhügel bei Thorsbjerg in Angeln wurde ein 6 Fuss über die ursprüngliche Bodenfläche emporragender Stein ausgegraben, und ein Stein von ähnlicher Höhe ist, in einem Grabhügel stehend, auf der Smorup-Feldmark bei Hobro gefunden worden. Auf beiden Plätzen ist der Stein ursprünglich zweifel-

* C. Engelhardt, Aarb. f. nord. Oldkynd. 1876, 128. — E. Vedel, Bornholms Oldtidsminder og Oldsager, Kjöbenhavn 1886, 42.

los sichtbar gewesen und erst später von dem infolge wiederholter Grabanlagen an Umfang zunehmenden Hügel bedeckt worden. Hie und da hat man auch einen aufgestellten Stein auf dem Gipfel eines Grabhügels aus der Bronzezeit getroffen. In Schweden scheint dies häufiger zu sein, und auf Bornholm tragen die Steingräber (*Röser*) nicht selten einen aufgestellten Stein, wie hier auch auf oder in Gräbern der früheren Eisenzeit hie und da ein Stein aufgestellt worden ist. Die Idee ist also vorhanden gewesen, nur konnte sie lange Zeit nicht recht durchdringen. Erst in der Vikingerzeit wurde es allgemein üblich, Bautasteine auf Grabplätzen zu errichten, vornehmlich jedoch in Schweden und Norwegen. In Dänemark ist das oben erwähnte Gräberfeld bei Höistrup, wo vielleicht nicht Dänen bestattet sind, das einzige bekannte Beispiel dafür. Der nordische Bautastein war also anfangs ein Grabstein, und wenigstens in einem Teile Skandinaviens war er es noch zur Vikingerzeit.



Abb. 159. Bautastein auf der Frænne-Mark, Bornholm. Aarb. 1872.

Es wurden aber auch Bautasteine allein, ohne Verbindung mit Gräbern, errichtet. Namentlich auf Bornholm und in Schweden trifft man diese Gedenksteine, seltener einzelnstehend, meist in grösserer Anzahl beisammen und zwar entweder über eine ausgedehntere Fläche hin zerstreut oder zu einer dichten Gruppe vereinigt. Auf Bornholm hat es gegen 1000 solcher Bautasteine gegeben, und gegen vierthalbhundert befinden sich noch heute stehend oder umgestürzt auf ihrem ursprünglichen Platze. Zu den interessantesten Denkmälern des Altertums gehören die zwei unter den Schutz des Gesetzes gestellten Gruppen von Bautasteinen in dem kleinen Walde Gryet, Kirchspiel Bodilsker, und in einem anderen Walde unmittelbar nördlich der Gyldensaa im Kirchspiel Östermarie. Die hohen unbehauenen Steine, die jedoch meist eine halbwegs regelmässig viereckige Form haben, sprechen mächtig zum Gefühl, vielleicht gerade weil sie keine Inschrift tragen. An dem ersterwähnten Orte stehen 60 Steine dicht neben einander, an dem zweiten 50, von verschiedener Höhe, bis zu 8 Fuss. Der

höchste noch erhaltene Bautastein steht auf der Frænne-Mark, Kirchspiel Ibsker; er misst 9 Fuss über dem Boden (Abb. 159). Gräber unter Bodenniveau oder Grabhügel kommen bei diesen Steinen nicht vor, ebensowenig bei den dänischen Bautasteinen ausserhalb Bornholms. Letztere sind, wie die Bornholmer, aus Granit und haben eine ähnliche Höhe, bis zu 8 Fuss; doch ihre Anzahl ist gering und man trifft sie nur einzeln, so dass öfter Zweifel aufkommen können, ob der Stein nicht der Rest eines Grabes der Steinzeit sei, oder vielleicht in weit späterer Zeit errichtet worden ist. Von solchen Zweifeln unberührt sind jedoch der Bautastein auf dem Friedhofe von Brovst, Österhan Herred, der 7 Fuss 9 Zoll über der Erde misst, der Bautastein bei Ordrup (Krogstrup Sogn, Horns Herred), 6 Fuss hoch, der s. g. Kræmmersten (Vig Sogn, Ods Herred), 6 Fuss 3 Zoll hoch, u. a. m. Sehr selten trifft man einen Kreis von hohen aufgestellten Steinen.

Die Seltenheit dieser Gedenksteine in Jütland und auf der dänischen Inselgruppe einerseits, ihre Häufigkeit auf Bornholm und in Schweden anderseits muss zum Teile darauf beruhen, dass grosse freiliegende Steine nur in felsigen Gegenden in reichlicher Anzahl vorkamen; zugleich aber müssen diese nach dem Brauche des Altertums errichteten Steine in denjenigen Gegenden Dänemarks seltener sein, wo das Christentum am frühesten Einfluss gewann. Dass die Bautasteine mindestens zum weitaus überwiegenden Teile aus dem letzten Zeitraum des Heidentums herrühren, darf aus ihrem Verhältnis zu den Runensteinen geschlossen werden; sie sind Monumente ganz gleicher Art, nur ohne Inschrift.

Man hat also vermutlich in älteren Zeiten an den Gräbern einen Stein errichtet und ist davon zur Errichtung von Steinen als besonderen Denkmälern übergegangen. Die gleiche Entwicklung kennt man aus sehr verschiedenen Zeiten und Gegenden, wenn auch daneben der allgemeine Brauch, Steine zu errichten, in anderen Ländern sehr abweichend ausgebildet sein kann.* In Ägypten ist nach S. Birch und G. Maspero der Obelisk eine Entwicklung aus dem rohen unbehauenen Stein; er war anfangs ein Grabstein, später ein Ehren- oder Gedenkpfeiler. Derselbe

* W. C. Lukis, Archæologia, London 1885, 48, S. 421. — G. Maspero, L'Archéologie Égyptienne, Paris 1887, S. 112. — James Fergusson, Rude stone Monuments, London 1872, 462.

Entwicklungsgang ist gewiss auch in Europa in den Gegenden, wo die historischen Verhältnisse eine ruhige Entwicklung dieses Brauches zuliessen, erfolgt. In der Bretagne gibt es Tausende von Bautasteinen, die eine weit bedeutendere Höhe erreichen als die entsprechenden nordischen Monumente. Der höchste noch aufrecht stehende Stein misst 42 Fuss über dem Boden, und ein umgestürzter Stein hat eine Länge von 65 Fuss; ebenso hoch ist der Obelisk, der von Alexandria nach London geführt worden ist. Auf den britischen Inseln kommen zahlreiche »Menhirs« (hohe Steine) vor; der grösste misst 24 Fuss. Auch diese Steine stehen nicht mit Grabstätten in Verbindung.

Der Übergang zur Errichtung von Steinen als besonderen Monumenten ist in diesen Ländern früher erfolgt als im Norden, doch vielleicht nicht in allzu ferner Zeit. Jedenfalls fuhr man bis in das Mittelalter fort, diese Denkmäler zu errichten. Die auf den britischen Inseln zahlreich vorkommenden aufgestellten Steine mit Inschriften aus dem Anfange des Mittelalters oder mit einem eingemeisselten Kreuz schliessen sich in Form und Grösse ganz an die inschriftlosen Menhirs an. Darauf folgen wieder die grossen freistehenden Steinkreuze, diese merkwürdigen, mit Bildern verzierten Monumente. Die Entwicklung ging also ähnlich wie in Ägypten vor sich und führte zu einem ähnlichen, wenngleich erst in viel späterer Zeit erreichten Resultat. Auf denselben Punkt gelangte man auch im Norden, nur noch später, in der Vikingerzeit.

Wenn man sich vergegenwärtigt, dass die nordischen Gedenksteine zu einer Zeit errichtet wurden, als die Verbindung mit den britischen Inseln dem Norden so viele andere Kulturelemente zuführte, liegt es nahe anzunehmen, dass Impulse aus dem Westen zur Entwicklung dieses Brauches beigetragen haben. Man hatte im Westen die zahlreichen Steine mit und ohne Inschrift gesehen und errichtete solche nun auch in der Heimat. Der Anfang damit war zwar schon früher gemacht worden, doch erst damals wurde es allgemein üblich. Der Stein wurde zum Gedächtnis und zu Ehren des Toten errichtet; oft errichtete man gewiss auch mehrere Steine für dieselbe Person; die grosse Bautasteingruppe kann somit ein Gesamtmonument darstellen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass man noch einen Schritt weiter getan und Steine zu Ehren eines Lebenden und zum Gedächtnis von Begebenheiten errichtet hat; bezeugt ist dies aber nur durch späte

schwedische Runeninschriften. Aus Schweden kennt man auch Beispiele dafür, dass zwei oder mehrere Steine an verschiedenen Orten mit fast gleichlautenden Runeninschriften für dieselbe Person errichtet worden sind. Dieser Abschluss zeigt, dass im Norden dieselbe Entwicklung vom Grabstein zum Ehrenpfeiler vor sich gegangen ist wie auf den britischen Inseln und wie in Ägypten. Der mit Bildern geschmückte Runenstein entspricht dem grossen Steinkreuz und dem ägyptischen Obelisk.

Durch die Inschrift erhielt der Bautastein eine grössere Bedeutung. Er war nun nicht blos ein Gedächtnisstein, dessen Bedeutung durch die von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte mündliche Tradition eine Erklärung fand; er erzählte selbst durch die von allen gekannten Schriftzeichen von dem Manne, zu dessen Gedächtnis er errichtet war. Inschriften auf Stein einzumeisseln muss dem Nordländer nahe gelegen haben; schon in älteren Zeiten wurden Bilder und Zeichen auf Steinflächen eingehauen. Der Gedanke, Steininschriften auszuführen, kann jedoch aus den christlichen Ländern des Westens gekommen sein, wo man so zahlreiche Inschriften dieser Art, oft gerade auf aufgestellten Steinen, sah. So erklärt sich, dass die ältesten Runensteine in Norwegen vorkommen, das wahrscheinlich schon früh mit den britischen Inseln Verbindungen gehabt hat; auch in Schweden wurden bereits die älteren Runen in Stein gehauen (s. oben S. 98). Auf der dänischen Inselgruppe und der jütischen Halbinsel dagegen reichen die ältesten bekannten Runensteine nicht über das 9. Jhd. zurück; die meisten und bedeutendsten Inschriften stammen aus dem 10. Jhd., und bald darauf hörte man auf, Runensteine zu errichten, da die christlichen Begräbnisbräuche allgemein eingeführt wurden. Anders in Norwegen und Schweden, wo die eigentliche Periode der Runensteine später fällt als in Dänemark. Auch auf Bornholm gehen die zahlreichen Runensteine nicht über das Jahr 1000 zurück.*

Wie die Bautasteine, sind auch die Runensteine der Vikingerzeit gewöhnlich ganz unbearbeitet und von der natürlichen Form, die der erratische Block hatte. Nur wählte man einen Stein, der passende Flächen für die Inschrift bot und sich zur Aufstellung als auffälliges Denkmal eignete. Die Runen sind meist gross, bis zu einem Fuss lang, tief und mit sicherer

* Die runologischen Partien sind (im Original) von Prof. L. Wimmer durchgesehen worden.

Hand eingehauen. Die Wörter wurden in der Regel durch einfache oder doppelte Punkte oder Kreuze getrennt. Die Schrift ist in Reihen geordnet, gewöhnlich zwischen Linien, die breite, oft gebogene Bänder bilden. An den Enden sind diese Bänder entweder gerade oder rund abgeschlossen, bisweilen eingerollt oder ausgeschnitten — vielleicht in Nachahmung der Pergamentrolle; in anderen Fällen hat man mit den Einfassungslinien gewiss Holztafeln nachahmen wollen, auf denen man sich die Runen eingeschnitzt dachte. Ausser der Inschrift tragen nur wenige Steine Skulpturen anderer Art, so einige einen grossen männlichen Kopf (S. 280), andere ein heiliges Zeichen (S. 281). Nur selten trifft man, wie in älteren Zeiten, eine Inschrift auf kleineren Gegenständen von Metall. Diese ist dann entweder leicht eingeritzt oder tiefer eingeschnitten. Ein goldener Fingerring trägt den Namen Thorgeir.

Die wesentlichste Bedeutung der Runensteine liegt darin, dass sie Sprach- und Schriftdenkmäler sind. Seit Ole Worms Tagen haben sich die Sprachforscher eifrig mit ihnen beschäftigt und Steine sowie Inschriften in umfangreichen Büchern abgebildet. Von L. Wimmers abschliessendem Werk über die dänischen Runendenkmäler (*De danske Runemindesmærker*) ist der erste Band 1895 erschienen; die grundlegende Arbeit dieses Forschers über die Runenschrift ist schon oben genannt worden (S. 98).

In den Inschriften aus der Vikingerzeit spiegelt sich die im Laufe der Jahrhunderte seit der Zeit der älteren Runen erfolgte Sprachentwicklung ab. Gleichzeitig hatte sich auch die Schrift nach und nach verändert, bis sie zu Beginn des 9. Jhs. eine neue, für lange Zeit festgehaltene Form annahm. Das ältere Alphabet wurde zu einer Reihe von 16 Zeichen vereinfacht, die in 3 Abteilungen geordnet waren; jede Rune hatte ihren eigenen Namen. Diese jüngeren Runen waren ausschliesslich nordisch.

ᚠ ᚢ ᚦ ᚬ(ᚭ) ᚱ ᚴ   ᚼ ᚾ ᛁ ᛅ ᛋ   ᛏ ᛒ ᛚ ᛘ ᛦ

f u þ ą(o) r k   h n i a s   t b l m ʀ(y)

Das jüngere, nordische Runen-Alphabet, nach L. Wimmer, Die Runenschrift S. 180.

Die germanischen Völker auf dem Festlande behielten ihre alte Schrift nicht bei, und in England, wo man die Runen lange neben dem lateinischen Alphabet anwendete, wurden die alten Zeichen eigenartig umgeformt. Die Runen der Vikingerzeit da-

gegen haben im ganzen Norden, von Island und Grönland bis zur Eider, im wesentlichen die gleiche Form, und folgten dem Nordländer auch in fremde Länder. Auf dem grossen Marmorlöwen, der ursprünglich im Piräus stand und sich jetzt in Venedig befindet, und auf einem Grabstein, der im J. 1852 auf dem St. Pauls-Friedhof in London gefunden wurde, haben Skandinavier ihre eigenen Runen eingemeisselt.*

Die 16 Runenzeichen konnten aber die vielen Laute der nordischen Sprachen nur sehr unvollkommen ausdrücken. Am Schlusse des 10. Jhs. begann die Runenschrift Veränderungen zu erfahren. Durch Hinzufügung eines Punktes oder eines Striches bildete man aus einigen der älteren Zeichen neue Zeichen, die punktierten Runen (*stungnar rúnir*). Noch später, im Mittelalter, wurden neue Veränderungen vorgenommen, bis man ein Runenzeichen für jeden Buchstaben des lateinischen Alphabets, das nun allgemein benutzt wurde, besass. Doch waren die Runen noch nicht ganz vergessen, als die Gelehrten im 16. Jhd. sich mit ihnen zu befassen begannen. Das Alphabet liegt in vielen Aufzeichnungen aus christlicher Zeit vor, Reihenfolge, Namen und Bedeutung der Zeichen sind vollständig bekannt.

Doch bereiten die Sprachform, die Schreibweise und die Abkürzungen, die Deutung und selbst die Lesung der oft teilweise erloschenen Inschriften so grosse Schwierigkeiten, dass das Studium der jüngeren wie der älteren Runen ein eigenes Fach bildet. Der Sprachforscher ist es, der den Weg zum Verständnis der alten Inschriften bahnt. Der Runenstein ist ein Gedenkstein, oft am Grabe selbst errichtet. Dem entspricht die Inschrift; sie meldet von Personen und Lebensverhältnissen. Eine kleinere Reihe von Steinen berichtet über die Herrscher des Landes und ihre Mannen, und gibt somit historische Aufschlüsse, so vor allem die oben erwähnten Runensteine bei Jellinge und im südlichen Schleswig (S. 236, 247). Meist jedoch liest man unbekannte Namen von Männern und Frauen. Die Inschrift sagt, über wem der Stein errichtet ist, wer ihn errichtet und den Hügel aufgeworfen hat, und wer die Runen eingemeisselt hat. Dies war die Ehrenbezeigung, die man dem Toten schuldig war. Man erfährt von den Beziehungen dieser Personen zu einander,

* Annaler for nordisk Oldkyndighed 1852, S. 275. Månadsblad, Stockholm 1875—77, S. 97.

von ihrer Stellung im Leben und von ihrem Wirken, namentlich von Reisen und Kriegszügen, und des Toten wird in ehrenvoller Weise gedacht. Aber auch aus den einfachen Worten selbst, wie sie damals lauteten und gefügt wurden, spricht der Geist jener Zeit zu uns:

»Ragnhild, Ulvs Schwester, errichtete diesen Stein und machte diesen Hügel und diese Steinsetzung nach Gunnulf ihrem Ehemann, dem beredten Manne, Nærves Sohn.

Wenige werden nun geboren, die besser sind als er.

Der soll den Schaden wieder büssen, der diesen Stein beschädigt oder ihn von hier entfernt.«



Abb. 160. Vorderseite des Tryggevælde-Steins. Aarb. 1874.

So lautet nach Wimmers Lesung die Inschrift auf dem 9½ Fuss hohen Runenstein (Abb. 160), der ursprünglich wahrscheinlich auf einem eigentümlich geformten länglichen Grabhügel bei Tryggevælde (Stevns) gestanden hat.

Die Schlussworte der Inschrift haben den Stein nicht vor

Verschleppung geschützt. Im J. 1566 wurde er nach dem Hofe Tryggevælde geschafft, später nach dem nahen Vallö, und 1810 nach Kopenhagen, wo er bis 1867 an der Trinitatis-Kirche stand und gegenwärtig im Nationalmuseum aufgestellt ist. Ähnlich ist es den meisten anderen Runensteinen ergangen. Nur einzelne stehen noch auf ihrem ursprünglichen Platz, so der Stein bei Bække (Anst Herred) und der bei Glavendrup (Skam Herred), beide mit Steinsetzungen verbunden, und der Store Rygbjerg-Stein (Törrild Herred), der auf dem Grabhügel steht, zu dem er von Anfang an gehört hat. Meist sind die Steine schon in älteren Zeiten von ihrem Standplatz entfernt worden, um in Steinzäune eingesetzt oder als Baumaterial für Kirchen oder Brücken verwendet zu werden. Nach und nach, wie sie später wieder zum Vorschein kamen, sind sie zum Schutze vor Wetterunbilden und Beschädigungen bei der nächsten Kirche oder in einem der Museen des Landes angebracht worden.

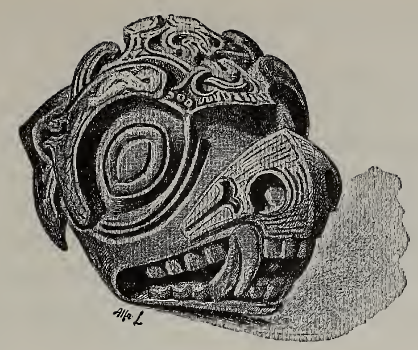


Abb. 161. Tierkopf in nordisch-irischem Stil. $^2/_3$.

XIV. HANDWERK, KUNST UND RELIGION.

Die Jellingerasse. — Tierformen. — Irische Motive. — Nordisches Sondergepräge. — Karolingische Motive. — Eingeführte Objekte. — Mangel an erzählenden Darstellungen. — Mittelalterliche Bilder. — Denkmäler des Heidentums. — Denkmäler des Christentums. — Die Bilder des grossen Jellingesteines. — Das grosse Tier und die Schlangen. — Die Silberfunde. — Die älteren Silberfunde. — Motive zur Niederlegung der Silberschätze. — Werkstättenfunde. — Grenze des Zeitabschnittes. — Schluss des Altertums.

Wie in älteren Zeiten war die Kunst auch zur Vikingerzeit wesentlich Ornamentik. Sie diente zur Verzierung von Waffen, Schmucksachen und allerhand Gebrauchsgegenständen, sich ganz den gegebenen Formen und Feldern anschmiegend. Ferner war die Kunst wie früher eine Flächendekoration, wenn auch minder ausgeprägt. Die Ornamentik hebt sich oft frei über den Grund. Die Tiere heben sich mit Rücken und Kopf aus der Fläche, hie und da stellen sie sich auch auf die Beine. Die Menschenfigur liegt nicht immer vollständig in der Fläche, sondern Hals und Kopf ragen oft frei empor — bezeichnende Fortschritte in der Richtung auf eine bewusstere Kunst.

Im wesentlichen aber ist alles wie früher. Es ist eine figurale Ornamentik, und zwar hauptsächlich eine Tierornamentik.*

* Die ältere Literatur siehe bei Sophus Müller, Die Tierornamentik im Norden, Hamburg 1881. Die späteren Behandlungen werden im Verlaufe dieses Abschnittes in den Noten zitiert werden.

Hie und da trifft man zwar die Menschengestalt, besonders ein Antlitz oder einen ganzen Kopf; die Hauptrolle spielen jedoch Tiere und zwar wieder, wie früher, vierfüssige Tiere und Vögel. Im Grunde genommen ist also die Kunst der Vikingerzeit eine Fortsetzung und Weiterbildung des früher herrschenden Geschmackes; im Kunstgefühl ist kein stärkerer Umschlag eingetreten. Und doch ist das ganze Stilgepräge ein vollständig anderes, wie die Schmucksachen auf der beigegebenen Tafel zeigen.

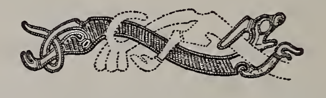



Abb. 162—163. Tierfiguren auf dem Silberbecher aus dem Jellingehügel und auf dem Kummet von Mammen. $^1/_2$.

Das Ornament ist gross, schwer und kräftig; es hat ein eigenes grobes und derbes Gepräge. Die Arbeit ist massig und solid; man könnte sie oft plump nennen. Ein frischeres Leben und stärkerer Zug geht durch das ganze. In der Vikingerzeit lernte der Handwerker Werkzeuge und Motive fest und energisch handhaben und der ungebundenen groben Kraft in seiner Arbeit Ausdruck zu verleihen. Das Stilgepräge ist ganz eigenartig und entspricht vollständig dem Zeitgeist.

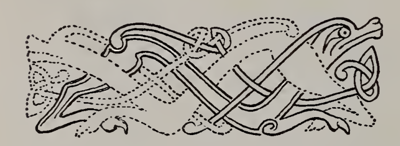



Abb. 164—165. Irische Ornamenttiere. Nach Manuskripten des 9. Jhs. in St. Gallen und Cambridge. (Westwood, Facsimiles Pl. 28 und 30). $^1/_1$.

Um so merkwürdiger ist es, dass viele Motive fremd und entlehnt sind. Es ist nicht der Ornamentstoff der älteren Zeiten, der hier in neuerer Gestalt erscheint, sondern ein neues Material, das ganz verschiedenen Gegenden entstammt und so lange eigenartig umgeformt und bearbeitet worden ist, bis es dem nordischen Geschmack zusagte.

Abb. 162—163 zeigen das Tiermotiv, das auf Altertümern im Jellingefund und in vielen gleichzeitigen Funden vorkommt. Es

ist das Tier des 10. Jhs.; man könnte es das Tier der Jellingerasse oder das irische Tier nennen. Einen besonders kräftig ausgearbeiteten Kopf gibt Abb. 161 wieder. Er ist von dick gegossener Bronze, ursprünglich mit Gold belegt und für ein Kummet von der Art der oben erwähnten (S. 256) bestimmt. Der Ausdruck dieser Köpfe ist wie bei diesem Exemplar immer wild und grimmig; die Augen sind gross, hinter der Schnauze findet sich eine Vertiefung, und über der Schnauze liegen Bänder oder Zipfel. Am eigentümlichsten ist jedoch das Band, das von der Hinterpartie des Kopfes ausgeht und sich oft in langen Schlingen um das Tier fortsetzt. Der Körper ist gewöhnlich quergestreift, und an den Schenkeln kommen Spiralen vor. Das Tier ist meist in raschem Laufe, mit einem bis zum Halse gehobenen Vorderbein, Hinterleib und Kopf in gleicher Höhe, gezeichnet.

Man vergleiche diese Tiere mit den für die frühere Periode eigentümlichen Formen (S. 207 ff.). Kein gemeinsamer Zug ist zu finden; kein Übergang von der älteren Tiergruppe zur jüngeren lässt sich nachweisen. Die grimmigen Tiere von neuer Art haben die älteren ganz vertrieben. Doch woher sind sie gekommen? Sind sie vielleicht der nordischen Phantasie entsprungen? Gewiss nicht, solche Schöpfungen finden nicht statt. Oder sollten es neue aus der Natur aufgenommene Tierformen sein? Dies stünde in Widerspruch mit dem ganzen künstlerischen Standpunkt der Zeit, da Entlehnungen aus der Natur sonst nicht vorkommen, und es liesse sich auch nicht sagen, welches Tier hier dargestellt sein sollte. Es ist also keine andere Möglichkeit vorhanden, als dass ein fremdes Kunsttier den Weg in das nordische Kunstgewerbe gefunden haben muss, wahrscheinlich entweder aus der karolingischen oder aus der irischen Kunst. Nach den historischen Verhältnissen zur Vikingerzeit könnten künstlerische Motive am ehesten aus diesen zwei Kreisen stammen.



Abb. 166.
Vogel in irischem Stil.
Aarb. 1880. $^1/_2$.

Schon ein flüchtiger Blick auf die spätere irische Kunst, wie sie in illuminierten Handschriften und in Metallarbeiten vorliegt, zeigt, dass die Jellingerasse aus Irland stammt. Man trifft diese Tiere, nur feiner gebaut und eleganter geformt (wie z. B. die mit der Feder gezeichneten Tiere aus irischen Pergament-

handschriften in Abb. 164—165) massenhaft nicht bloss in Irland selbst, sondern überall in Schottland, England und auf dem

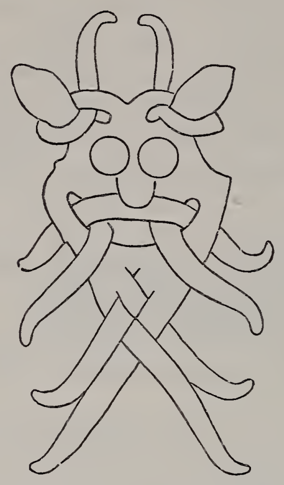


Abb. 167. Kopf auf dem Runenstein von Aarhus. Nach Wimmer, De danske Runemindesmærker.

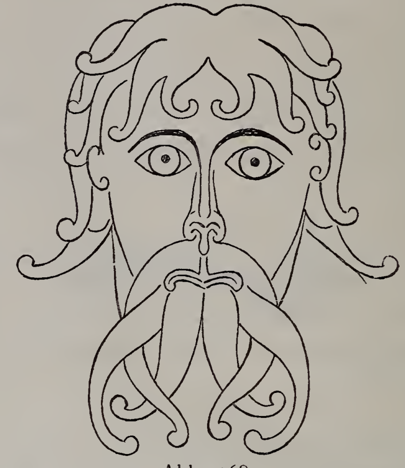


Abb. 168. Kopf aus einer irischen Handschrift. Nach Westwood, Facsimiles Pl. 26.

Festlande, wo die irische Kunst ihren mächtigen Einfluss ausübte. Die eigentümlichen Züge, die grosse Schnauze mit Schlingen und Bändern, der merkwürdige Nackenschopf, der quergestreifte Leib, die Spiralen an den Schenkeln und die ganze Stellung der Tiere treten uns in der irischen Kunst vom 10. Jhd. an entgegen und werden mit geringen Veränderungen bis zum 15. Jhd. beibehalten. Was hier von den vierfüssigen Tieren gesagt ist, gilt



Abb. 169. Kopf aus einer irischen Handschrift. Westwood, Facsimiles S. 84.



Abb. 170. Detail von dem Kummet aus Söllested. Aarb. 1880. $^2/_3$.



Abb. 171. Irisches Blattwerk. Gilbert, Facsimiles Pl. 35. $^1/_1$.

auch von den in nordischer Arbeit seltener vorkommenden Vögeln. Der Vogel in Abb. 166, von einem dänischen Kummet, ist mit dem charakteristischen irischen Nackenschopf ausgestattet.

Unter diesen Umständen muss sich der irische Einfluss auch in der Behandlung des menschlichen Kopfes nachweisen lassen. Abb. 167 zeigt den grössten Kopf, der aus dem Norden bekannt ist, $2^{1}/_{2}$ Fuss hoch, eingemeisselt auf der Rückseite eines in Aarhus gefundenen Runensteins aus der Zeit um das Jahr 1000. Mehrere ähnliche kennt man von anderen Runensteinen und von Metallarbeiten. Haar und Bart sind in breite, zugespitzte und gebogene Bänder ähnlich wie in der irischen Kunst geordnet. Der daneben stehende Kopf (Abb. 168) ist einem Manuskript entnommen, das dem 9. Jhd. entstammen dürfte. Er gehört zu einem Evangelistenbild, während der Kopf auf dem Aarhusstein mit grossen Tierohren ausgestattet ist. Die eigentümliche Weise, wie Augen und Nase hier und auf vielen gleichzeitigen Altertümern gezeichnet sind, mit einem grossen Bogen zwischen zwei Kreisen, hat ihr vollkommenes Seitenstück in einem irischen Pergamentbuch, das wahrscheinlich aus dem 10. Jahrhundert stammt (Abb. 169).



Abb. 172. Zwei verschlungene Tiere. Aarb. 1880. (Vgl. Abb. 156). $^{1}/_{2}$.

Auch das irische Blattwerk erscheint unter den Motiven der Jellingegruppe. Seit der Völkerwanderungszeit war im Norden kein Blatt gezeichnet worden (S. 95). Jetzt trifft man von neuem Blattwerk, doch als entlehntes Motiv ganz verständnisslos gezeichnet. Hie und da sieht man ein einzelnes Blatt am Ende von Bandschlingen und in den Schnörkeln über der Schnauze des Tiers (Abb. 170), oder das Flechtwerk nimmt gewisse Elemente der Blattform an, so den halbrunden Ausschnitt zwischen vorspringenden Ecken und die kleinen Querstriche über Blatt und Stengel. Diese Details beweisen, dass das Blatt der irischen Kunst entlehnt ist; in der irischen Ornamentik treten ganz ähnliche Blätter seit dem 10. Jhd. massenhaft auf (Abb. 171).

Doch ist alles dies nicht unmittelbar nach vorliegenden Vorbildern kopiert. Wie schon früher auf verschiedenen Punkten der nordischen Kunstentwicklung, hat man sich auch hier die fremden Motive wirklich angeeignet und sie in die heimische Industrie verwoben. Wahrscheinlich ist die Übernahme auf fremdem Boden, in den von Skandinaviern besetzten Teilen der britischen Inseln erfolgt. Das Blattwerk war für den nordischen

Handwerker wohl nur ein Schnörkel, der ausgeführt wurde, weil es sich gehörte und weil man ihn hübsch fand; die Tierformen aber sind mit Verständnis und oft selbstständig behandelt worden. Abb. 172 zeigt zwei der gewöhnlichen Tiere, beide vom Nackenband und Schweif umschlungen; sie strecken einander ein Hinterbein so entgegen, dass die unförmig grossen gespaltenen Füsse sich kreuzen. Man arbeitete kühn auf solche neue Zusammenstellungen los, die zwar nicht ohne künstlerischen Wert sind, an Schönheit aber doch selbst hinter der Decadence, die in der irischen Kunst zur Vikingerzeit eintrat, weit zurückstehen. Dies gilt auch von dem letzten, noch nicht erwähnten Element in der Kunst dieser Zeit, dem geschlungenen Band und Flechtwerk; im Norden ist es nur einfach und grob im Vergleich zu den irischen Vorbildern. Von dem ganzen sonstigen Reichtum der bewunderungswürdigen irischen Ornamentik, den reichen und kunstfertigen Linearmotiven, sind im Norden nur schwache Spuren zu treffen. Teils waren sie zu schwer nachzuahmen, teils begannen sie um diese Zeit in ihrer Heimat zu verschwinden.

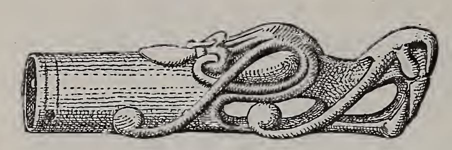


Abb. 173. Schlussstück einer Halskette, Bronze. Aarb. 1888. $^1/_1$.

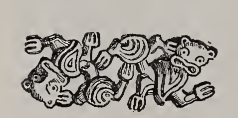






Abb. 174—176. Tiere von einem vergoldeten Silberbeschlag und zwei ovalen Bronzespangen. $^1/_1$.

Ist man sich erst einmal klar darüber geworden, in wie hohem Grade die nordische Kunst des 10. Jhs. von der irischen abhängig ist, so wird man nicht unbemerkt lassen können, dass schon früher Einflüsse aus derselben Richtung erfolgt sind. Die ältere und edlere irische Kunst hat nicht wenig zum Sondergepräge der oben behandelten Stilgruppe beigetragen, die den Abschluss und die Kulmination der alten, weitverbreiteten Tierornamentik bildet (S. 212). Ob diese Beeinflussung im 9. oder schon im 8. Jhd. stattgefunden hat, ist schwer zu entscheiden.

Soviel steht fest, dass die dieser Stilart eigentümlichen feinen Bandschlingen aus Irland abzuleiten sind, wahrscheinlich auch die ganze bessere und minutiöse Behandlung der Motive und die eigentümliche Spaltung der Tierleiber und Glieder mit den weitgetriebenen Verschlingungen; gleiches sieht man ebenso ausgeprägt auf vielen herrlich gezeichneten irischen Pergamentblättern aus dem 8. und 9. Jhd. Die Verbindungen brechen mit dem 10. Jhd. nicht ab. Das Ornamenttier, das in der christlichen Kunst des 11. Jhs. sowohl in Dänemark als in Norwegen und Schweden auftritt, hat ebensoviel von irischer Form und irischem Stil an sich wie sein Vorgänger im 10. Jhd. Es trägt den späteren irischen Tierkopf, stark in die Länge gezogen, mit vorn abgerundeten, hinten zugespitzten Augen und mit ausgezackten Lappen, die vom Maule herabhängen (Abb. 173).



Abb. 177. Tiergruppe von einer ovalen Bronzespange. Aarb. 1880. 1/1.

Die irische Tierart beherrschte aber nicht ausschliesslich die nordische Kunst; sie musste die Herrschaft namentlich mit einer wesentlich verschiedenen Rasse teilen. Jene ist, wie erwähnt, hauptsächlich aus dem Jellingefund und den verwandten dänischen Funden bekannt und gehört also bereits der ersten Hälfte des 10. Jhs. an; diese ist häufiger auf schwedischem und norwegischem Boden zu treffen und kommt gewiss erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts zu Macht. Es gibt zahlreiche verschiedene Arten dieser Rasse, die jedoch immer ein gewisses gemeinsames Gepräge haben. Es sind vierfüssige Tiere von kräftigem untersetztem Bau; der Kopf ist gross und grimmig; das irische Nackenband fehlt; die Glieder sind breit und schwer, oft wunderlich verdreht oder um einander gewunden. Man trifft recht gut gebaute und naturähnliche Tiere dieser Rasse, die sich meist lebhaft um einander tummeln (Abb. 174). Anderswo wieder sind die Glieder unverhältnismässig schwer und der Leib zu einem dünnen Faden eingeschrumpft, und die Tiere sind in diesem

Falle oft in gewaltsamer Bewegung (Abb. 175). Sie packen und beissen sich selbst oder ihre Nachbarn in den Nacken oder die Glieder, zerren sich an den Ohren und Mundwinkeln und winden sich überhaupt in höchst unbändiger Weise (Abb. 176). Im weiteren Verlaufe der Entwicklung werden Rumpf und Hals bandförmig verlängert, ebenso auch Beine und Schweif, und dabei wird das ganze so durch einander geschlungen, dass man es für Bandschlingen und nicht für Tierformen halten möchte.

Auf der beigefügten Tafel ist links oben eine runde Silberspange mit vier solchen Tieren in Filigran zu sehen. Die Köpfe treffen sich in der Mitte; die grossen runden Augen sind leicht kenntlich. Der Hals geht unter dem Leibe durch, biegt nach rechts ab und erweitert sich zu einem dreieckigen Vorderschenkel. Der Leib geht von hier nach links, biegt um und erweitert sich zum Hinterschenkel. Der Schweif ist unter dem Halse durchgezogen und dann über den Leib gelegt.

Eine Betrachtung der vielen Variationen, in denen diese Tiere vorkommen, ist sehr interessant. Erfindungsgabe und künstlerische Tüchtigkeit sind nicht gering; Schönheit, in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, ist freilich nicht das Ziel gewesen, dem man bei den fortgesetzten Umbildungen des Motivs zustrebte. Man hat das Grelle und Grauenerweckende angestrebt und es glücklich zu Formen gebracht, die sich den ärgsten Missgeburten an die Seite stellen lassen, die jemals in künstlerischer Absicht hervorgebracht worden sind.

Abb. 177 zeigt zwei solche merkwürdig hässliche Tiere mit grossem Kopf und verdrehten Vordergliedern; eine Vorderpfote umfasst ein Hinterbein. Zwischen den Tieren ist ein grösserer Kopf angebracht. Diese Gruppe findet sich auf einer grossen ovalen Bronzespange.

Woher sind nun diese Tiere gekommen? Mit den älteren Formen stehen sie nicht in Verbindung. Naturtiere sind sie nicht. Für reine Phantasiegeschöpfe kann man sie nicht halten. Gleich den irischen Tieren müssen sie aus der Fremde stammen. Betrachtet man die ältesten und reinsten Formen, so kann kaum zweifelhaft sein, dass ihr Vorbild die Löwen sind, die gleich so vielen anderen klassischen Motiven in der karolingischen Kunst Aufnahme gefunden hatten. Man stand ja mit dem westlichen Europa in naher Berührung. Ein einzelner Mann fand Gefallen an den wilden Tieren und übertrug sie in das nordische Handwerk, wo sie so gut zu dem Gewimmel der anderen Tiere passten. Sie gediehen gut in ihrer neuen Heimat, änderten aber allmälig Natur und Aussehen, so dass sie schliesslich allerdings kein Zeichen klassischen Geschmacks mehr an sich trugen. Auch

von der Pflanzenwelt, welche die karolingischen Löwen in ihrer Heimat umgab, kam etwas mit in den Norden. Verschiedene prächtige Gürtelbeschläge und Spangen von Gold und Silber, reich verziert mit schönen Blättern und Ranken im karolingischen Stil, sind im Norden gefunden worden; zweifellos sind sie von den Vikingern erbeutet worden. Von solchen Stücken wurde das fremde Laubwerk übernommen. Abb. 178 zeigt eine vergoldete Bronzespange mit Blattranken in dem gleichzeitigen halbklassischen Geschmack des Westens, doch vom nordischen Handwerker roh und unbehilflich wiedergegeben.

Noch von einer dritten fremden Kunstgruppe ist eine gewisse Beeinflussung ausgegangen. Das der angelsächsischen Ornamentik eigentümliche Blattwerk ist in die Dekoration des grossen Jellingesteines (S. 282) verflochten und auf einigen gemusterten Stoffen, sowie auf verschiedenen Metallsachen zu treffen. Einen bedeutenderen künstlerischen Einfluss haben jedoch die engen Verbindungen mit dem angelsächsischen England nicht zur Folge gehabt. Aus dem Osten, den byzantinischen, arabischen, finnischen und slavischen Gebieten, mit denen der Norden damals Verbindungen hatte, scheinen keine Elemente in den Ornamentschatz der Vikingerzeit übergegangen zu sein. Dagegen sind nicht ganz selten Sachen gefunden worden, die von dort eingeführt sind, namentlich mehr oder minder wertvolle Schmucksachen, wozu noch die Metallmasse der Silberfunde kommt (S. 285). Im Vergleiche damit sind die Wertsachen, die als Vikingerbeute aus dem Westen bezeichnet werden können, verhältnismässig spärlich. Nur in Norwegen sind viele Sachen von irischer Arbeit getroffen worden, in Dänemark gar keine, und auch karolingische und angelsächsische Stücke sind hier nicht sehr zahlreich. Die Berührungen der Vikingerzeit mit Westeuropa haben mehr im Kunststil als in den Funden ihre Spuren hinterlassen. Der nordische Arbeiter entnahm seine meisten Motive der christlichen Kunst des Westens, doch wendete er sie in eigener Weise an und bildete einen besonderen Stil aus,

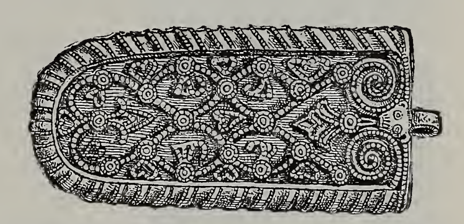


Abb. 178. Bronzespange mit karolingischen Blattranken. $^2/_3$.

der wohl nordisch genannt werden kann. Gar manche Arbeit hat bedeutenden Kunstwert. Eine eigene Kraft und Kühnheit paart sich mit wirklichem Schönheitssinn. Die Mittelpartie des Kummets S. 257, das Vogelbild auf dem Beil S. 253 und der Schlüsselgriff S. 290 gehören zu den besten Stücken. Eine Reihe schön ornamentierter Schmucksachen ist auf der beigegebenen Tafel abgebildet.

Zu oberst eine Ringspange von irischer Form, aber nordischer Arbeit, verziert mit grossen Köpfen, halb Tier, halb Mensch. Rechts eine Spange von einer allgemein vorkommenden Form, die von gewissen kleeblattförmigen karolingischen Riemenbeschlägen ausgegangen ist. Das gut ausgeführte Ornament zeigt Bandflechten, die in Tierpfoten endigen. Von der runden Spange war oben die Rede. In der Mitte der Tafel eine viereckige Spange, deren Fläche mit aufgelösten und unordentlich verschlungenen Tierleibern und Gliedern bedeckt ist; in der Mitte ragt eine Gruppe von Schlangen frei auf. Die ovale Spange darunter trägt einen Kreis von freistehenden Tierfiguren. Die Schlussstücke der Kette zeigen Köpfe und längs der Kanten nach vorn gerichtete Tierglieder. Die runde Spange und die Kette sind von Silber, die anderen Sachen von vergoldeter Bronze.

Früher wurde allgemein angenommen, dass die Tierfiguren, die in der Vikingerzeit eine so grosse Rolle spielen, eine tiefere Bedeutung hätten. Sie wurden als Drachen und Schlangen aufgefasst, welche heidnische, religiöse oder abergläubische Vorstellungen ausdrücken sollten. Heute weiss man besser, dass eigentliche Drachen, geflügelte Tiere mit Beinen und Schlangenschwanz, erst zu Beginn des 11. Jhs. in der Kunst des Auslandes und noch später im Norden auftreten. Schlangen kommen zwar vor, doch sehr selten, erst in der allerletzten heidnischen Zeit, und erst nachdem dieses Motiv Eingang in der Kunst des Auslandes gefunden hatte, woher es dem Norden zugekommen sein kann. Die Motive, die in der Vikingerzeit regelmässig verwendet werden, sind das vierfüssige Tier und der Vogel, sei es in klarer und verständlicher Form oder aufgelöst und entstellt. Es liegt nicht der geringste Grund vor anzunehmen, dass diese Bilder eine eigene Bedeutung haben sollten. Weder ihr Ursprung in der christlichen Kunst Westeuropas noch ihre Anwendung in einer reichen und wechselvollen Ornamentik gibt Veranlassung, sie für etwas anderes zu halten als für dekorative Motive von gleicher Natur wie die Bilder in der Tierornamentik der älteren Zeiten. Es sind Kunsttiere, die nichts zu erzählen haben. Sie sagen uns nur, was man damals schön und unterhaltend fand; nur auf diese Weise stellen sie den Geistes- und Gedankeninhalt der Vikingerzeit dar.

Wo sind aber dann die erzählenden Darstellungen aus dieser Zeit: Götterbilder, Heldengestalten, Darstellungen des Lebens und der Taten? Man kennt sie nicht, und es ist kaum sicher, dass es jemals eigentliche Kunstwerke dieser Art gegeben hat. Heldensagen, vielleicht auch Götterfiguren, sind auf Steinflächen in Schweden dargestellt; doch diese Bilder stammen alle aus späterer Zeit als dem 10. Jhd. Teils aus diesen Bildern, teils aus rein mittelalterlichen Darstellungen auf Taufbecken, Kirchenstühlen und Kirchenportalen, teils aus Berichten über geschnitzte Holzbilder in der isländischen Halle pflegt man zu schliessen, dass im Altertum ähnliche Kompositionen ausgeführt wurden.* Im Norden liebte man es im Mittelalter besonders, die Sagen von Sigurd dem Drachentöter und von Gunnar im Schlangenturm bildlich darzustellen; in dem von Skandinaviern besetzten Teil Englands kommen Thor, Loki und Sigyn auf christlichen Steinkreuzen vor,** alles selbstverständlich zu einer Zeit, da das Heidentum sich ausgelebt hatte und der Götterglaube in anziehende und liebe alte Erzählungen umgesetzt war. In derselben Weise kommen in der gleichzeitigen kirchlichen Kunst des Auslandes die klassisch-heidnischen Personifikationen von Sol und Luna vor. In einem angelsächsischen Pergamentbild aus dem 11. Jhd., das Christi Taufe im Jordan zeigt, ist dieser Fluss nach heidnischer Art als eine gehörnte Gottheit personifiziert, die einen Krug hält, aus dem die Wellen sprudeln.*** Mit diesen Darstellungen müssen die genannten Bilder nordischen Inhalts aus dem 11. Jhd. und aus späteren

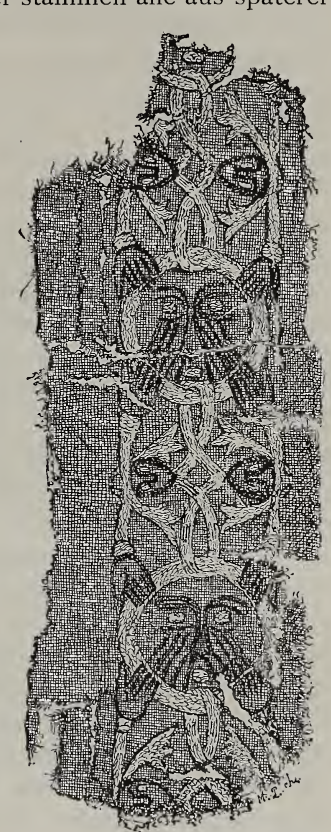


Abb. 179. Brodierter Stoffrest aus dem Mammengrabe. Aarb. 1869. $^1/_3$.

* L. Dietrichson, De norske Stavkirker, Kph. 1892, S. 74, 222. — ** Mém. d. antiqu. du Nord, 1884—89, S. 1. — *** Archæologia, London 1832, XXIV, S. 62

Zeiten zusammengestellt werden. Sie sind wesentlich mittelalterliche Kunst ohne heidnische Bedeutung und vielleicht ohne Vorbilder im Altertum.

Selbst der oben abgebildete grosse Kopf auf dem Aarhusstein (S. 252) und ähnliche auf zwei anderen dänischen Runensteinen sind gewiss nur als Dekoration zu betrachten. Sie füllen einen leeren Raum auf der Rückseite, dem Scheitel oder der Mittelfläche des Steines aus. Der grosse Kopf war damals ein gewöhnliches dekoratives Element; das ersieht man aus einem brodierten Stoffrest aus dem Mammengrabe (Abb. 179), aus der Reihe von bärtigen Köpfen auf dem Kummet von Söllested (S. 257), aus der Dekoration von Metallbeschlägen zu Kästchen, wo ähnliche Köpfe zwischen dekorative Tierbilder eingeflochten sind. Nach allem vorliegenden muss angenommen werden, dass die Kunst der Vikingerzeit ihren Ausdruck sehr selten in erzählender Darstellung gefunden hat. Wo dies geschah, ist das Bild in die Ornamentik eingeordnet und selbst im Ganzen und im Einzelnen ornamental behandelt. Wenn eine eigentliche bildliche Darstellung vorläge, würde sie für den modernen Beschauer sicherlich wie ein Stück Ornamentik aussehen. Die Kunst war dekorativ und an das Ornamentale gebunden. Die Befreiung kam erst im Mittelalter.

Erinnerungen an den heidnischen Glauben liegen nur in den kleinen Thorshämmern von Silber vor (s. d. Tafel »Schmucksachen aus der Vikingerzeit«), von denen in Dänemark 10 Exemplare gefunden worden sind.* Aus Schweden kennt man etwa die gleiche Anzahl, aus Norwegen dagegen nur ein einziges Exemplar. Sie waren mittelst eines kleinen Ringes am Ende des Hammerschaftes zum Tragen an einer Halskette oder Schnur eingerichtet. Die auf der Tafel abgebildete Kette mit dem dazu gehörigen Hammer ist bei Mandemark auf Möen zusammen mit vielen anderen Sachen von Gold und Silber gefunden worden.

Diese Hängestücke dienten jedoch nicht allein zum Schmuck. Wenn sie die Form eines Hammers hatten, so war es, weil sie Mjölnir vorstellen sollten. Sie waren Thorssymbole, die als heilige und beschützende Zeichen getragen wurden. Dass dieses Emblem erst in der Vikingerzeit erscheint und dass es nur in

* Henry Petersen, Om Nordboernes Gudedyrkelse i Hedenold, Kjöbenhavn 1876, S. 124. — Zeitschrift f. Ethnologie, Berlin, Register: »Thorshammer«. — Soph. Müller, Système préh. 657.

den Silberfunden vorkommt, die sich frühestens in die zweite Hälfte des 10. Jhs. setzen lassen, ist wohl merkwürdig (S. 285). Doch ist es nicht unerklärlich, dass man erst zu dieser Zeit, veranlasst durch das christliche Hängekreuz, das von Ausländern und gewiss bereits von vielen nordischen Männern getragen wurde, begonnen hat, das alte göttliche Zeichen als persönliches Emblem zu verwenden. Das Hammerzeichen kam nun auch anderswo zum Vorschein. Man findet es auf Runensteinen eingemeisselt, und zwar auf mehreren schwedischen und auf zwei dänischen, von denen jedoch nur einer aus heidnischer Zeit stammt. Auf diesem, bei der Læborg Kirche, Amt Ribe, liegenden Stein ist der Hammer sowohl vor als hinter der Inschrift eingemeisselt. Er besagt hier dasselbe wie die Worte auf zwei anderen dänischen Runensteinen: »Thor weihe diese Runen« — »Thor weihe diesen Hügel«. So heisst es auf dem Stein bei Glavendrup, Amt Odense, der auf seinem ursprünglichen Platze steht, und auf einem Stein, der bei der Virring Kirche im Amte Randers aufgestellt ist. Das Thorszeichen diente zur Einweihung und Beschützung des Denkmals. So wurde ja auch das christliche Kreuz gleichzeitig im Westen verwendet, und so war ehedem die heilige Doppelaxt über griechische Inschriften in Karien gesetzt worden; der Hauptgott war hier mit einer kurzgestielten Doppelaxt bewaffnet, die dem nordischen Thorshammer sehr ähnlich ist.* Man könnte das für eine sehr fernliegende und gesuchte Parallele halten, doch ist es nicht zweifelhaft, dass zwischen dem nordischen, mit dem eigentümlichen Hammer bewaffneten Donnergott und Jupiter Labrandeus in Karien, den anderen mit Äxten bewaffneten Gottheiten, teils im Orient, teils auf klassischem Boden, und dem Hammergott in Gallien und Siebenbürgen, der aus c. 100 Bildern bekannt ist**, eine nahe Verbindung besteht.

Wenn sich nicht mehr Erinnerungen an das Heidentum nachweisen lassen, so ist es nicht zu verwundern, dass auch die Anfänge des Christentums in Dänemark nicht viele Spuren hinterlassen haben. Ein und die andere christliche Darstellung hat sich in den Norden verirrt und ist hier ohne tiefere Bedeutung wiedergegeben worden. So z. B. ist in Abb. 180, wo man Beine und Unterleib eines Mannes aus dem Rachen eines Ungeheuers

* Perrot et Chipiez, Histoire de l'art dans l'Antiquité, Paris V, 310.

** S. Reinach, Antiquités nationales, Bronces, Paris, S. 137.

herausragen sieht, Jonas und der Walfisch oder der Löwe von Juda mit seiner Beute zu erkennen; ob es das erstere oder das letztere sein soll, lässt sich nicht entscheiden, da das Tier nach gewöhnlicher nordisch-irischer Schablone geformt ist. Beide Darstellungen waren in der gleichzeitigen christlichen Kunst sehr häufig, wobei das Tier, das die menschliche Figur im Maule hat, mit grösster Freiheit behandelt wurde; schon in der altchristlichen Kunst in Italien wird der Walfisch als ein grosses vierfüssiges Säugetier gezeichnet.* In der nordischen Darstellung ist jedoch weder an einen Walfisch noch an einen Löwen gedacht worden, man sah darin nur ein amüsantes Bild, das zu allerhand anderen Ornamenten auf der Seitenfläche eines Kummets passte.

Das einzige wirklich christliche Denkmal, das man aus dem 10. Jhd. kennt, sind die Bilder auf dem grossen Jellingestein. Daneben pflegt man auch noch ein kleines Hängekreuz von vergoldeter Bronze anzuführen, das im J. 1861 bei Erdarbeiten in der Füllerde des Gorms-Hügels gefunden worden ist; es ist aber nur ein Bronzebeschlag, der zufällig Kreuzform hat. Die grossen Steinbilder verdienen daher eine besondere Betrachtung, als einzig dastehende Denkmäler von der Scheide des Altertums und Mittelalters, der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeit, des Heidentums und Christentums.

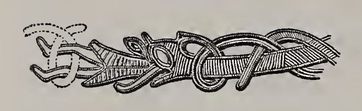


Abb. 180. Ornament vom Kummet aus Mammen. 1/2.

Die Hauptfläche des Steines nimmt die Inschrift ein (S. 248). Die Hinterseite, die unter einem Winkel in zwei Flächen gebrochen ist, wird von den Bildern ausgefüllt (Abb. 181—182). Diese waren nicht die Hauptsache bei dem Monument, sondern wurden wohl mehr als Ausschmückung betrachtet. Das Christusbild liegt unmittelbar in der Steinfläche; das Kreuz fehlt, wie so oft in der irischen Kunst. An seine Stelle treten Bandschlingen, die hie und da in Blattspitzen auslaufen. Die Figur wurde dadurch gewissermassen an die Fläche gefesselt gedacht, gleichwie sich Schleifen und Schlingen, Bilder und Inschrift einrahmend, um den Stein winden. Diese Schlingen um die Arme und Beine des Bildes, halb Blattranken, halb Bandflechten, und

* Joseph Anderson, Scotland in early christian times, Edinburgh 1881, S. 153.

selbst ein Detail wie der Ring um den Leib der Figur, sind aus der westlichen Kunst wohl bekannt. Das gegenüberstehende Bild ist nicht minder von fremder Schule, obzwar die Details das Gepräge der nordischen Hand tragen. Die doppelten Kontourlinien des Tierleibes und die Spiralen an den Schenkeln kennt man von Metallarbeiten; der Schweif läuft in ein angelsächsisches Blattbüschel aus, und denselben Charakter haben die Blattspitzen, in die Nackenschopf und Zunge endigen. Zum Vergleiche diene die Verzierung eines Vorderstevens von der Arche



Abb. 181—182. Der grosse Jellingestein.
Nach L. Wimmer, De danske Runemindesmærker.

Noah, die einem der ausgezeichnetsten angelsächsischen Bücher aus dem 11. Jhd. entnommen ist (Abb. 183). Hier wie dort hat das Tier eine Schlange um den Hals.

Man hat in diesem stolz ausschreitenden, von einer Schlange umwundenen Tier eine tiefere Meinung gesucht; es sollte ein heidnisches Bild sein, oder das Heidentum und die bösen Mächte bedeuten, oder auch den Löwen von Juda, der mit der alten Schlange kämpft. Dabei ist kaum bedacht worden, wie allgemein dieselbe Darstellung eines schreitenden oder laufenden vierfüssigen Tieres, das von Schlangen umgeben ist, sowohl in

der spätirischen Kunst als auch in den von dieser beeinflussten nordischen Stilgruppen ist. In irischen Manuskripten bilden diese Tiere die reich variierten Initialen; sie bedecken in sinnreichem Netzmuster die ganze Fläche des berühmten irischen Cong-Kreuzes; sie schmücken den auf dem St. Pauls Friedhof in London entdeckten nordischen Grabstein mit Runeninschrift (S. 266); an der Aussenseite der Urnes Kirche in Norwegen sind dieselben Tiere in Holz ausgeschnitzt, auf zahlreichen schwedischen Runensteinen in Stein gehauen; endlich kommen sie auf mehreren in Dänemark gefundenen kleinen Bronzespangen vor (Abb. 184). Überall sind die Schlange und das grosse Tier vereinigt; alle diese Kompositionen müssen einen gemeinsamen Ursprung und eine gemeinsame Bedeutung haben. Sie stammen alle aus der Zeit um das Jahr 1000 oder aus einer späteren Zeit; vorher sind sie unbekannt. Somit können sie kein Erbe aus dem Heidentum sein. In irischen Initialen angewendet können sie überhaupt nichts mit dem Heidentum zu tun haben; sie müssten dann jedenfalls eine christliche Bedeutung haben. Aber die ganze ornamentale Art, wie sie angewendet werden, und der Umstand, dass sie in der irischen Ornamentik einfach an Stelle der älteren Bilder traten, unter denen die Schlange nicht vorkommt, zeigt, dass sie nur Dekorationsmotive sind. Es ist das Kunsttier, das Ornament der Zeit, wie das Akanthusblatt das stehende griechische Motiv war und der geflügelte Drache es später im Mittelalter wurde. Das Ungeheuer und die Schlange auf dem Jellingestein sind daher nur als eine Dekoration aufzufassen, die schönste und beste, und beinahe auch die einzige, die man damals kannte.



Abb. 183. Stevenverzierung von der Arche Noah, aus Aelfriks Heptateuch im British Museum. 1/2.

Ebenso wie die gleichzeitigen Bilder auf Stein und die Runeninschriften sind auch die Darstellungen des Jellingesteines in ziemlich tief eingehauenen Linien ausgeführt. Zugleich ist der Grund um die Figuren und Schlingen etwas vertieft, so dass diese in ganz flachem Relief dastehen. Die ganze Behandlung der Steinfläche ist gewiss eine Übertragung von der Holzarbeit, an die man mehr gewöhnt war. Die zierliche und tüchtige Behandlung des Holzes bezeugt das geschnitzte und mit dem Hobel profilierte Holzwerk aus der Grabkammer Gorms. Die durch-

brochen gemusterten Holzplatten (S. 251) sind mit Ölfarben bemalt, Gelb, Rot und Schwarz, gewiss den damals ausschliesslich oder doch in der Regel verwendeten Farben, den gleichen, die auf verschiedenen Teilen des bei Gokstad in Norwegen ausgegrabenen Schiffes gebraucht sind. Auch die Metallarbeiten bezeugen eine technische Fertigkeit, die sicherlich nicht geringer war als die zeitgenössische des Auslandes.* Schwert und Speer sind nicht selten damasziert oder mit Ornamenten in Silber und Bronze eingelegt; feine Drähte oder Bänder von diesen Metallen wurden in die Fläche des Eisens eingehämmert. Die Bronze wurde sowohl dick gegossen als getrieben und gewöhnlich vergoldet. Eine hervorragende Rolle endlich spielt das Silber, das jetzt auf eine neue Art und in bis dahin unbekannten Formen verarbeitet wurde.

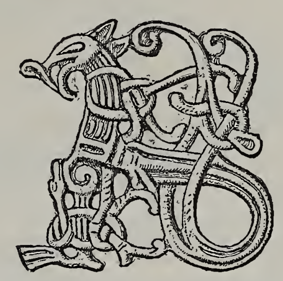


Abb. 184. Tierbild von einer dänischen Bronzespange. Aarb. 1880. $^1/_1$.

Silber war das gewöhnliche Wert- und Schmuckmetall der Zeit; im Hinblick auf die Reihe von Silberfunden könnte man diese Zeit wohl Silberzeit nennen im Gegensatz zu der vorhergehenden Goldzeit (S. 204).

Der grösste dieser Funde wurde im J. 1835 bei Vaalse auf Falster nur 20 Schritt vom Strande ausgepflügt. Die Sachen lagen in einem Bronzegefässe. Man fand eine Reihe von Hals- und Armringen, zwei kleine Thorshämmer (S. 280), zahlreiche Bruchstücke von Ringen und anderen Schmucksachen, mannigfaltige, grösstenteils zerbrochene Stangen und Barren — Alles von Silber, und dazu noch einen Schatz von ganzen oder fragmentierten Silbermünzen. Von westeuropäischen Münzen fanden sich hier 368 Stück, die meisten zwischen 950 und 990 geprägt, darunter nur 6 englische, der Rest deutsche, meist Nachahmungen von Münzen Karls d. Gr. Ein Fragment einer byzantinischen Münze ist zwischen 948 und 959 geprägt. Dazu kommt eine Menge orientalischer Münzen, von denen sich 160 bestimmen lassen, die ältesten aus dem J. 750, die jüngsten aus dem J. 972, hauptsächlich mit der Prägung samanidischer Fürsten in Chorasan.

Dieser Fund gibt eine allgemeine Vorstellung von der im ganzen 25 grössere und kleinere Silberfunde umfassenden Hauptgruppe solcher Funde in Dänemark und zugleich von dem Inhalt einzelner Funde, in denen an die Stelle des Silbers teilweise Gold tritt; dieses kostbarere Metall besass man nämlich noch immer in nicht unbedeutender Menge. Diese Funde enthalten

* J. J. A. Worsaae, De Danskes Kultur i Vikingetiden, Kph. 1873.

durchgängig Hals- und Armringe, vollständige und gut erhaltene, sowie Hacksilber, d. h. Bruchstücke verschiedener Schmucksachen, Ringe, Ketten, Perlen, Nadeln, Hängezierate, Barren, Stangen und endlich Münzen. Das Metall hat grösstenteils zur Bezahlung gedient. Die starke Zerhackung und Zerbrechung sowohl von Schmucksachen als von Barren lässt sich nur daraus erklären, dass man sich derart die kleineren Wertstücke verschaffte, deren man beim Abwägen des Metalls auf Wagschalen bedurfte; ferner weisen viele Stücke wiederholt kleine Messereinschnitte auf, da man den Gehalt auf diese Weise prüfte. Diese Funde entsprechen also ganz den Metallfunden der Bronzezeit (Bd. I, S. 426) und den Münzfunden der Völkerwanderungszeit (S. 81).

Die hübschen und eigentümlich aussehenden Silberschmucksachen sind bald aus sehr dicken, bald aus ganz feinen Fäden hergestellt, die kunstvoll mit einander zusammengewunden und bisweilen auch geflochten sind (Abb. 185—187). Sowohl diese Formen als diese Herstellungsarten sind fremd und stammen aus denselben Gegenden wie die orientalischen Münzen. Die Sachen selbst aber sind sicherlich grösstenteils heimische Arbeiten, namentlich die nicht zerbrochenen Schmuckstücke. Unter dem Hacksilber, das man entsprechend dem »Ringgold« (S. 204) wohl »Ringsilber« nennen könnte, weil zerbrochene Ringe die Hauptmasse ausmachen, trifft man dagegen häufiger fremde Stücke, sowohl schwedische als arabische, deren Form unter den ganzen und in gutem Zustande erhaltenen Sachen nicht anzutreffen ist. Es ist ja auch ganz natürlich, dass das Bezahlungssilber gleich den Münzen weit herum kam. Die eingestempelten Ornamente, besonders das Dreieck mit einem oder mehreren Punkten innerhalb (Abb. 187), sind nicht, wie angenommen wird, ein Kennzeichen arabischen Fabrikates; mit denselben Stempeln sind nämlich auch rein nordische Formen ornamentiert, wie die kleinen Thorshämmer und die ovalen Bronzespangen (vgl. die Tafel).

Man hat also hier wie schon so oft in früheren Zeiten das Fremde übernommen und sich zu eigen gemacht. Es wäre eine vollständige Verkennung der nordischen Arbeit, wollte man annehmen, dass der nordische Handwerker nicht im Stande gewesen sei, so feinen Schmuck herzustellen. Die vielen vortrefflich ausgeführten Sachen in Silberfiligran mit nordischen Tierornamenten (s. d. Tafel links oben) und verschiedene mit Niello eingelegte Silberarbeiten — die Schlussstücke der Kette auf der

Tafel, verschiedene prächtige Silbernadeln, der Becher aus dem Jellingegrabe u. s. w. — stehen den arabischen Silberarbeiten keineswegs nach. Man muss sich auch vor Augen halten, wie fein und zierlich in der vorhergehenden Periode das Gold behandelt wurde. Die Arbeitstechnik, das Winden oder Flechten des Silberdrahts, die Form der Schmucksachen und endlich das Metall selbst, alles das aber ist fremd und eingeführt.

Auf neuen Handelswegen erreichte der Silberstrom nicht bloss Dänemark, sondern auch die anderen skandinavischen Länder, sowie Russland, Ungarn und das östliche Norddeutschland, wo sehr viele ähnliche Funde gemacht worden sind.* Zeit und Aus-

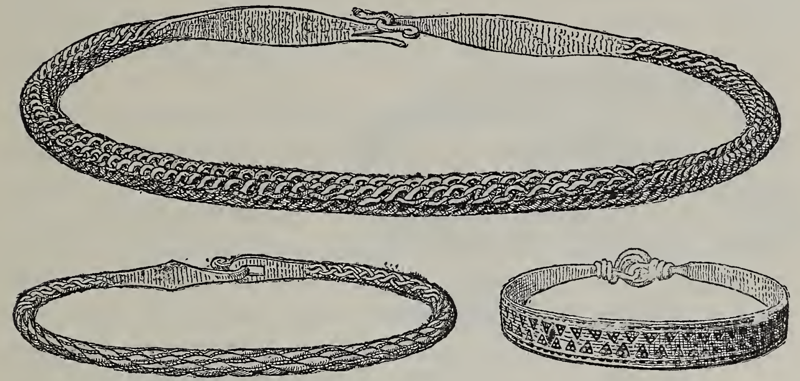


Abb. 185—187. Silberne Hals- und Armringe. $^1/_2$.

gangspunkt werden durch die Münzen bestimmt. Zwar enthalten die Silberfunde viele deutsche Münzen — über vierthalbtausend auf dem heutigen dänischen Gebiete —, meist aus den Jahren 930—1002, und auch angelsächsische sind nicht selten — man zählt in den dänischen Funden über anderthalbtausend, geprägt zwischen 950 und 1016; über dreitausend aber sind kufische Münzen, so genannt nach der Stadt Kufa am Euphrat, grösstenteils geprägt zwischen 900 und 970 für samanidische Fürsten in den Ländern östlich vom kaspischen See. Arabische Kaufleute kamen nach den Handelsplätzen an den Küsten der Ostsee und tauschten nordische Waren, namentlich Pelzwerk, gegen Silber-

* Oscar Montelius, in Sveriges Historie I, Stockholm 1877, 193. — Jacob, Welche Handelsstrassen bezogen die Araber, Berlin 1891. — Mecklenburgische Jahrbücher 58, S. 173.

münzen und Schmucksachen ein, die zu Vorbildern für die nordische Industrie wurden.

Ausser den bisher betrachteten Funden, die nach dem Zeugnis der Münzen in das 10. Jhd. fallen, liegt eine kleinere Reihe von 9 Funden vor, die augenscheinlich etwas älter sind und vermutlich aus dem 9. Jhd. stammen. In diesen Funden kommen keine geflochtenen und gewundenen Ringe, keine Filigranarbeit und keine Münzen vor. Sie enthalten nur Barren, Bezahlungssilber und Ringe von eigenartigen Formen und mit eigentümlichen Ornamenten. Abb. 188 zeigt einen solchen Armring, der aus einem spiralisch eingerollten Halsring hergestellt ist. Ganz entsprechende Ringe sind im Inneren von Russland gefunden worden. Diese Fundgruppe repräsentiert die ältesten Verbindungen mit dem Orient, ehe der grosse Silberimport in vollem Umfange begonnen hatte.

Ob nun alle diese Werte einfach als Depots, die man wieder beheben wollte (Bd. I, S. 424, II, S. 178), aufzufassen sind oder ob andere Gedanken bei der Niederlegung bestimmend waren, lässt sich schwer entscheiden. Das Verbreitungsgebiet dieser Schätze hängt gewiss wesentlich mit den Handelsverhältnissen zusammen. Aber der Viking war es, der das Silber nach dem Norden brachte. Dies kann man daraus schliessen, dass erst die Münzen des angelsächsischen Königs Ethelred am Schlusse des 10. Jhs. in grösserer Menge auftreten, desjenigen Königs, der oft die Dänenschatzung entrichten musste. Ebenso haben schwedische Männer den Silberstrom aus dem Osten herübergeleitet, da dieser erst vom Schlusse des 9. Jhs. an stark zufliesst, seit der Zeit, da Rurik sein Reich in Nowgorod gegründet hatte. Aus der Hand des Kriegers ging das Silber aber in die Hand des Handelsmannes über. Die Schatzfunde sind am zahlreichsten und grössten gegen Osten, namentlich auf Gotland und Bornholm, wo das Handelsleben noch immer wie früher seine Centren hatte (S. 81); in Norddeutschland reichen sie nur bis zur Elbe, in Norwegen und auf den britischen Inseln sind sie sehr selten. Gleich den Schatzfunden aus anderen Zeiten liegen sie in geringer Tiefe, 1—1½ Fuss tief in Feld oder Moor, wo sie bei gewöhnlichen Feldarbeiten zu Tage kommen; nicht selten sind sie in der Nähe eines Grabhügels aus älterer Zeit oder bei einem grossen Stein vergraben. Die Stücke liegen oft in einem Gefäss von Thon oder Bronze, bisweilen in einem Lederbeutel; ganz

ähnlich sind die Münzfunde des Mittelalters niedergelegt. Und doch scheint bei diesen Schätzen der Vikingerzeit Anlass vorzuliegen, an die oben erwähnte Stelle der Ynglingasaga (Bd. I, S. 442) zu denken. Ausser den Schatzfunden ist eine auffallend grosse Anzahl von einzeln niedergelegten Armringen aus Silber und Gold zum Vorschein gekommen, und verschiedene Funde haben gleich den Votivfunden aus älteren Perioden (Bd. I, S. 430, Bd. II, S. 178) wertvolle Gegenstände ein und derselben Art, Ringe, Silberbecher, Schwerter oder Beile enthalten. Vielleicht bilden sie den Abschluss der Niederlegungen religiösen Charakters, die schon in der Steinzeit vorkommen.

Nicht unwichtig für die Frage nach der heimischen Fabrikation der zahlreichen Silberarbeiten und im ganzen für die richtige Auffassung des Handwerks der Vikingerzeit ist der Umstand, dass die Geräte selbst, mit denen gearbeitet wurde, in den s. g. Werkstättenfunden vorliegen.

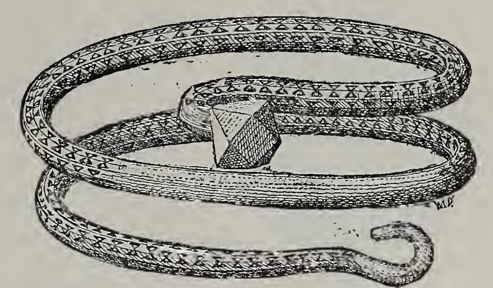


Abb. 188. Armring. Aarb. 1892. 1/2.

Am häufigsten trifft man Schmiedegeräte, Ambosse, schwere Hämmer, Feilen, Eisen mit Löchern zur Verfertigung von Nägeln, Zangen, Scheren zur Metallarbeit u. s. w. Zur Bearbeitung des Holzes hatte man schwere Bohrer, Meissel und Beile mit Schafttülle, kleine Hämmer und grosse Raspeln. Mehrere dieser Formen wurden bereits in der Völkerwanderungszeit angewendet, wie der Vimoorfund gelehrt hat (S. 147). Unlängst sind auch Hammer und Zange in Gräbern aus derselben Zeit gefunden worden. Die später zur Vikingerzeit verwendeten Geräte waren jedoch grösser und von schwereren Formen, und gleichen im ganzen sehr den heute gebräuchlichen Werkzeugen. Ausserdem enthalten einzelne dieser Funde neue oder alte und zerbrochene Metallsachen, alles zusammen in einem Thongefäss oder Holzkästchen liegend; von letzteren haben sich aber nur die Metallteile erhalten. Die 6 vorliegenden Funde dieser Art aus Feld oder Moor haben somit, gleich den Gussstättenfunden der Bronzezeit (Bd. I, S. 426),

ganz den richtigen Charakter von Funden, die Geräte und Eigentum des Handwerkers enthalten.

Der grösste dieser Funde stammt aus Thiele im Amte Viborg.* Zusammen mit einigen Werkzeugen der genannten Arten, Ambossen, Hämmern, Zangen, Feilen, Meisseln, Nageleisen und Schere, fand man hier zwei Giesskellen von Eisen mit erstarrter Metallmasse, Gewichte und Teile einer Wagschale, einige Sicheln, ein Beil und Teile von zahlreichen zerbrochenen Metallgegenständen. Zwei in zierliche Tierköpfe von Bronze auslaufende Eisenkrampen haben zum Schloss eines Holzkästchens gehört, das alle diese Stücke enthalten hatte. Prächtige Beschläge von Holzkästchen aus ornamentierter und vergoldeter Bronze sowie Bronzeschlüssel, verziert mit den gewöhnlichen Tierfiguren (Abb. 189), liegen in anderen Funden vor.

Wenn auch im Vergleiche zu den älteren Perioden und zu den gleichzeitigen Funden aus Schweden und Norwegen wenig aus der Vikingerzeit Dänemarks erhalten ist, so liefern doch Denkmäler und Funde bedeutsame Beiträge zur Aufklärung der meisten Seiten des Kulturlebens. Alle diese Einzelzüge sind oben berührt worden: Befestigungen, Gräber, Gedenksteine und religiöse Vorstellungen — Handwerk und Industrie — Handel und Bezahlungsmittel — Kunst und Buchstabenschrift — Waffen des Mannes und Schmucksachen, Kleidung und sonstige Ausstattung der Frau — Hausrat, Reitzeug und Fuhrwerk u. s. w. Im Detail' betrachtet, enthält alles dies eine reiche Fülle von Aufklärungen. Nur auf einem Punkte fehlt der Stoff fast ganz: von den Wohnungen weiss man nicht viel mehr, als dass sie aus Holz waren; erst seit dem 11. Jhd. sind Bauteile erhalten. Wahrscheinlich hatte das Haus rechteckige Form, einen Eingang in der Giebelwand und ein Walmdach. Der Baugrund solcher Häuser ist in Schweden bereits in einem früheren Abschnitte der Eisenzeit nachgewiesen.** Nach der Kammer im Jellingehügel darf man wohl auch schliessen, dass die Wände aus aufrecht stehenden Planken konstruiert, die Deckenbalken zusammengekehlt, und die Details abgehobelt, mit Schnitzerei verziert und bemalt waren.



Abb. 189. Schlüssel. $^2/_3$.

* Annaler for nordisk Oldkyndighed, 1858, S. 191.

** Aarb. f. nord. Oldk. 1894, 377. — Svenska fornminnesföreningens tidskrift VII, 192; IX, 11. — Valtýr Guđmundsson, Privatboligen paa Island i Sagatiden, Kjöbenhavn 1889.

Auf diesem Punkte wie überall muss das ausländische Mittelalter seinen Einfluss bereits geltend gemacht haben. Im Norden aber ist diese Zeit noch zu dem Altertum zu rechnen. Die Grenze dieses Zeitraumes ist dort anzusetzen, wo seine Denkmäler von denen des Mittelalters abgelöst werden. Die erste Verkündigung des Christentums in Dänemark bildet jedenfalls keine merkbare Grenzscheide. Schon um 700 trat der erste christliche Missionär auf, und 826 wurde ein nordischer König zu Ingelheim bei Mainz getauft; Ansgar begleitete ihn auf seiner Rückreise, und nun verbreitete sich das Christentum auf verschiedenen Wegen. In den Hinterlassenschaften dieser Zeit zeigt sich aber davon keine Spur. Was aus dem 9. und 10. Jhd. erhalten ist, hat das Gepräge des Heidentums und Altertums.

Kaum ein einziges Denkmal von eigentlich mittelalterlicher Art und Form lässt sich über das Jahr 1000 zurückführen, es wären denn die ältesten Burgwälle. Das Danevirke dagegen ist ein Werk nach der Art des Altertums; die Jellingehügel sind Denkmäler des Altertums gleich den zu ihnen gehörigen Runensteinen, wenn auch der eine davon eine christliche Darstellung trägt. Kurz vor dem Jahre 1000 wurden bei Hedeby Hügel und Runensteine über Mannen Sven Tveskjægs errichtet. Bis zum Jahre 1000 war die Kunst mit der alten Tierornamentik eng verbunden; erst nachher stellte sich der mittelalterliche geflügelte Drache ein. Im Hvilehöi bei Randers, der eine heidnische Grabausstattung enthielt (S. 256), traf man eine Münze Ottos I. (936—962), und auf Refsnæs ist zusammen mit einer Kollektion von Schmucksachen, die den in Gräbern vorkommenden entspricht, eine Münze aus derselben Zeit gefunden worden. Die Thorshämmer von Silber gehören zu Funden aus der letzten Hälfte des Jahrhunderts. Nach allen diesen Zeugnissen fällt der Schluss des Altertums mit der vollständigen Einführung des Christentums in Dänemark zusammen, der Zeit, als König Harald auf den Gedenkstein von Jellinge schrieb, dass er alle Dänen zu Christen machte. Das Altertum fand somit in der zweiten Hälfte des 10. Jhs. oder um das J. 1000 seinen Abschluss. Damit schliesst auch dieses Buch, das von Kulturzuständen ausging, die mehr als 3000 Jahre vor Christi Geburt liegen.

SCHLUSSBETRACHTUNG.

MITTEL, ZIEL UND METHODE.

Einsammeln des Stoffes. — Beobachtung. — Regeln. — Typen. — Induktion und Deduktion. — Nachweis der Ursachen. — Analogieschlüsse. — Lokale und chronologische Übereinstimmungen. — Stoffreihen und Stoffgesamtheiten. — Hypothesen. — Hilfsfächer. — Ziel.

Am Schlusse des langen Weges angelangt, der von den Muschelhaufen der Steinzeit durch die Jahrtausende zu dem Christusbilde auf dem Jellingestein führte, wird man wohl den Blick über diese weite Strecke zurückschweifen lassen. Es lässt sich nun beurteilen, was erreicht worden ist, und erkennen, welche Aufgabe die vorgeschichtliche Archäologie hat; zugleich ist klar geworden, welche Mittel ihr zur Verfügung stehen und wie der Stoff behandelt wird.

Man wird nun gewiss erwarten, dass über Ziel, Mittel und Methode der Archäologie im Zusammenhang Rechenschaft gegeben werde. So möge denn der Versuch gemacht werden, einen Umriss davon zu geben, so klar, aber auch so knapp wie möglich. Denn es ist eigentlich weder verlockend, einen solchen zu zeichnen, noch ihn zu betrachten. Alles sieht so selbstverständlich aus. Und doch muss ein und das andere bisher weniger durchdachte Verhältnis näher besprochen werden.*

Unsere Darstellung wird gezeigt haben, dass Funde und Denkmäler nicht das letzte Ziel der Archäologie bilden. Dieses

* J. J. A. Worsaae, Aarb. f. nord. Oldkynd. 1877; Nordisk Tidskrift, Stockholm 1884. — Oscar Montelius, Antiqvarisk tidskrift för Sverige, VIII Nr. 3. — Johannes C. H. R. Steenstrup, Historisk Tidskrift, Kjöbenhavn, 6. R.. VI, 114. — Sophus Müller, Aarböger for nordisk Oldkyndighed 1884.

ist ein höheres; es ist die ganze Vorgeschichte des Landes nach ihrem inneren Zusammenhang und chronologischen Verlauf, wie sie in gleichzeitigen Quellen, den erhaltenen Altertumsresten jeder Art vorliegt. Was sich nach diesen Quellen schreiben lässt, ist vor allem die Geschichte der Kultur. Doch kommt man noch viel weiter. Die Prähistorie umfasst eine Summe von Wissen über die Vorzeit, merkwürdig reich, vielseitig und sicher in Einzelheiten und Hauptzügen, und daneben merkwürdig arm und lückenhaft in Grossem und Kleinem. Es ist eine Geschichte eigener Art, beruhend auf der besonderen Natur der Quellen. Die vorgeschichtliche Forschung hat ihr eigenes Gebiet; hier muss ein eigenes Gesetz und eigenes Recht herrschen. Niemand verlangt von der Geschichte des Mittelalters dasselbe wie von der der Neuzeit, von der Geschichte der Kunst dasselbe wie von der des Staatslebens. So hat auch die Prähistorie einen eigenen Wissensinhalt, der das Sonderleben der Völker und ihr Zusammenleben mit der Umgebung, die Zustände in ihrem Aufkommen, Bestehen und Vergehen, einzelne Individuen und ganze Völker, grosse Begebenheiten und kleine Züge aus dem täglichen Leben, Gedanken, Gefühle, Fähigkeiten und Anlagen in sich schliesst — alles das bald reicher und klarer, bald spärlicher und dunkler, als es in der eigentlichen Geschichte zu finden ist.

Wenn auch Altertümer und Denkmäler nicht das letzte Ziel bilden, so sind sie doch das erste. Ohne sie kann keine Kenntnis erworben werden; je grösser und besser der Stoff, desto zahlreichere und brauchbarere Beobachtungen. Die erste wichtige Aufgabe bildet daher die Beibringung des Stoffes. Dabei wirken gar viele mit, der Bauer, der sich langsam hinter dem Pfluge bückt, um aufzuheben, was der Zufall bietet, der Finder, der aufmerksam nach dem eigentümlichen Objekt greift, das vor seinen Füssen liegt, der Sammler, der seine teuren Sachen hütet, die sein Fleiss und sein Interesse im Laufe von Jahren zusammengetragen haben. Die vorgeschichtliche Archäologie hat somit viele Helfer in weiten Kreisen.

Wo dagegen der Stoff durch Ausgrabung herbeizuschaffen ist, bedarf es der vollen Fachkenntnis. Jedesmal, so oft eine solche Untersuchung stattfindet, verschwindet nämlich ein Stück Altertum, das nicht mehr ersetzt werden kann, und wird ein Zusammenhang von Zeugnissen zerstört, der nie wieder hergestellt werden kann. Selbst der Erfahrenste, am besten Ausgebildete

geht daher an seine Untersuchung voll Ängstlichkeit, dass nur ja kein Fund oder Fundverhältnis seiner Aufmerksamkeit entgehe. Keine unkundige Hand darf also einen Zusammenhang aus dem Altertum auflösen; kein hervorragender Gelehrter darf sich für zu gut halten, die Ausgrabung selbst zu leiten; keine Ausgabe ist zu gross, um die Untersuchung mit der peinlichsten Sorgfalt vorzunehmen und alles, was nicht mitgenommen und gesichert werden kann, in Aufzeichnung und Bild festzuhalten.

Der eingesammelte Stoff vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht und vermehrt sich beständig. Die privaten Sammlungen gehen nach und nach in öffentliche Museen über; dorthin, zur rechten Stätte, bringt Jedermann den Fund, den ihm der Zufall in die Hand spielte. Im Museum wird der Stoff für das Studium zurechtgelegt, er wird in Schrift und Druck dargestellt, und in übersichtliche Reihen und Fächer geordnet. Ringsum im Lande werden die Denkmäler dem Studium der Nachwelt durch gesetzliche Beschützung erhalten. Die Herbeischaffung und Erhaltung der Hinterlassenschaften der Vorzeit ist das erste wichtige Ziel der Archäologie.

Der Zweck des Sammelns und Konservierens aber ist, Kenntnisse zu gewinnen. Vieles macht nun gleich und unmittelbar einen Eindruck auf Geist und Gedanken. Die Feuerstein- und Metallarbeit zieht durch Schönheit und Behandlung an; das Monument wirkt durch Anlage und Grösse; die Denkmäler der fernen Vorzeit sprechen direkt zum Gefühl. Jeder normal veranlagte Mensch, er sei gering oder hoch entwickelt, hat die Fähigkeit, diese Eindrücke aufzunehmen. Auch hier also steht die Archäologie in wesentlicher Beziehung zu allen, denen die Natur Sinn und Auge verlieh.

Schon hierin birgt sich die Beobachtung — ein leichter und rasch fertiger Vorgang, wird man sagen, da ja jeder sehen kann. Und doch steht es so, dass zwar viele die Objekte ansehen, aber nur wenige etwas aus ihnen ersehen. Nicht allen fällt es gleich leicht zu sehen; je nach der verschiedenen Art, wie das Auge geschärft ist, entdeckt der eine dies, der andere jenes. Eine Generation nach der anderen wendet sich demselben Stoffe zu, und beständig wird etwas neues und richtigeres gesehen. Die Benagung der Knochen aus den alten Muschelhaufen durch den Hund bemerkte der gelehrte Naturforscher (Bd. I, S. 8); das erste Weizenkorn in Thongefässen des Altertums

sah der Dorfschullehrer (Bd. I, S. 205). Auf Grundlage von Beobachtungen ist dieses Buch geschrieben, und Beobachtungen sind das Alpha und das Omega jeder archäologischen Forschung.

Und doch lässt sich nicht läugnen, dass ein und der andere wissenschaftliche Archäologe keine Beobachtungen zu machen versteht. Er würde ratlos vor dem offenen Ausgrabungsfelde stehen; er nimmt lieber die Abbildung als das Objekt selbst zur Hand; er überlässt es anderen, für ihn zu sehen. Gewiss ist es beständig notwendig, auch die Beobachtungen anderer zu benützen. Auch der Astronom kann nicht alles selbst observieren; wie er aber observiert haben und damit beständig fortfahren muss, so muss auch der Archäologe beobachtet haben und diese Tätigkeit beständig fortsetzen; denn dies ist die Basis für die ganze weitere Arbeit.

An die Beobachtung knüpft sich sogleich eine Menge von Schlüssen über Grosses und Kleines. Man sieht die Gürtelplatte im Grabe an der Gürtelstelle liegen; sie war also ein Schmuckstück, nicht eine Schildbuckel (Bd. I, S. 276). Welche Fülle von Schlüssen über Kultur, Geistesentwicklung und technische Fertigkeit knüpft sich nicht an die Betrachtung eines Bronzelurs! Doch alle diese Schlüsse gehen nur auf das Einzelne. Dass ein Bronzeschwert einmal in der vorhistorischen Zeit angewendet wurde, hat keine weitere Bedeutung. Interessant ist erst, dass das Land mit wohlgerüsteten Kriegern gefüllt war. Das Allgemeingiltige, die Regel ist es, was gesucht wird; gefunden wird sie durch Wiederholung der Beobachtung. Was man zehnmal beobachtet hat, war ziemlich allgemein; was noch öfter oder in vielen Fällen zu sehen ist, kann als Regel betrachtet werden. So werden alle allgemeinen Resultate erschlossen, kleine, wie z. B. dass die Frau zur Bronzezeit einen Dolch am Gürtel trug — und grosse, z. B. dass es eine Periode gab, in welcher Eisen unbekannt war. So gewinnt man namentlich alle die wichtigen Regeln über Gleichzeitigkeit und Nicht-Gleichzeitigkeit, welche die Grundlage der prähistorischen Chronologie bilden.

Wann nun auf diese Weise von einzelnen Fällen auf alle geschlossen werden darf, wie viele gleichartige Beobachtungen notwendig sind, um eine Regel aufstellen zu können, darüber lässt sich nichts im allgemeinen entscheiden. Das hängt von der Natur der einzelnen Sache ab. Hieraus fliessen die widerstreitenden Anschauungen und die übereilten Regeln, die selbst den

Besten verleiten. L. Lindenschmit sah, dass im Norden viele etrurische Bronzesachen gefunden worden waren, und schloss daraus, dass alle im Norden gefundenen Bronzeobjekte aus Etrurien eingeführt seien (Bd. I, S. 234).

Bisweilen wird so sehr nach Regeln gejagt, als ob man vergessen hätte, dass die Regeln wirklich giltig sein sollen. Und doch, besser eine Regel, die einmal in Zukunft verworfen werden muss, als gar keine. Denn erstens kann der Archäologe ebensowenig wie jeder andere denkende Mensch umhin, aus vorliegenden Beobachtungen Resultate zu ziehen; er muss zu jedem Zeitpunkt einen Rechnungsabschluss über die Summe des Wissens machen. Und zweitens gelangt man weiter, indem man beständig an teilweise fehlerhaften Regeln korrigiert; auch diese können ihren Nutzen bringen, sofern sie nur auf alles, was man zu einer gegebenen Zeit wissen kann, aufgebaut sind. Die derart begangenen Fehler soll die Nachwelt verzeihen, ja sie soll dafür dankbar sein. Mehr verdankt man jedoch dem, der die vollständig giltige Regel nachgewiesen hat, die in richtiger Weise gesichert ist, teils durch die Masse von Beobachtungen, teils durch den Nachweis der wirkenden Ursachen. Beides ist notwendig. Es war nicht genug daran, dass Tausende von Funden die Regel ergaben, dass Eisen nicht mit den alten Bronzen zusammen angetroffen wird; die Ursachen dieses Verhältnisses mussten gefunden werden, damit die Sache als entschieden gelten könne.

Es handelt sich somit darum, Regeln zu finden, und da diese von der Menge der Beobachtungen abhängen, darf keine Wahrnehmung dem Fachmanne entzogen werden. Nur er kann beurteilen, ob der vorliegende Fall dazu beitragen kann, eine Regel aufzustellen oder zu befestigen. Daraus entspringt die weitgehende Forderung, dass kein Rest der Vorzeit, es sei ein grosser Grabhügel oder eine kleine Urne, vernichtet werden darf, ohne dass ein sachkundiges Urteil darüber ergangen ist. Daraus geht hervor, wie notwendig für den Fachmann möglichst grosse Kenntnisse sind, erworben in Museen, aus der Literatur und aus der Autopsie der Denkmäler im Freien; denn ohne diese ist er ausser Stand, über die Bedeutung des Fundes zu urteilen. Hieraus ergiebt sich zugleich, wo die Grenze für das planmässige Einsammeln des Stoffes gezogen werden soll. Der Eifer ist übel angewendet, mit dem oft Stoff gesammelt wird, welcher nur be-

stätigt, was man schon vorher wusste, oder mit dem wertlose Sachen aufgehäuft werden, über welche sich keine fruchtbare Regeln bilden lassen. Auf nicht wenigen Punkten kann man bereits jetzt ruhig eine Grenze ziehen.

Nun wird man aber fragen: welche Sicherheit hat im Grunde die archäologische Regel? Es wird wohl behauptet, dass diese Beile der jüngeren Steinzeit angehören und jene Schwerter der vorrömischen Periode; weshalb aber sollten dieselben Formen nicht auch in älterer oder jüngerer Zeit einmal auftauchen? Über die Zuverlässigkeit der archäologischen Resultate hegt man ziemlich allgemein gewisse Zweifel.

Es hilft nichts, auf die vielen Beobachtungen und die lange Erfahrung hinzuweisen; der Zweifel an dem Werte der Regel wird doch festgehalten. Er schwindet nur dann, wenn man erkannt hat, dass die archäologische Regel auf derselben Voraussetzung beruht, wie alle für das menschliche Leben geltenden Regeln, auf der Voraussetzung von Gesetzmässigkeit und Konstanz im Leben und in seinen Wirkungen. Andernfalls liessen sich keine Regeln gewinnen. Zwar ist im Leben des Menschen alles in Bewegung, jeder Tag verschieden von dem vorigen; Fortschritt und Rückschritt herrscht überall, selbst die umgebende Natur verändert sich. Aber die Bewegung geht langsam vor sich; sie wird erst nach Verlauf einer gewissen Zeit erkennbar. Weder Individuen noch Völker verändern sich plötzlich von Grund aus. Das Konstante in der Bewegung ist die Voraussetzung für die archäologische Regel. Wir sind erfahrungsgemäss berechtigt, überall eine Konstanz in Gebrauchsgegenständen, Kunst und Stil, Sitte und Brauch vorauszusetzen, und für diese Konstanz werden Regeln gesucht. Sie werden gesucht für *Typen* von Altertümern und Monumenten — Formen, die erfahrungsgemäss eine gewisse Konstanz gehabt haben, für Fundtypen — Kombinationen, die als konstant beobachtet worden sind, für Stilarten — das konstante Kunstgepräge, für Sitte und Brauch, für die geographischen und chronologischen Gruppen, kurz für alle einzelnen Glieder des komplizierten archäologischen Systems.

Von allen diesen Regeln wissen wir aber, dass sie nur für gewisse Orte und gewisse Zeiten gelten, dass sie Grenzen haben, wo sie mit anderen Regeln, die einen anderen Geltungskreis haben, zusammenstossen und in Konkurrenz treten. Daher die Aus-

nahmen, die an jeder archäologischen Regel hängen, aber nicht störende und Verlegenheit bereitende Ausnahmen, sondern im Gegenteil beruhigende und aufklärende. Sie entspringen nämlich nicht dem Zufall und fern liegenden Faktoren, sondern der Notwendigkeit und nahe liegenden Faktoren. Auf diese Weise werden die Bindeglieder zwischen den feststehenden Partien, die Übergangsfunde und die Übergangsformen ausfindig gemacht. Die Regeln müssen überall übereinander greifen — ob viel oder wenig, kann nur die Beobachtung lehren. Es ist daher ein vollkommenes Missverständis, feste Grenzen in der Archäologie zu suchen; solche giebt es vielleicht in der Naturgeschichte, aber nicht in der Geschichte des Menschen. Die richtige Erkenntnis dieses Satzes hat namentlich ihre Bedeutung für die Feststellung der chronologischen Grenzen, einer wichtigen Sache in der Archäologie, die ja eine chronologische Ordnung anstrebt (vgl. Bd. I, S. 396).

Oft wird, für eine oberflächliche Betrachtung nicht ohne Erfolg, eine ganz andere Methode als die hier besprochene angewendet; man sucht die Regel nicht aus Beobachtungen zu gewinnen, sondern bringt sie fertig und abgeschlossen von anderswo mit, stamme sie nun aus einem anderen wissenschaftlichen Fache oder sei sie aprioristisch ersonnen. So z. B. wurde bei der Untersuchung des Problemes der Bronzezeit im Norden eine Reihe von Sätzen aufgestellt, wie »Die Bewohner der Nordens verstanden sich in der Vorzeit nicht auf tüchtige und kunstfertige Bearbeitung von Metallen« oder »Die alten Bronzen sind mit Stahl bearbeitet« u. s. w. (s. Bd. I, S. 234, 284, Bd. II, S. 218). Damit war die Frage rasch entschieden und die nordische Bronzezeit als Fiktion erwiesen. Das missliche bei dieser Vorgangsweise war nur, dass die aufgestellten Sätze unbewiesen und falsch waren. Der gleichen Gefahr ist man in der Regel bei Deduktion von allgemeinen Regeln, die a priori gebildet sind, ausgesetzt. Sind die Regeln zuverlässig, dann ist die Methode gewiss vortrefflich. Aber es ist unwahrscheinlich, dass er möglich sein sollte, von anderen Gebieten aus viele sichere Regeln auf die Archäologie zu übertragen, welche für die vorgeschichtlichen Zustände Giltigkeit und zugleich Bedeutung haben sollten. Es wäre somit unklug, diesen deduktiven Weg zu betreten. Die eigentliche Methode der Archäologie ist die

oben besprochene, ungleich langsamere und beschwerlichere, aber dafür auch sichrere Induktion.

Es wird aber mehr angestrebt als die blosse Erkenntnis der Regeln. Man muss wissen, warum und wie sie entstehen, warum und wie sie zu wirken aufhören. Die Regeln repräsentieren die Wirkungen von Ursachen, und diese letzteren wünschen wir zu kennen. Weshalb wurde ein Werkzeug gerade so, wie es ist, geformt, was war seine Bestimmung? Weshalb tritt diese oder jene neue Form auf und wie bildete sie sich zu anderen Formen um? Warum sind gewisse Gegenstände in Erde und Moor in einer bestimmten Art niedergelegt? Die Ursachen können nicht beobachtet werden; wie macht man sie also ausfindig?

Der Versuch, die Ursachen unmittelbar auszusinnen, ist ziemlich hoffnungslos; gewöhnlich bieten sich da zu viele Möglichkeiten. Gegenwärtig lässt man sich auf solche Versuche auch nicht gerne ein. Früher dagegen spekulierte man aus, dass der Donnerstein sich aus den Blitzdämpfen bilde (Bd. I, S. 176); man philosophierte über die Ursache der Bronzezeit und fand sie darin, dass Kupfer und Zinn in der Natur leichter zugänglich vorkommen als das Eisen oder dass sie leichter zu bearbeiten sind; man erklärte die gebogene Linie der Schwertschneide oder die Krümmung der Bügelnadel aus einer innewohnenden Kraft und Elastizität. Ein solches unmittelbares Ausdenken von Ursachen wird künftighin sicherlich nur mehr gewisse spekulativ angelegte Köpfe befriedigen, während in der Archäologie dafür kein Platz mehr vorhanden ist.

Die gewöhnliche Art, wie eine Ursache gesucht wird, ist durch Vergleich und Schluss. Man sucht anderwärts ähnliche Wirkungen, deren Ursache bekannt ist, und schliesst nun, dass dieselbe Ursache auch auf dem archäologischen Gebiete gilt; denn gleiche Wirkungen haben gleiche Ursachen. Man verglich die europäischen Steinaltertümer mit den Waffen der Naturvölker und schloss, dass die bearbeiteten Steinstücke von bisher unbekannter Bestimmung ebenfalls Waffen seien (Bd. I, S. 180). Die Thongefässe der Vorzeit treten oft nach einem Regen aus dem Acker hervor, wie Pilze nach einem Regenguss aufschiessen; das Volk schloss daraus, dass die Urnen eine Art natürlicher Pilze seien, denn der Regen war die gemeinsame Ursache ihres Erscheinens. Beide Schlüsse sind formell richtig; von dem Be-

kannten wurde die Ursache auf das Unbekannte übertragen; der wesentliche Unterschied ist nur, dass im ersten Fall eine wirkliche Ähnlichkeit vorhanden ist, im letzteren nicht. Diese Beispiele zeigen den ganzen Abstand zwischen einer richtigen und einer unrichtigen Anwendung des Analogieschlusses.

Es kommt darauf an, dass die Ähnlichkeit in gewissen Richtungen hinreichend gross ist, um auf Ähnlichkeit in anderen schliessen zu lassen. Darüber lässt sich bald eine Einigung erzielen. Ist die Ähnlichkeit sehr gross oder fast vollständig, so ist der Schluss in der Regel recht sicher. Einige im Norden gefundene Bronzegefässe gleichen ganz den römischen Fabrikaten; sie sind also römischer Import. Erst wenn der Unterschied merkbar ist, beginnt die Unsicherheit. Die runden, in eine Spitze aufschiessenden Bronzeplatten vom Schlusse der älteren Bronzezeit sind den älteren, am Gürtel gefundenen sehr ähnlich; sie müssen daher ebenfalls Gürtelplatten sein (Bd. I, S. 351). Doch ist der Unterschied in der Form so gross, dass ein Zweifel an der Richtigkeit des Schlusses begreiflich erscheinen kann. So kann man wohl sagen: je grösser der Unterschied, desto grösser auch die Unsicherheit.

Doch muss der Kern der Sache tiefer liegen. Auch bei sehr grosser Ähnlichkeit kann ein Analogieschluss dennoch falsch sein. Ole Borch stellte mit Recht die Feuersteinspäne aus Anholt mit den Feuersteinmessern zusammen, die von den Israeliten zur Beschneidung verwendet wurden, und durfte doch nicht schliessen, dass sie die gleiche Bestimmung hatten (Bd. I, S. 177). Es giebt nordische Steinbeile, die amerikanischen Beilen auf das genaueste gleichen, und doch können sie nicht auf denselben Kreis von Menschen zurückgeführt werden. Jap. Steenstrup verglich die runden Grübchen auf der Ober- und Unterlippe der Köpfe des Gundestruper Kessels mit den runden Farbenflecken, womit die Buddhisten ihr Antlitz verzieren, und schloss fälschlich, dass auch erstere buddhistisch seien (S. 170). Ein recht amüsantes Beispiel bietet die Zusammenstellung der Dekoration nordfranzösischer Steinmonumente mit den feinen Hautlinien der menschlichen Hand. Stark vergrössert gleichen letztere ganz den parallel laufenden gebogenen Mustern auf den Steinen, und doch ist es gar keinem Zweifel unterworfen, dass man diese Haut- und Steinlinien ganz ohne Grund mit einander in ein Parentelverhältnis gesetzt hat.

In ähnlicher Weise ist unzählige Male von Ähnlichkeit in Form, Art und Details ganz verkehrt auf Ähnlichkeit in Zeit, Ursprung oder Bestimmung geschlossen worden, nur weil man nicht erkannte, auf welche Art und welchen Grad von Ähnlichkeit es in jedem einzelnen Falle ankam. Ein sprechendes Beispiel bildet die Kopie, die Nachahmung und namentlich die Fälschung. Bei der antiken Goldmünze und dem geschnittenen Stein kann die Kopie so genau übereinstimmen, dass jeder Gedanke an einen Schluss auf gemeinsamen Ursprung auf Grund der Ähnlichkeit von vornherein aufgegeben werden muss. Selbst die schärfste Lupe kann keinen Unterschied entdecken, und doch ist der Schluss falsch. Ebenso kann es sich mit Schlüssen auf gleiche Bestimmung und Bedeutung verhalten: das Schiff ist in Ägypten ein Sonnensymbol, im Norden ein dekoratives Motiv; es kann ein gewöhnliches Fahrzeug vorstellen; im Christentum wird es ein religiöses Symbol. Der Fisch stellt bildlich das Wasser vor; in Griechenland wie in Japan dient er zur Dekoration von Speiseschüsseln, und ausserdem ist er auch ein heiliges christliches Zeichen. Das Beil kann ein Opferbeil, ein Kriegsbeil, ein Werkbeil oder ein religiöses Symbol sein. Der Kreis ist ein Sonnenbild, ein Ornamentmotiv, ein Knopf, der buddhistische Antlitzfleck oder das Schönheitspflästerchen der Rokokozeit. Man kann daher von Ähnlichkeit in Form nicht auf Ähnlichkeit in Zeit, Ort und Bestimmung schliessen.

Und doch wissen wir gut, dass solche Schlüsse gezogen werden müssen und dass ihnen auch Realität innewohnt. Der Archäologe muss wie alle anderen Menschen nach Analogien schliessen. Rasch und ohne Bedenken bestimmen wir mit Hilfe des Analogieschlusses dieses Artefakt als ein Beil, jenes als ein Schwert, und wir sind auch ganz darauf angewiesen, da die Bestimmung sich auf keinem anderen Wege ausfindig machen lässt; man kann ja die Anwendung dieser Artefakte nicht beobachten. Dieses Buch ist voll von Analogieschlüssen — hoffen wir, dass sie gut befunden werden. Aber die gleichen Schlüsse führten zu den ärgsten Missgriffen, wie wir oben bei Besprechung der Goldhörner und des Silberkessels gesehen haben, sie verleiteten dazu, Ägypten im deutschen Altertum oder im irischen Mittelalter zu finden, die Mykenaefunde in die Völkerwanderungszeit zu versetzen u. a. m.

Wann ist denn nun der Analogieschluss richtig und wann

nicht? Ja, liesse sich das bestimmen, da wäre manchem Verfasser und manchem Leser geholfen und die Anzahl der Buchdrucker könnte bedeutend eingeschränkt werden. Unglücklicherweise lässt sich aber keine bestimmte Regel angeben; es kommt, in der Archäologie wie sonst im menschlichen Leben, auf den Grad und die Art der Ähnlichkeit in jedem einzelnen Falle an. Wenn Erasmus Montanus (in dem bekannten Lustspiele Holbergs) dem Schulmeister Per beweist, er sei ein Hahn, da der Hahn krähe und Per ebenfalls, oder wenn er seiner Mutter Nille beweist, sie sei ein Stein, da ein Stein nicht fliegen könne und sie ebenfalls nicht, so sind wir darüber einig, dass er das Gewicht der Analogien nicht hinreichend genau in Berechnung gezogen hat. Anderseits aber können wir dem Richter recht geben, der einen Verbrecher nach Indicien für schuldig erklärt, da die Masse der Identitätsschlüsse vollständig überzeugend ist. Wie in diesen Fällen, so ist es auch in der Archäologie die Art und der Grad der Analogie, worauf es ankommt. Dies ist ganz selbstverständlich, und jedermann weiss dies; gleichwohl ist es kaum überflüssig, nachdrücklich daran zu erinnern. Denn gleichwie oft auf Grund unzureichender Indicien ein ungerechtes Urteil gefällt worden ist, und gleichwie Nille sich von den Schlüssen Erasmi ganz überwältigt fühlte, so hat auch der Archäologe oft aus unzureichenden Ähnlichkeiten Schlüsse gezogen und der Leserkreis sich eine Zeit lang davon ganz überzeugt gefühlt. Es muss daran erinnert werden, damit begreiflich werde, dass eine Meinung oft so scharf einer anderen Meinung gegenüberstehen kann; dies kommt daher, weil die Ähnlichkeiten bei den verschiedenen Forschern nicht gleich schwer wiegen: die buddhistischen Ähnlichkeiten des Silberkessels wiegen viel für Jap. Steenstrup, nichts für den, der die Heimat des Kessels im Norden findet. Es muss daran erinnert werden, damit der Leser sich darüber klar werde, dass der ehrenwerte archäologische Richter nicht selten erklären muss, es lägen nicht hinreichend gute Indicien vor, um einen Urteilsspruch ergehen zu lassen. Endlich muss daran erinnert werden, damit man sich vor Fehlschüssen auf Grund unzureichender Ähnlichkeit gebührend in Acht nehme. Und wirklich stehen dem Archäologen Mittel zur Verfügung, durch die er sich sichern, wenn auch seinen Stoff nicht wie ein Richter den Sünder im Verhör zum Geständnis zwingen kann.

Man kann zwar davon ausgehen, dass aus Ähnlichkeit

immer auf Verwandtschaft geschlossen werden darf; aber die archäologische Verwandtschaft hat viele Arten: Verwandtschaft nach Ursprung und Fabrikation, Nachahmung und Ableitung, Zweck und Bestimmung, und jede dieser Arten hat wieder viele nähere und entferntere Grade. Welche Art und welchen Grad von Verwandtschaft man anzunehmen hat, das hängt von den einzelnen vorhandenen Übereinstimmungen ab, unter denen wieder die Übereinstimmung von Ort und Zeit die grösste Rolle spielt. Aus der Ähnlichkeit der Mäanderzeichnungen in Griechenland und im Norden kann auf Verwandtschaft geschlossen werden (S. 68). Da aber viele Jahrhunderte zwischen diesen beiden Gruppen liegen, kann von einer Ursprungs- und Fabrikationsverwandtschaft nicht die Rede sein; die im Norden gefundenen, mit Mäandern verzierten Objekte können nicht eingeführt sein. Der Abstand von Ort und Zeit ist anderseits nicht so gross, dass er die Annahme einer Nachahmungs- und Ableitungsverwandtschaft ausschlösse. Wenn der Mäander auch in Amerika erscheint, so ist dagegen der örtliche und zeitliche Abstand zu gross, als dass die Art der Verwandtschaft dieselbe sein könnte. Hier kann man nur auf eine Verwandtschaft in Zweck und Bestimmung schliessen; der Mäander muss in Europa und in Amerika selbständig aufgekommen sein. Sollen Fehlschlüsse vermieden werden, so muss die Untersuchung von Zeit und Ort immer die Voraussetzung und Grundlage des archäologischen Vergleiches bilden.

Bei offenkundiger Ungleichheit von Ort und Zeit sind Schlüsse selbst auf Grund bedeutender Übereinstimmungen in anderen Richtungen meist gefährlich. Der Hammer war im Altertum ein heiliges Symbol; heute ist er nur ein Schmiedewerkzeug; das Schiff war in Ägypten ein Sonnensymbol, im Norden ein dekoratives Element u. s. w. (s. die o. a. Beispiele S. 301). Innerhalb desselben Zeit- und Kulturkreises dagegen reicht die Geltung von Analogieschlüssen sehr weit; die chronologische und geographische Übereinstimmung repräsentiert ein Schwergewicht, das viele Einzelanalogien aufwiegen kann.

Es gibt ein eigenes Mittel, diese Übereinstimmung als Basis für den Schluss aufzudecken oder wenigstens die Ungleichheit auf ein bedeutungsloses Minimum zu reduzieren. Die Urnenfelder in Italien und im Norden sind einander sehr ähnlich (S. 33); aber der örtliche und zeitliche Abstand ist zu gross,

um einen Schluss zu erlauben. Daher sucht man die entsprechenden Begräbnisplätze auf der ganzen dazwischenliegenden Strecke in Nord-, Mittel- und Süddeutschland auf, und durch eine Reihe von Schlüssen, die jeder für sich das örtlich und zeitlich ganz nahe liegende betreffen, werden die Endpunkte der Reihe mit einander verbunden; so auch bei der Spiralornamentik zur Bronzezeit (Bd. I, S. 294), bei dem Mäanderornament in der Eisenzeit (S. 68) und sonst überall. Der Nachweis von zusammenhängenden Stoffreihen, deren einzelne Glieder sich zeitlich und örtlich berühren, ist eine Hauptmethode der vorgeschichtlichen Archäologie, welche eine bedeutende Sicherheit für Schlüsse gewährt.

Dadurch erreicht man auch den Vorteil, dass das Material zu einem Stoffganzen vereinigt wird, abermals ein wichtiges Mittel zur Sicherung. Die Behandlung eines knappen und nicht sehr vielseitigen Stoffes ist meist gefährlich. Einzelne Steinbeile oder die runden Farbenflecken im Antlitz (S. 300) bieten zu wenige Details. Man muss sich vielmehr an die ganze Reihe von Äxten, an den ganzen Stil der Köpfe halten. Der Fürsprecher buddhistischen Einflusses auf den Norden vergleicht ein Randornament der Goldbrakteaten, gebildet von fortlaufenden Bogen (s. Abb. 118), mit den grossen, kuppelartig gewölbten Topen in Asien und schliesst, dass das Ornament eine Reihe dieser Bauten darstelle. Hier muss verkleinert werden, wie bei den Hautlinien vergrössert werden muss, um überhaupt eine Ähnlichkeit herauszufinden. Die Hauptsache ist aber, dass die ganze Übereinstimmung in einer einfachen gebogenen Linie liegt; letztere findet sich aber auch beim Fingerhut und beim Regenbogen. So oft man sich mit einer so dürftigen Ähnlichkeit begnügt, läuft man Gefahr, falsch zu schliessen.

Bietet aber das Material nur Einzelheiten und kein Stoffganzes, oder ist es unmöglich, auf dem vorhin angegebenen Wege den zeitlichen und örtlichen Abstand zu verringern, und würden demnach Schlüsse sehr unsicher ausfallen, so braucht man doch noch lange nicht die Sache aufzugeben und die Hände in den Schooss zu legen. Der Stoff wird oft zur Bildung einer guten Hypothese hinreichen. Der Erklärungsversuch ist ein Hauptweg der vorgeschichtlichen Archäologie. Er muss oft betreten werden, denn der Stoff ist vorläufig lückenhaft und man bedarf zur Aufklärung der unbekannten fernen Zeiten der vollen Hilfe, die ein Vergleich mit den historischen und mit den exo-

tischen Völkern bieten kann. Man sucht ähnliche Wirkungen auf den Gebieten, wo auch die Ursachen bekannt sind, selbst wenn der örtliche und zeitliche Abstand sehr gross ist, und sieht nun zu, ob nicht dieselben Ursachen auch auf vorgeschichtlichem Grunde gelten könnten. Man läuft dabei keine grosse Gefahr. Jedermann weiss, dass es sich hier nur um Erklärungsversuche handelt; jedermann weiss auch, wie diese erprobt werden können, dass ihr ganzer Wert von der Art und Menge der Fakta abhängt, um deren willen sie angestellt werden. Wird die Hypothese nicht ganz befriedigend befunden, so wird sie weiterer Prüfung anheimgestellt, bis sie einmal, im Laufe der Zeiten berichtigt und umgemodelt, ihren Namen ändert und ein gewonnenes Resultat genannt werden kann.

Da es sich um Erklärung von menschlichen Verhältnissen handelt, versucht man es zunächst mit allen Faktoren, die allgemein herrschen und walten: Krieg und Frieden, Ein- und Auswanderung, Fortschritt und Rückschritt u. s. w. Speziellere Ursachen findet man sodann durch ein planmässiges Aufsuchen von Analogien. Zur Erklärung des Aufkommens der Leichenverbrennung (Bd. I, S. 360) wandte sich die Forschung allen Gebieten zu, wo sich erwarten liess, dass die Bedeutung dieses Brauches noch bekannt sei; dies war in Amerika der Fall, und nun wurde der Versuch angestellt, ob derselbe Gedanke auch im Norden massgebend gewesen sein könne. Einen anderen Weg, diese Ursache ausfindig zu machen, gibt es nicht. Grosse Vergleiche mit fernliegendem Stoff, der so ähnlich als möglich sein muss, bilden immer die Voraussetzung dieser Hypothesen; ob aber solche überhaupt aufgestellt werden können, hängt ganz von der Anzahl und Art der Ähnlichkeiten ab. Vereinzelte und ganz einfache Ähnlichkeiten geben keinen Anlass zu Erklärungsversuchen.

Von weit grösserer Bedeutung für die vorgeschichtliche Archäologie ist jedoch der Vergleich mit naheliegendem Stoff, der einerseits wesentlich gleich, anderseits ebenso ungleich ist. Hypothesen auf dieser Grundlage bilden ein Hauptelement der neueren Forschung. Hier kommt es auf die Verbindung von Gleichheit und Ungleichheit an. Zwei Ringe, die in gewissen Zügen gleich, in anderen ungleich sind, geben Anlass zu der Hypothese, dass der eine eine Nachahmung des anderen ist oder dass er in eine spätere Zeit fällt (S. 42). Werden solche Hy-

pothesen an einem grossen Stoffe durchgeführt, so führen sie zur Erkenntnis von fortgesetzter Form- und Stilentwicklung, von Fortschritt und Rückschritt der Fertigkeiten, von Kultureinflüssen und Übertragungen. Auch hier wird die Hypothese wesentlich gestützt durch Beibringung von grossen, am besten von mehreren parallelen Reihen, wenn möglich zugleich mit einer aufsteigenden und fallenden Klimax (Bd. I, S. 377 ff.).

Dieser Art des Vergleiches hat man, soweit es sich um Typen von Altertümern handelt, ziemlich überflüssiger Weise einen eigenen Namen gegeben und sie die typologische Methode genannt. Sie ist nur ein Glied der allgemeinen archäologischen Untersuchungsmethode. Man glaubte eine Zeit lang, hier einen besonderen Weg zur Wahrheit gefunden zu haben, und war daher um so weniger auf der Hut vor den Fehlern, die jeder Aufstellung von Hypothesen nahe liegen. Wenige einfache Einzelheiten schienen hinreichend zu sein. Kleine Variationen der Formen von Altertümern riefen Hypothesen hervor, die mit Zweifeln überladen und daher bedeutungslos waren; vor allem aber wurde gefehlt, indem man glaubte, es liessen sich gute Hypothesen über die Altertümertypen selbst, ihre Form, ihren Bau und ihre Ornamente bilden, ohne dass es dazu anderer Übereinstimmungen und Abweichungen, namentlich örtlicher und zeitlicher, bedürfe. Ganz im Gegenteil müssen diese, wie bei jeder archäologischen Vergleichung, so auch dann, wenn ein Vergleich von Typen die Basis einer Hypothese bilden soll, vor allem anderen berücksichtigt werden, und der Vergleich darf ferner nur mit einem reichen und vielseitigen Stoff, der wesentliche Ähnlichkeiten und wesentliche Abweichungen darbietet, angestellt werden. Andernfalls gibt er keine Veranlassung zu Hypothesen von irgendwelchem Werte.

Als Hilfsfächer bedient sich die vorgeschichtliche Forschung der angrenzenden archäologischen, historischen und philologischen Disziplinen in weitem Umfange. Wir haben oben gesehen, wie von allen Seiten Wege und Stege zu dem vorgeschichtlichen Stoff führen. Insbesonders stützen sich alle Zeitbestimmungen in erster Instanz auf Daten, die von fremdem Boden geholt sind (Bd. I, S. 310, 399). Gewisse Teile des Stoffes müssen vom Naturforscher behandelt werden. Zoologen, Botaniker und Chemiker haben, jeder von seinem Gebiete aus, Aufklärungen von grösster Bedeutung geliefert (Bd. I, S. 205, 345, 459, Bd. II,

S. 135 u. s. w.). In der Regel wird der Archäologe den Stoff beibringen und die Frage stellen; von der Art, wie dies geschieht, hängt der Wert des Resultats ab. Noch mehr gilt dies, wenn man bei dem modernen Handwerk und der modernen Technik Beistand sucht; richtig befragt, wird der kundige Fachmann auf zahlreichen Punkten wesentliche Aufklärungen über die Vorgeschichte geben können (Bd. I, S. 270, 285, 462). Dabei kann sich die Notwendigkeit ergeben, Arbeiten des Altertums zu reproduzieren und die Verwendbarkeit der alten Werkzeuge zu erproben. Ein solches Experiment wird sich jedoch gewöhnlich nur bekräftigend und illustrierend an anderweitig gewonnene Resultate schliessen. In einem gewissen Stadium der Untersuchungen haben aber solche Experimente ihre Bedeutung gehabt, so bei der Diskussion über die Ausführung der Ornamente der Bronzezeit (Bd. I, S. 284) und über die Verwendbarkeit der Werkzeuge mit Schneide aus der älteren Steinzeit (Bd. I, S. 32).

Die Methode der vorgeschichtlichen Archäologie besteht also eigentlich und vor allem in Beobachtung, sodann in Vergleichung zwischen wesentlich Gleichem, oder zwischen dem wesentlich Gleichen und dem in demselben Grade Ungleichen, beides zur Grundlage von Schlüssen oder Hypothesen dienend. Die kräftige Entwicklung der Forschung im Laufe dieses Jahrhunderts beruht auf der bedeutenden Vermehrung des Stoffes sowohl durch zufällige Funde als durch planmässige Untersuchungen, auf einer weiter und nach neuen Richtungen hin ausgedehnten Vergleichung, auf einer fortgesetzten genauen Beobachtung, Schlüssen auf Grundlage eines ausgebildeten, wissenschaftlichen Abschätzungsvermögens und auf glücklichen Hypothesen. Von denselben Faktoren hängt auch ihre Zukunft ab.

Eine grosse Zukunft darf man ihr aber wohl nach der bisherigen Entwicklung prophezeien. In Skandinavien und Norddeutschland hat die Forschung seit drei Generationen keine Unterbrechung erfahren, und ringsum im Auslande hat sie sich früher oder später erhoben. Sie sprosste überall auf freiem, ungehegtem Felde auf, wie in Dänemark zu Beginn des Jahrhunderts. Kein Schirmdach wurde von den alten wissenschaftlichen Institutionen über ihr errichtet, und sie fand anfangs immer recht unfreundliche Aufnahme. Man konnte nicht verzeihen, dass über Dinge gedacht wurde, die nicht akademisch abgestempelt waren, und dass eine Wissenschaft Hilfe und Freundschaft bei den

Laien-Zöllnern und Sündern finden konnte. Ihre Jugend muss sich die vorgeschichtliche Archäologie noch nach Verlauf von hundert Jahren vorwerfen lassen.

Die Jugend äussert sich aber nunmehr gewiss vor allem in Kraft und Wachstum. Anstatt aristokratisch ihre Ahnen bis in das Mittelalter zurückzuzählen, zieht es die Archäologie vor, sich als Kind der neuen Zeit zu fühlen, bürgerlich geboren am Morgen des Freiheitsjahrhunderts. Stolz darüber, aus dem Schoosse des Volkes hervorgegangen zu sein, wird sie ihre freie eigentümliche Sonderstellung bewahren. Auch in Zukunft wird sie Laien und Gelehrte gleichmässig an sich ziehen, und nie den Wahlspruch entfernen, der auf ihrem Feldzeichen steht: ebenso populär als wissenschaftlich.

Was unter dieser Flagge erreicht worden ist, liegt klar zu Tage. Das neue Fach ist zugleich im Stande gewesen, sich seine eigene Literatur und seine eigenen Institutionen, Museen, Gesellschaften und Versammlungen zu schaffen. Mit vollem Bewusstsein hat es diesen sein eigenartiges Doppelgepräge der Wissenschaftlichkeit und Volkstümlichkeit aufgedrückt. Recht besehen ist das ein einheitliches Gepräge, das es den guten Mächten verdankt, welche die vorgeschichtliche Forschung hervorgerufen haben und beständig tragen: dem Drange des Volkes nach Selbsterkenntnis und seiner Liebe zu den Denkmälern seiner Vorzeit.

SACH- UND AUTOREN-REGISTER.*

* Ausgearbeitet vom Übersetzer. Das Princip des Index zum Original, die Einzelheiten möglichst zu Gruppen zu vereinigen, und nicht jede beiläufige Erwähnung einer Form, eines Namens etc. zu verzeichnen, sondern nur die Stellen hervorzuheben, wo das Thema wirklich behandelt wird, ist beibehalten.

ORTS- UND FUNDSTÄTTEN-REGISTER.*

* Ausgearbeitet vom Verleger. In diesem Register sind alle Orte und Fundstätten verzeichnet, die im Text des Werkes vorkommen. — Auf der Karte sind einige neuere Fundstätten angegeben (wie Agersö, Asaaby, Ober-Jersdal, Ringe), die im Text noch nicht erwähnt sind und daher in dieses Register nicht aufgenommen wurden.

*

